~~g:744, N.F.~~, 3.4

30.3020
3.4

Thomas Babington Macaulay's

ausgewählte Schriften

geschichtlichen und literarischen Inhalts.

Neue Folge.

Dritter Band:

Ueber utilitarische Logik und Politik. — Das Gesetz der Bevölkerung. — Pompeji. — Abend. — Rosamund. — Kind von Frankreich. — Moncontour. — Lieder aus dem Bürgerkriege.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1860.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt des dritten Bandes

Neuer Folge.

Ueber
utilitarische Logik und Politik.

I.

Von den Philosophen, welche sich Utilitarier nennen und welche andere gewöhnlich unter dem Namen Benthamiten *) begreifen, ist Herr Mill, mit Ausnahme des berühmten Gründers der Secte, bei Weitem der ausgezeichnetste. Das kleine Werk, welches jetzt vor uns liegt (unter dem Titel: Abhandlungen über Regierung, Jurisprudenz, Preßfreiheit, Gefängnisse und Gefängnißzucht, Colonien, Völkerrecht und Erziehung), enthält ein Resume der Ansichten, welche dieser Herr und seine Brüder über verschiedene Gegenstände hegen, die für die Gesellschaft äußerst wichtig sind. Alle sieben Abhandlungen, woraus es besteht, enthalten eine Menge merkwürdiger Dinge. Gegenwärtig wollen wir indessen unsere Bemerkungen auf den Artikel über Regierung beschränken, welcher in dem Bande voransteht. Vielleicht werden wir bei einer künftigen Gelegenheit versuchen, den übrigen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Man muß zugeben, daß es nach der Ansicht der Bewunderer des Herrn Mill keine leichte Aufgabe ist, einem seiner Werke gerecht zu werden. Sie stellen ihn freilich nicht in dieselbe Reihe mit Bentham,

*) Nach Bentham, einem berühmten Rechtsgelehrten, der das Nützlichkeitsprincip für die wahre Philosophie erklärte und sich besonders durch eine Schrift „über die Regierung" und die „Vertheidigung des Wuchers" einen Namen machte. Gründete 1824 die Westminster Review. A. d. Ü.

aber die Ausdrücke, mit welchen sie den Schüler preisen, sind — obwohl sie schwach erscheinen, wenn man sie mit den Hyperbeln der Anbetung vergleicht, die sie anwenden, wenn sie von ihrem Meister reden — so stark, wie nur irgend ein nüchterner Mensch sie sich über Locke oder Baco erlauben würde. Die vorliegende Abhandlung ist vielleicht das bemerkenswertheste von den Werken, denen Herr Mill seinen Ruhm verdankt. Von den Mitgliedern seiner Secte wird sie als vollkommen und unwiderleglich angesehen. Jeder Theil davon ist einer von ihren Glaubensartikeln; und die verdammenden Clauseln, welche in ihrem Glauben häufiger sind als in irgend einem theologischen Symbol, das uns bekannt ist, sind stark und gewaltig gegen Alle, welche nur einen Theil von dem verwerfen, was so unwiderleglich bewiesen ist. Niemand, so behaupten sie, der genug Verstand hat, um den ersten Satz des Euklid zu begreifen, kann dieses Meisterstück der Beweisführung lesen und mit gutem Gewissen erklären, daß er nicht überzeugt ist.

Wir haben eine sehr verschiedene Ansicht von diesem Werke uns gebildet. Wir glauben, daß die Theorie des Herrn Mill auf durchaus falschen Grundsätzen ruht, und daß er selbst über diese falschen Grundsätze nicht einmal logisch abhandelt. Trotzdem halten wir es nicht für sonderbar, daß seine Speculationen die Utilitarier mit Bewunderung erfüllt haben. Wir haben uns schon seit längerer Zeit zu der Ansicht geneigt, daß diese Leute, welche Einige als die Lichter der Welt, und Andere als eingefleischte Teufel betrachten, meistentheils ganz gewöhnliche Menschen mit engem Verstande und wenig Wissen sind. Die Verachtung, welche sie für die schöne Literatur zeigen, ist offenbar die Verachtung der Unwissenheit. Wir vermuthen, daß Viele unter ihnen Personen sind, welche wenig oder Nichts gelesen haben und entzückt darüber sind, von dem Gefühl ihrer Untergeordnetheit durch einen Lehrer befreit zu werden, der sie versichert, daß die Studien, welche sie vernachlässigt haben, werthlos sind; der ihnen fünf oder sechs Phrasen in den Mund legt, ihnen einen überzähligen Band der „Westminster Review“ leiht und sie in einem Monate zu Philosophen umwandelt.

Vermischt mit diesen Schwätzern, deren Talente grade dazu hinreichen, sie von der Bedeutungslosigkeit von Dummköpfen zur Würde unausstehlicher Menschen zu erheben und Schrecken unter ihren frommen Tanten und Großmüttern zu verbreiten, sind, wie uns wohlbekannt ist, viele wohlmeinende Männer, welche wirklich viel gelesen und gedacht haben, deren Lectüre und Nachdenken aber fast ausschließlich auf eine Art von Gegenständen beschränkt gewesen ist, und welche in Folge davon, obwohl sie viele werthvolle Kenntnisse über diese Gegenstände besitzen, durchaus nicht so dazu befähigt sind, über ein großes System zu urtheilen, als wenn sie die Literatur und Gesellschaft mit einem weitern Blicke umfaßt hätten.

Nichts ist erheiternder oder belehrender, als die Art und Weise zu beobachten, in welcher Menschen, die sich für klüger halten als alle Uebrigen auf der ganzen Welt, in Schlingen fallen, welche der einfache gesunde Menschenverstand ihrer Nachbarn entdeckt und vermeidet. Einer von den Hauptsätzen der Utilitarier ist, daß Gefühl und Beredtsamkeit nur dazu dienen, die Erkennung der Wahrheit zu hemmen. Sie zieren sich daher mit einer quäkerartigen Einfachheit oder vielmehr einer cynischen Nachlässigkeit und Unreinheit im Stile. Die stärksten Beweisgründe scheinen ihnen nur eben so viel wortreicher Unsinn zu sein, wenn sie in glänzende Ausdrücke gekleidet sind. Inzwischen geben sie ihren Verstand mit einer Leichtigkeit, welche man bei keiner andern Partei vorfindet, den gemeinsten und verächtlichsten Sophismen gefangen, vorausgesetzt, daß diese Sophismen mit den äußern Zeichen der logischen Beweisführung verkleidet, zu ihnen kommen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Logik eben so wohl ihre Täuschungen hat wie die Rhetorik; daß ein Irrthum eben so wohl in einem Vernunftschlusse, wie in einer Metapher verborgen sein mag.

Herr Mill ist nun grade der Schriftsteller, um Leuten dieser Art zu gefallen. Seine Gründe werden mit der äußersten Ziererei der Genauigkeit hergestellt; seine Eintheilungen sind entsetzlich formal; und sein Stil ist gewöhnlich so trocken, wie der in den Elementen Euklid's.

1*

Ob dies ein Vorzug sei, daran muß man uns einigen Zweifel erlauben. So viel ist gewiß, daß die Zeiten, in welchen die wahren Grundsätze der Philosophie am wenigsten verstanden waren, grade diejenigen gewesen sind, in welchen das Ceremoniell der Logik am strengsten beobachtet wurde; und daß die Zeit, von welcher an wir den schnellen Fortschritt der Experimentalwissenschaften datiren, auch diejenige war, in welcher eine nicht so genaue und formale Schreibweise in Gebrauch kam.

Der Stil, welchen die Utilitarier bewundern, paßt bloß für solche Gegenstände, worüber man allenfalls a priori aburtheilen kann. Er wuchs mit der Wortkrämerei auf, welche in den dunkeln Zeiten in Blüthe stand. Mit dieser Wortkrämerei fiel er auch vor der Philosophie Baco's, am Tage der großen Befreiung des Menschengeistes, in den Staub. Die inductive Methode gestattete nicht nur eine größere Freiheit im Ausdrucke, sondern verlangte sie sogar. Es war unmöglich, von Erscheinungen bis zu Grundsätzen zu handeln, sehr leichte Verschiedenheiten in der Beschaffenheit zu bemerken, und die vergleichsweise Wirkung zweier entgegengesetzter Betrachtungen, zwischen denen es kein gemeinschaftliches Maß gab, abzuschätzen — Alles bloß mit dem nackten und magern Kauderwälsche der Scholastiker. Von den Scholastikern hat Herr Mill sowohl den Geist, als auch den Stil geerbt. Er ist ein Aristoteliker aus dem fünfzehnten Jahrhundert, zu spät geboren. Wir haben hier eine ausgearbeitete Abhandlung über die Regierung, aus der man, zwei oder drei beiläufige Anspielungen ausgenommen, nicht ersehen könnte, daß der Verfasser wüßte, daß es überhaupt irgendwelche Regierungen unter den Menschen gäbe. Gewisse Neigungen der menschlichen Natur werden angenommen, und aus diesen Voraussetzungen die ganze Wissenschaft der Politik in synthetischer Weise abgeleitet. Wir können kaum glauben, daß wir nicht ein Buch lesen, daß vor der Zeit Baco's und Galilei's geschrieben ist — ein Buch aus jener Zeit, worin die Aerzte von der Natur der Hitze auf die Behandlung des Fiebers schlossen, und die Astronomen

durch Vernunftschlüsse bewiesen, daß die Planeten keine unabhängige Bewegung haben könnten, weil der Himmel unbestechlich sei und die Natur einen Abscheu vor dem leeren Raume habe!

Auch der Grund, welchen Herr Mill dafür angegeben hat, daß er diese Bahn verfolgt, fällt uns ganz außerordentlich auf.

„Die Erfahrung,“ sagt er, „über diesen Gegenstand scheint, wenn wir bloß die Außenseite der Thatsachen betrachten, getheilt zu sein. Die absolute Monarchie unter Männern wie Nero und Caligula, wie die Kaiser von Marokko und die Sultane der Türkei, ist die Geißel der Menschennatur. Auf der andern Seite beschloß das dänische Volk, der Unterdrückung von Seiten der Aristokratie müde, daß ihr König unumschränkt sein sollte, und ist unter seinem unumschränkten Monarchen so gut regiert wie nur irgend ein Volk in Europa.“

Dies gibt Herr Mill in der That als Grund, um die aprioristische Methode zu verfolgen. Aber unserer Ansicht nach beweisen grade die Umstände, welche er erwähnt, unwiderleglich, daß die aprioristische Methode für Untersuchungen dieser Art durchaus unpassend, und daß die einzige Weise, wie man zur Wahrheit gelangen kann, die Induction ist. Die Erfahrung kann niemals getheilt sein oder auch nur getheilt erscheinen, ausgenommen über eine Hypothese. Wenn wir sagen, daß eine Thatsache mit einer andern unvereinbar ist, so meinen wir damit bloß, daß sie mit der Theorie unvereinbar ist, welche wir über die andere Thatsache gebildet haben. Wenn aber die Thatsache gewiß ist, so ist der unvermeidliche Schluß, daß unsere Theorie falsch ist; und um sie zu corrigiren, müssen wir von einer größern Sammlung von Thatsachen auf Grundsätze zurückschließen.

Nun haben wir hier zwei Regierungen, welche, nach Mill's eigenem Ausdrucke, unter dieselbe Abtheilung in seiner theoretischen Classification kommen. Es liegt daher auf der Hand, daß wir, indem wir über diese theoretische Classification abhandeln, zum Schlusse gelangen werden, daß jene zwei Regierungen dieselben Wirkungen hervorrufen müssen. Aber Herr Mill selbst sagt uns, daß sie nicht

dieselben Wirkungen hervorbringen. Daraus schließt er, daß die einzige Weise, wie man zur Wahrheit kommen kann, ist, unbegrenztes Vertrauen auf jene Kette von Beweisen a priori zu setzen, woraus sich ergibt, daß sie dieselben Wirkungen hervorbringen müssen! Zugleich an eine Theorie und an eine Thatsache zu glauben, welche ihr zuwiderläuft, ist schon eine harte Glaubensübung; aber an eine Theorie zu glauben, weil eine Thatsache ihr zuwiderläuft, das hat noch niemals weder ein Philosoph noch ein Papst verlangt! Und das ist es eben, was Herr Mill von uns verlangt. Er scheint zu glauben, daß, wenn alle Despoten ohne Ausnahme schlecht regierten, es unnöthig sein würde, durch synthetische Gründe zu beweisen, was dann sich klar genug aus der Erfahrung ergeben würde. Aber da einige Despoten so verkehrt sein wollen, gut zu regieren, sieht er sich genöthigt, die Unmöglichkeit, daß sie gut regieren können, durch jene synthetische Beweisführung darzulegen, welche überflüssig gewesen wäre, wenn die Thatsachen ihr nicht zuwidergelaufen wären! Er urtheilt a priori, weil die Erscheinungen nicht so sind, wie er durch sein Urtheil a priori beweisen wird, daß sie sind. Mit andern Worten, er urtheilt a priori, weil er durch eine solche Beweisführung sicher ist, zu einem falschen Schlusse zu gelangen!

Im Verlaufe der Prüfung, welcher wir die Speculationen des Herrn Mill zu unterwerfen gedenken, werden wir viele andere merkwürdige Beispiele von dieser Geistesverfassung anzuführen haben, welche die oben citirte Stelle andeutet.

Das erste Capitel seiner Abhandlung bezieht sich auf die Zwecke der Regierung. „Die Vorstellung über diesen Gegenstand," so sagt er uns, „welche in den Gemüthern der meisten Menschen existirt, ist unbestimmt und nicht unterscheidend." Er nimmt zuerst, richtig genug, an, daß der Zweck der Regierung ist, „die Freuden so viel als möglich zu erhöhen und die Leiden so viel als möglich zu verringern, welche die Menschen einander bereiten." Er zeigt dann weiter, mit viel Förmlichkeit,

daß „die größtmögliche Glückseligkeit der Gesellschaft dadurch erreicht wird, daß man jedem Menschen die größtmögliche Menge von dem Producte seiner Arbeit zusichert;“ dies zu bewirken ist, seiner Ansicht nach, der Zweck der Regierung. Es ist bemerkenswerth, daß Herr Mill, mit aller seiner zur Schau getragenen Präcision, hier eine Definition von den Zwecken der Regierung gegeben hat, welche weit weniger genau ist als die, welche sich im Munde des Volkes findet. Der erste Beste, mit dem Herr Mill in einem Postwagen fahren mag, wird ihm sagen, daß die Regierung zum Schutz der Personen und des Eigenthums der Menschen da ist. Aber Herr Mill scheint zu glauben, daß die Bewahrung des Eigenthums der erste und einzige Zweck ist. Es ist ganz gewiß richtig, daß vieles Unrecht, welches den Personen der Menschen angethan wird, aus dem Wunsche hervorgeht, ihr Eigenthum zu besitzen. Aber die Praxis der mörderischen Vendetta, wie sie in einigen Theilen Europa's existirt hat; die Gewohnheit, muthwillige und blutige Duelle auszukämpfen, wie die des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, worin Schaaren von Secundanten ihr Leben eben so wohl auf's Spiel setzten wie die Hauptpersonen: diese Gewohnheiten und viele andere, welche man noch anführen könnte, sind offenbar schädlich; und wir können nicht sehen, wie man von einer Regierung, welche sie hingehen ließe, sagen könnte, daß sie „die Leiden, welche die Menschen einander bereiten, so viel als möglich verringerte.“ Daher würde, nach Herrn Mill's ganz richtiger Annahme, eine solche Regierung den Zweck ihrer Einrichtung nicht völlig erfüllen. Und doch könnte eine solche Regierung, so viel wir einsehen, jedem Menschen die größtmögliche Menge von dem Producte seiner Arbeit zusichern. Deshalb könnte eine solche Regierung, nach Mill's weiter folgendem Lehrsatze, den Zweck ihrer Einrichtung völlig erfüllen. Die Sache hat nicht viel zu bedeuten, ausgenommen als ein Beispiel von dieser Fahrlässigkeit im Denken, welche oft unter einer eigenthümlichen Zurschautragung logischer Genauigkeit sich verbirgt.

Nachdem Herr Mill den Zweck bestimmt hat, wendet er sich dazu,

die Mittel in Erwägung zu ziehen. Zum Schutze des Eigenthums muß ein Theil des Gemeinwesens mit der Macht betraut werden. Das ist die Regierung; und die Frage ist: wie kann man diejenigen, welchen die nöthige Macht anvertraut wird, am Mißbrauche derselben verhindern?

Herr Mill läßt zuerst die einfachen Regierungsformen Revüe passiren. Er gibt zu, daß es unbequem, wo nicht physisch unmöglich sein würde, daß der ganze Staat in Masse zusammen kommen solle; daraus folgt also, daß die Macht der Regierung nicht unmittelbar durch das Volk ausgeübt werden kann. Aber er sieht keinen Einwand gegen reine und unmittelbare Volksherrschaft, ausgenommen die Schwierigkeit, welche wir eben erwähnt haben.

„Das Gemeinwesen," sagt er, „kann kein Interesse haben, das seinem Interesse zuwiderläuft. Dies zu behaupten, würde ein Widerspruch in adjecto sein. Das Gemeinwesen an sich und mit Bezug auf sich, kann kein schlimmes Interesse haben. Ein Gemeinwesen kann auf Uebel gegen ein anderes sinnen; niemals auf sein eigenes. Dies ist ein unbestreitbarer Satz, und von der größten Wichtigkeit."

Herr Mill zeigt dann weiter, daß eine rein aristokratische Regierungsform nothwendigerweise schlecht sein müsse.

„Der Grund, weßwegen eine Regierung existirt, ist, daß ein Mensch, wenn er stärker ist als ein anderer, ihm Alles fortnehmen wird, was der Andere besitzt und er selbst begehrt. Aber wenn ein Mensch dies thun wird, so werden auch mehrere es thun wollen. Und wenn die Macht in die Hände einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl gelegt wird, d. h. einer Aristokratie — die Macht, welche sie stärker macht, als den Rest des Gemeinwesens, so werden sie dem Reste des Gemeinwesens so viel von dem fortnehmen, was sie begehren, als sie wollen. Sie werden somit grade den Zweck vernichten, wofür die Regierung eingerichtet wurde. Es ist daher bewiesen, daß die Aristokratie ungeeignet ist, mit der Macht der Regierung betraut zu werden."

Auf ganz dieselbe Weise beweist Herr Mill, daß die absolute Monarchie eine schlechte Regierungsform sei.

„Wenn die Regierung auf dies als Gesetz der menschlichen Natur gegründet ist, daß ein Mann, wenn er es vermag, Andern Alles fortnehmen kann, was sie haben und was er begehrt, so ist es ganz klar, daß, wenn ein Mensch König genannt wird, er damit seine Natur nicht ändert; so daß er, wenn er einmal die Macht bekommen hat, jedem Menschen das fortzunehmen, was ihm gefällt, auch Alles nehmen wird, was ihm gefällt. Zu vermuthen, daß er dies nicht thun wird, heißt zu behaupten, daß die Regierung unnöthig ist, und daß menschliche Wesen einander nicht aus eigenem Antriebe Schaden zufügen werden."

„Es ist ganz klar, daß diese Beweisführung für jede Modificirung der kleinern Anzahl gilt. Immer, wenn die Macht der Regierung in andere Hände als die des Gemeinwesens gelegt wird, mögen es nun die eines Einzigen, oder Weniger oder Mehrerer sein, beweisen jene Grundsätze der Menschennatur, welche zeigen, daß eine Regierung überhaupt nöthig ist: daß diese Personen sie benutzen werden, um den Zweck, wofür die Regierung vorhanden ist, gradezu zu vernichten."

Aber ist es denn nicht möglich, daß ein König oder eine Aristokratie bald mit den Gegenständen ihrer Wünsche gesättigt sein könnten und dann das Gemeinwesen in dem Genusse des Uebrigbleibenden beschützen mögen? Herr Mill antwortet darauf mit Nein. Er beweist mit großem Staate, daß jeder Mensch wünscht, daß jeder Andere ganz nach seinem Willen handeln solle. Andere können nur durch Gründe des Vergnügens oder des Leidens dazu gebracht werden, sich unserm Willen zu fügen. Die Erregung von Schmerz ist natürlich unmittelbares Unrecht; und selbst wenn sie die mildere Bahn einschlägt, um Gehorsam durch Gründe des Vergnügens zu erzielen, muß die Regierung Gunstbezeugungen ertheilen. Da sie aber in ihrem Verlangen nach Gehorsam unbegrenzt ist, so wird sie auch ohne Grenzen geneigt sein, Gunstbezeugungen zu ertheilen; und da sie bloß, wenn sie das Volk plündert, Gunstbezeugungen ertheilen kann, so wird sie unbegrenzt in ihrer Neigung sein, das Volk zu plündern. „Es ist daher nicht

richtig, daß in dem Gemüthe eines Königs oder in den Gemüthern einer Aristokratie ein Punkt der Sättigung mit den Gegenständen des Verlangens existirt."

Herr Mill zeigt dann weiter, daß, da monarchische und oligarchische Regierungen die Menschen durch Gründe des Vergnügens wie des Schmerzes beeinflussen wollen, sie ihre Grausamkeit und Habgier zu einem fürchterlichen Extreme treiben werden. Da er seine eigenen Beweisführungen über diesen Gegenstand sehr zu bewundern scheint, so halten wir es nur für billig, ihn selbst reden zu lassen.

„Die Schlußkette in diesem Falle ist eng und stark in ganz ungewöhnlicher Weise. Ein Mensch wünscht, daß die Handlungen anderer Menschen sofort und genau seinem Willen entsprechen sollen. Er wünscht, daß die Handlungen der größtmöglichen Anzahl dies thun sollen. Schrecken ist das große Werkzeug. Schrecken kann nur durch die Gewißheit wirken, daß Uebel jeder Verschiedenheit zwischen dem Willen und den gewollten Handlungen folgen wird. Jede Verschiedenheit muß daher bestraft werden. Da das Verlangen der Seele nach Freude unbegrenzt ist, so gibt es natürlich auch keine Grenzen für ihr Verlangen nach Vollkommenheit in den Werkzeugen des Vergnügens. Es gibt daher keine Grenzen für ihr Verlangen nach Genauigkeit in der Uebereinstimmung zwischen ihrem Willen und den gewollten Handlungen, und in Folge davon für die Stärke des Schreckens, welcher ihre erregende Ursache ist. Jede, die allerkleinste Verschiedenheit, muß mit der schwersten Strafe heimgesucht werden, und da ein Scheitern in der absoluten Genauigkeit sehr häufig vorkommen muß, so müssen die Gelegenheiten zur Grausamkeit unaufhörlich sein."

„Wir sind somit zu mehrern Schlüssen von der höchstmöglichen Wichtigkeit gelangt. Wir haben gesehen, daß das Princip der Menschennatur, worauf die Nothwendigkeit der Regierung gegründet ist, die Neigung eines Menschen sich auf Kosten eines andern in den Besitz der Gegenstände seines Verlangens zu setzen, durch unfehlbare Folgerichtigkeit, wo die Macht über eine Gemeinschaft erlangt ist und

Nichts im Zaume hält, nicht nur zu dem Grade der Plünderung führt, welche den Mitgliedern (ausgenommen immer die Empfänger und Werkzeuge der Plünderung) nur eben die Mittel zum Leben läßt, sondern auch zu dem Grade von Grausamkeit, welcher nothwendig ist, um die fürchterlichsten Schrecknisse aufrecht zu erhalten."*)

Niemand, der nur die geringste Kenntniß von dem wirklichen Zustande der Welt in der Vergangenheit oder im gegenwärtigen Augenblicke hat, kann möglicherweise durch Gründe wie diese überzeugt werden, obgleich er vielleicht dadurch verwundert werden mag. In den letzten zwei Jahrhunderten haben mehrere Hunderte absoluter Herrscher in Europa regiert. Ist es richtig, daß ihre Grausamkeit den fürchterlichsten Grad des Schreckens aufrecht erhalten; daß ihre Habgier ihren Unterthanen nicht mehr als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelassen hat, ihre Minister und Soldaten ausgenommen? Gilt dies von Allen? Von der Hälfte? Vom zehnten Theil? Von einem Einzigen? Ist es in der wahren Bedeutung des Wortes nur einmal von Philipp II., Ludwig XV. oder dem Kaiser Paul wahr? Aber es ist kaum nöthig, auf die Geschichte hinzuweisen. Kein Mensch von gesundem Verstande, wie wenig er auch von Büchern wissen mag, wird sich durch Herrn Mill's Gründe in's Bockshorn jagen lassen, weil kein Mensch von gesundem Verstande nur einen Tag lang unter seinen Mitmenschen leben kann, ohne unzählige Thatsachen zu sehen, welche ihnen zuwiderlaufen. Es ist übrigens unsere Pflicht, auf seine Irrthümer hinzuweisen und glücklicherweise liegt der Irrthum nicht sehr tief verborgen.

Wir geben zu, daß Herrscher so viel als möglich von den Gegenständen ihres Verlangen nehmen werden, und daß, wenn das Wirken anderer Menschen zu diesem Zwecke nöthig ist, sie mit allen Mitteln,

*) Der Uebersetzer sieht sich genöthigt zu bemerken, daß dieser Satzbau nicht ihm, sondern Herrn Mill zur Last zu legen ist. Dies gilt auch für alle folgenden Citate aus Mill.

die in ihrer Macht stehen, versuchen werden, den schleunigen Gehorsam dieser Menschen zu erzwingen. Aber was sind die Gegenstände menschlichen Verlangens? Theilweise gewiß physisches Vergnügen. Aber die reinen Begierden, welche wir mit den Thieren gemein haben, würden beinah eben so billig und leicht befriedigt werden, wie die der Thiere selbst, wenn nichts für Geschmack, Prunk oder Ziererei berechnet würde. Ein wie kleiner Theil des Einkommens eines Edelmannes in guten Umständen wird bloß dafür ausgelegt, dem Körper des Besitzers angenehme Empfindungen zu geben! Selbst der größere Theil dessen, was auf seine Küche und seinen Keller verwandt wird, ist nicht darauf berechnet, seinen Gaumen zu kitzeln, sondern seinen Charakter für Gastfreundlichkeit aufrecht zu erhalten, ihn vor dem Vorwurfe des Geizes in der Haushaltung zu bewahren und die Bande guter Nachbarschaft fester zu ziehen. Es ist klar, daß ein König oder eine Aristokratie, mit bloß körperlichen Vergnügungen bis zur Sättigung für eine Summe versorgt werden kann, welche der roheste und ärmste Staat kaum in Betracht ziehen würde.

Der Geschmack und die Neigungen, welche uns als vernünftigen und phantasiereichen Wesen zukommen, werden allerdings nicht so leicht befriedigt. Wir geben zu, daß es keinen Sättigungspunkt für Gegenstände des Verlangens gibt, welche in diesen Abschnitt gehören. Und daher wird der Beweis des Herrn Mill richtig sein, wenn nicht etwas in der Natur der Gegenstände des Verlangens selbst liegt, was unvereinbar damit ist. Nun gibt es unter diesen Gegenständen keinen einzigen, welchen Menschen im Allgemeinen mehr zu verlangen scheinen, als die gute Meinung Anderer. Der Haß und die Verachtung des Publicums werden allgemein für unerträglich gehalten. Es ist wahrscheinlich, daß unsere Rücksicht auf die Ansichten unserer Mitmenschen durch Association aus dem Gefühl entspringt, daß sie im Stande sind, uns zu schaden oder zu nützen. Sei dem, wie ihm wolle, es ist notorisch, daß, wenn die Gewohnheit des Gemüthes, von der wir sprechen, einmal gebildet ist, die Menschen außerordentlich be-

sorgt um die Ansichten derer sind, welche ihnen kaum, wenn ja überhaupt, irgend den kleinsten Schaden oder Nutzen thun könnten. Das Verlangen nach Nachruhm und die Furcht vor Vorwürfen und Verwünschungen nach dem Tode sind Empfindungen, von deren Einflüssen kaum irgend Jemand völlig frei ist und welche in vielen Menschen mächtige und beständige Beweggründe ihrer Handlungen sind. Da wir fürchten, daß, wenn wir diesen Theil der Beweisführung in unserer eigenen Manier behandeln, wir uns des Vorwurfes der Sentimentalität schuldig machen werden, ein Wort, welches in der heiligen Sprache der Benthamiten gleichbedeutend mit Blödsinn ist, wollen wir anführen, was Herr Mill selbst in seiner Abhandlung über Jurisprudenz über diesen Gegenstand sagt.

„Moralische Schmerzen sind die Schmerzen, welche von den ungünstigen Empfindungen der Menschen herrühren. Diese Schmerzen können sich zu einer Höhe steigern, womit kaum irgendwelche andere Schmerzen, denen unsere Natur unterworfen ist, sich vergleichen lassen. Es gibt einen Grad der Ungunst in den Empfindungen seiner Mitmenschen, worunter kaum irgend ein Mensch, der nicht u n t e r der Menschlichkeit steht, das Leben ertragen kann. Die Wichtigkeit dieses mächtigen Organs für die Verhinderung schädlicher Thaten liegt zu sehr auf der Hand, als daß man sie noch zu erklären brauchte. Wenn sie uns gehörig zu Gebote stände, so würde sie andere Mittel fast überflüssig machen.“

„Um zu wissen, wie man die ungünstigen Empfindungen der Menschheit leiten soll, ist es nothwendig, so vollständig, d. h. so umfassend als möglich das zu kennen, was sie in's Leben ruft. Ohne mich in die Metaphysik der Frage einzulassen, ist es für den gegenwärtigen Zweck eine hinlänglich praktische Antwort, zu sagen, daß die ungünstigen Empfindungen der Menschen durch Alles erregt werden, was ihnen Schaden thut.“

Es ist sonderbar, daß ein Schriftsteller, welcher den Schmerz, der durch die ungünstigen Empfindungen Anderer entsteht, für so scharf

hält, daß er, wenn er nur gehörig zu Gebote stände, den Galgen und die Tretmühle überflüssig machen würde, keine Rücksicht auf dieses höchst wichtige Zwangsmittel nimmt, wenn er die Frage der Regierung abhandelt. Wir wollen versuchen, eine Theorie der Politik in der mathematischen Form, worin Herr Mill schwelgt, aus den Sätzen abzuleiten, welche er uns selbst geliefert hat.

Erster Satz. Theorem.

Keine Herrscher werden irgend etwas thun, was dem Volke Schaden bringen kann.

Dies ist der Satz, der vertheidigt werden soll; und wir bieten ergebenst Herrn Mill die folgenden Zeilen als Beweis des Satzes durch Vernunftschlüsse dar.

Keine Herrscher werden Etwas thun, was ihnen selbst Schmerz machen wird.

Aber die ungünstigen Empfindungen des Volkes werden ihnen Schmerz bereiten.

Daher werden keine Herrscher irgend Etwas thun, was die ungünstigen Empfindungen des Volkes erregen kann.

Aber die ungünstigen Empfindungen des Volkes werden durch Alles erregt, was ihm Schaden thut.

Deshalb werden keine Herrscher irgend Etwas thun, was dem Volke Schaden thun kann, was zu beweisen war.

Nachdem wir so unserer Ansicht nach die Logik des Herrn Mill nicht ohne Erfolg nachgeahmt haben, sehen wir nicht ein, warum wir nicht auch das nachahmen sollten, was wenigstens eben so vollkommen in seiner Art ist, nämlich seine Selbstgefälligkeit und rufen unser *εὕρηκα* in seinen eigenen Worten aus: „Die Kette der Schlüsse ist in diesem Falle eng und stark in höchst ungewöhnlicher Weise."

Thatsache ist, daß wenn Menschen bei der Abhandlung von Dingen, welche nicht von genauen Definitionen abgegrenzt werden können, diese Art des Raisonnements annehmen; wenn sie einmal an-

fangen, von Macht, Glück, Unglück, Schmerz, Vergnügen, Beweggründen, Gegenständen des Verlangens zu reden, wie sie von Linien und Zahlen sprechen — die Widersprüche und Albernheiten, in welche sie gerathen, kein Ende nehmen. Es gibt keinen Satz in der Moral oder Politik, wie ungeheuerlich falsch er auch sei, den wir nicht beweisen könnten durch etwas, was lauten soll wie eine logische Beweisführung aus allgemein angenommenen Grundsätzen.

Herr Mill gibt an, daß wenn Menschen nicht geneigt sind, einander zu plündern, die Regierung unnöthig ist, und daß, wenn sie dazu geneigt sind, die Macht der Regierung nothwendigerweise mißbraucht werden wird, wenn sie einer kleinen Anzahl von ihnen anvertraut ist. Wir werden wahrlich nicht dadurch, daß wir Dilemmas von dieser Art vorbringen, zu genauen Schlüssen in irgend einer moralischen Wissenschaft kommen. Die ganze Frage kommt auf den Grad an. Wenn alle Menschen die gemäßigte Billigung ihrer Nachbarn irgend einem Grade von Reichthum oder Größe oder sinnlichem Vergnügen vorzögen, so würde eine Regierung unnöthig sein. Wenn alle Menschen so gierig nach Reichthum verlangten, daß sie gern dem Haß ihrer Mitmenschen für fünf Silbergroschen trotzten, so würde Herrn Mill's Grund gegen Monarchien und Aristokratien ganz vollkommen richtig sein. Aber in der That haben alle Menschen einiges Verlangen, welches sie antreibt, ihren Nachbarn Schaden zu thun, und auch einiges Verlangen, welches sie antreibt, ihren Nachbarn Gutes zu erweisen. Nun würde, wenn es einen Staat gäbe, der aus zwei Classen von Menschen bestände, von denen eine hauptsächlich von der einen und die andere von der andern Gruppe von Beweggründen beeinflußt wäre, die Regierung offenbar dazu nöthig sein, um die Classe im Zaume zu halten, welche gern plündern wollte und um ihren Ruf unbesorgt wäre. Und doch könnte die Macht der Regierung mit Sicherheit der Classe anvertraut werden, welche sich hauptsächlich durch die Neigung zur Beistimmung bestimmen ließe. Nun könnte man gewiß doch wohl mit einigem Rechte behaupten, daß in vielen Ländern es wirklich zwei

Classen gibt, welche einigermaßen dieser Beschreibung entsprechen; daß die Armen die Classe bilden, welche die Regierung im Zaume zu halten hat, und daß die Besitzenden die Classe ausmachen, welchen die Regierung ohne Gefahr anvertraut werden kann. Man könnte sagen, daß ein Mensch, welcher durch starke Arbeit sich kaum seinen Lebensunterhalt verdienen kann, in stärkerer Versuchung steht, Andere zu plündern, als Jemand, der im Luxus lebt. Man könnte sagen, daß ein Mensch, welcher sich in dem großen Haufen verliert, sich wahrscheinlich weniger vor der öffentlichen Meinung fürchten wird, als Jemand, dessen Stellung und Lebensweise ihn hervorragend macht. Wir behaupten das Alles nicht. Wir sagen bloß, daß Herr Mill das Gegentheil zu beweisen hatte, und daß, da er das Gegentheil nicht bewiesen hat, er nicht berechtigt ist, zu sagen, „daß dieselben Grundsätze, welche zeigen, daß eine Regierung überhaupt nöthig ist, auch zeigen, daß eine Aristokratie ihre Macht benutzen wird, um den Zweck, für den die Regierung da ist, zu vernichten.“ Dies ist nicht wahr, wenn es auch wahr ist, daß ein reicher Mann sich eben so gern die Güter seiner Nachbarn aneignen will, als ein Armer, und daß ein Armer sich eben so sehr um die Meinung seiner Nachbarn bekümmern wird wie ein Reicher.

Aber wir sehen nicht ein, daß es möglich ist, nur einen einzigen Schritt vorwärts zu kommen, wenn man über solche Gegenstände a priori räsonnirt. Wir wissen, daß Jedermann einige Wünsche hat, welche er nur dadurch erfüllen kann, daß er seinen Nachbarn Schaden thut, und einige, welche er nur dadurch erfüllen kann, daß er ihnen nützt. Herr Mill hat es vorgezogen, nur auf eine Hälfte der Menschennatur Rücksicht zu nehmen, und über die Beweggründe, welche die Menschen treiben, Andere zu bedrücken und zu berauben, so zu sprechen, als ob sie die einzigen Beweggründe wären, durch welche sich Menschen überhaupt leiten ließen. Wir haben bereits gezeigt, daß, wenn man die andere Hälfte des menschlichen Charakters nimmt und darüber spricht als ob es der ganze wäre, man ein Resultat heraus-

bringen kann, welches demjenigen grade entgegengesetzt ist, das Herr Mill erlangt hat. Wir können durch ein solches Verfahren leicht beweisen, daß jede Regierungsform gut, oder daß jede Regierung überhaupt überflüssig ist.

Wir müssen jetzt Herrn Mill zu der zweiten Reihe seiner Beweisgründe begleiten. Gibt irgend eine Vereinigung der drei einfachen Regierungsformen die nöthige Sicherheit gegen den Mißbrauch der Macht? Herr Mill beklagt sich, daß Diejenigen, welche dies mit Ja beantworten, durchweg die Frage umgehen, und fährt dann fort, den Punkt dadurch zu entscheiden, daß er in seiner gewöhnlichen Manier beweist, daß keine Vereinigung der drei oder auch nur zweier einfacher Formen möglicherweise existiren kann.

„Aus den Grundsätzen, welche wir bereits niedergelegt haben, folgt, daß jede Partei versuchen wird, so viel als möglich zu erhalten."

„Wenn sich einer von den angenommenen Parteien ein für diesen Zweck wirksames Mittel darstellt, welches nicht einem vorgezogenen Gegenstande der Beschäftigung entgegensteht, so können wir mit Sicherheit schließen, daß es angenommen werden wird. Ein wirksames Mittel ist nicht mehr wirksam, als klar. Zwei von diesen Parteien können, indem sie sich vereinigen, die dritte verschlingen. Daß eine solche Vereinigung stattfinden wird, scheint so sicher zu sein, wie irgend etwas, was von dem menschlichen Willen abhängig ist, weil starke Beweggründe zu seinen Gunsten vorliegen, und keine, welche als Gegenbeweis dagegen gedacht werden können. Die Mischung von drei Regierungsarten kann, wie sich somit klar ergibt, überhaupt nicht existiren. Es wird passend sein, zu untersuchen, ob nicht eine Verbindung von zweien von ihnen möglich sein kann."

„Wir wollen zuvörderst annehmen, daß die Monarchie mit der Aristokratie vereinigt sei. Ihre Macht ist gleich oder ungleich. Wenn sie ungleich ist, so ergibt es sich als nothwendige Folge aus den Grundsätzen, welche wir bereits aufgestellt haben, daß die stärkere von der schwächern so viel nehmen wird, bis sie die ganze Macht hat. Die

einzige Frage ist daher: Was wird geschehen, wenn die Macht gleich ist?"

„Zuvörderst scheint es unmöglich zu sein, daß es jemals eine solche Gleichheit geben kann. Wie soll sie zu Stande gebracht werden, oder an welchem Kennzeichen soll man sie unterscheiden? Wenn es kein solches Kennzeichen gibt, so muß es in allen Fällen Resultat des Zufalls sein. Wenn es so ist, so sind die Chancen dagegen wie die Unendlichkeit zu eins. Die Idee ist daher ganz aus der Luft gegriffen und albern."

„In dieser Lehre von der Mischung der einfachen Regierungsformen ist die berühmte Theorie des Gleichgewichts unter den Theilen, woraus eine Regierung besteht, eingeschlossen. Hierdurch wird angenommen, daß, wenn eine Regierung aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie besteht, sie einander das Gleichgewicht halten, und indem sie sich gegenseitig im Zaume halten, eine gute Regierung hervorbringen. Einige Worte werden hinreichend sein, um zu zeigen, daß, wenn irgend eine Theorie die Beiwörter unbesonnen, traumhaft und aus der Luft gegriffen verdient, es die des Gleichgewichtes ist. Wenn es drei Mächte gibt; wie ist es möglich, zwei von ihnen daran zu verhindern, die dritte zu verschlingen?"

„Die Analyse, welche wir bereits ausgeführt haben, wird uns in den Stand setzen, schnell den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen in diesem angenommenen Falle zu untersuchen."

„Wir haben bereits gesehen, daß das Interesse des Staates, wenn man es im Allgemeinen oder von dem demokratischen Standpunkt aus betrachtet, ist, daß jedes Individuum Schutz erhalten soll, und daß die Mächte, welche für diesen Zweck geschaffen sind, ausschließlich für diesen Zweck angewandt werden sollten. Wir haben auch gesehen, daß das Interesse des Königs und der regierenden Aristokratie gradezu umgekehrt ist. Sie soll unbeschränkte Macht über den Rest des Staates haben und diese für ihren eigenen Vortheil benutzen. In dem angenommenen Falle des Gleichgewichtes der monarchischen, ari-

stokratischen und demokratischen Macht kann es nicht im Interesse weder der Monarchie noch der Aristokratie liegen, sich mit der Demokratie zu vereinigen, weil es im Interesse der Demokratie oder des Staates im Allgemeinen liegt, daß weder der König noch die Aristokratie einen Theil der Macht oder einen Theil des Reichthums des Staates für ihren eigenen Vortheil haben sollen."

„Die Demokratie oder das Volk hat alle möglichen Gründe, zu versuchen, die Monarchie und die Aristokratie daran zu verhindern, Macht auszuüben, oder das Besitzthum des Volkes zu ihrem eigenen Vortheile zu erhalten. Die Monarchie und Aristokratie haben alle möglichen Gründe, zu versuchen, unbegrenzte Macht über die Personen und das Eigenthum des Volkes zu erhalten. Die Folge ist unvermeidlich: sie haben alle möglichen Beweggründe, sich zu vereinigen, um diese Macht zu erhalten." —

Wenn irgend ein Theil dieser Stelle alberner ist als ein anderer, so ist es unserer Ansicht nach der Grund, womit Herr Mill beweist, daß es keine Verbindung von Monarchie und Aristokratie geben kann. „Ihre Macht," sagt er, „muß gleich oder ungleich sein. Aber es gibt kein Kennzeichen für Gleichheit, deshalb sind die Chancen gegen ihr Vorhandensein, wie Unendlichkeit zu eins. Wenn die Macht ungleich ist, dann folgt es aus den Grundsätzen der menschlichen Natur, daß die stärkere von der schwächern fortnehmen wird, bis sie das Ganze an sich gerissen hat."

Nun kann es, wenn kein Unterscheidungsmittel der Gleichheit zwischen zwei Theilen der Macht existirt, kein gemeinsames Maß der Theile der Macht geben. Deshalb ist es durchaus unmöglich, sie mit einander zu vergleichen. Aber wo zwei Theile der Macht von derselben Art sind, da gibt es keine Schwierigkeit, in genügender Weise für alle praktischen Zwecke ausfindig zu machen, ob sie gleich oder ungleich sind. Es ist leicht zu beurtheilen, ob zwei Menschen gleich schnell laufen oder gleiche Gewichte heben können. Zwei Schiedsrichter, deren gemeinschaftliche Entscheidung endgiltig sein soll und von denen keiner

irgend etwas ohne die Beistimmung des andern thun kann, besitzen gleiche Macht. Zwei Wähler, von denen jeder eine Stimme in einem Wahlbezirke hat, besitzen in dieser Beziehung gleiche Macht. Wo nicht, so fallen Herrn Mill's politische Theorien sofort zu Boden. Denn wenn es unmöglich ist, ausfindig zu machen, ob zwei Theile der Macht gleich sind, so kann er niemals beweisen, daß selbst unter einem Systeme des allgemeinen Stimmrechts eine Minorität nicht Alles nach ihrer eigenen Neigung gegen die Wünsche und Interessen der Mehrheit bestimmen könnte.

Wo es zwei Theile der Macht gibt, die in ihrer Art verschieden sind, da gibt es kein Unterscheidungsmittel der Gleichheit: dies geben wir zu. Aber dann ist es in einem solchen Fall albern, wie Herr Mill thut, von der stärkern und schwächern zu reden. Für gewöhnlich allerdings und in Beziehung auf einige bestimmte Gegenstände kann man diese Worte ganz gut anwenden. Aber sie in mathematischer Weise zu gebrauchen, ist durchaus unpassend. Wenn man von einem Faustkampfe spricht, so kann man sagen, daß ein famoser Schläger eine größere körperliche Kraft besitzt, als irgend Jemand in England. Wenn man von einer Pantomime spricht, so kann man dasselbe von einem sehr geschickten Harlekin sagen. Aber man würde Unsinn sprechen, wenn man im Allgemeinen sagen wollte, daß die Kraft des Harlekins die des Faustkämpfers entweder überträfe oder ihr nachstände.

Wenn Herrn Mill's Beweis in Bezug auf verschiedene Zweige einer Gesetzgebung richtig ist, so gilt er eben so gut für souveräne Mächte. Jede Regierung kann man sagen, wird, wenn sie kann, jeder andern die Gegenstände ihres Verlangens fortnehmen. Wenn die französische Regierung England unterjochen kann, so wird sie es thun. Wenn die englische Regierung Frankreich unterjochen kann, so wird sie es auch thun. Aber die Macht Englands und Frankreichs ist entweder gleich oder ungleich. Die Chance, daß sie nicht genau gleich ist, ist wie Unendlichkeit zu eins und kann ganz gut unberücksichtigt bleiben.

und dann wird der Stärkere unfehlbar von dem Schwächern fortnehmen, bis der Schwächere vollständig unterjocht ist.

Nun ist die Antwort auf diese ganze Schwindelei bedeutungsloser Wörter so kurz wie möglich. Für einige Zwecke ist Frankreich stärker als England. Für einige Zwecke ist England stärker als Frankreich. Für einige hat keins von beiden irgend welche Macht. Frankreich hat eine größere Bevölkerung, England eine größere Hauptstadt. Frankreich hat eine größere Armee, England eine größere Flotte. Für einen Zug nach Rio Janeiro oder den Philippinischen Inseln hat England die größere Macht. Für einen Krieg am Po oder an der Donau hat Frankreich die größere Macht. Aber keines von beiden Ländern hat Macht genug, um das andere einen Monat lang in ruhiger Unterwerfung zu halten. Ein feindlicher Einfall würde sehr gefährlich; die Idee einer vollständigen Eroberung auf beiden Seiten gradezu lächerlich sein. Das ist eine männliche und verständige Weise, solche Fragen zu besprechen. Das ergo oder vielmehr das argal des Herrn Mill kann kein Kind hinter das Licht führen. Freilich darf man dies wohl kaum behaupten, denn wir erinnern uns gehört zu haben, wie ein Kind fragte, ob Bonaparte stärker sei als ein Elephant!

Herr Mill erinnert uns an jene Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts, welche, nachdem sie sich a priori überzeugt hatten, daß die Fallgeschwindigkeit der Körper genau von ihrem Gewicht abhing, sich weigerten, das Gegentheil zu glauben, ungeachtet sie es hörten und sahen. Nach der Classification des Herrn Mill ist die britische Verfassung eine Mischung von Monarchie und Aristokratie, indem ein Parlamentshaus aus erblichen Edelleuten besteht und das andere fast durchweg von einer bevorzugten Classe gewählt wird, welche das Wahlrecht in Folge ihres Eigenthums oder ihrer Verbindung mit gewissen Gesellschaften besitzen. Herrn Mill's Grund beweist, daß von der Zeit an, wo diese beiden Mächte in unserer Regierung vereinigt wurden, das heißt von dem ersten Beginn unserer Geschichte an, die eine oder die andere beständige Eingriffe gethan hat. Außerdem müssen nach

ihm alle Eingriffe auf einer Seite gewesen sein, denn der erste Eingriff konnte nur von dem Stärkern gethan sein, und dieser erste Eingriff mußte den Stärkern noch stärker gemacht haben. Es ist daher unwiderleglich bewiesen, daß entweder das Parlament unter der Regierung Heinrich's VIII. stärker war als die Krone, oder daß die Krone im Jahre 1641 stärker war als das Parlament. „Hippocrate dira ce que lui plaira,“ sagt das Mädchen in Molière, „mais le cocher est mort.“ Herr Mill kann sagen, was ihm beliebt; aber die englische Verfassung ist noch am Leben. Daß seit der Revolution das Parlament große Macht im Staate besessen hat, wird Niemand bestreiten. Auf der andern Seite kann der König neue Peers machen und Parlamente auflösen. Wilhelm wurde sehr übel vom Hause der Gemeinen mitgenommen und war in der That so unterdrückt, daß es sich gar nicht rechtfertigen läßt. Anna wünschte ein Ministerium zu stürzen, welches in beiden Häusern die Mehrheit hatte. Sie paßte den richtigen Augenblick für eine Auflösung ab, machte zwölf Tories zu Peers, und hatte den gewünschten Erfolg. Dreißig Jahre später vertrieb das Haus der Gemeinen Walpole von seinem Sitz im Parlament. Im Jahre 1784 konnte Georg III. Pitt gegen eine Majorität des Hauses der Gemeinen im Unterhause halten. Im Jahre 1804 zwang die Furcht vor einer Niederlage im Parlament den nämlichen König, von seinem Lieblingsminister zu scheiden. Aber 1807 konnte er ganz dasselbe thun, was Anna etwa hundert Jahre früher gethan hatte. War nun die Macht des Königs in dem dazwischenliegenden Jahrhunderte gestiegen oder sich gleich geblieben? Ist es möglich, daß unter der ungeheuern Menge das eine Loos uns zufallen sollte? Wo nicht, so hat Herr Mill bewiesen, daß eine von den beiden Parteien beständig von der andern fortgenommen hat. Viele der fähigsten Männer in England glauben, daß der Einfluß der Krone im Ganzen seit der Regierung Anna's gestiegen ist. Andere glauben, daß das Parlament an Stärke zugenommen hat. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß beide Theile damals große Macht besaßen und noch jetzt große Macht be-

sitzen. Wahrlich, wenn in der Beweisführung des Herrn Mill nur ein Körnchen Wahrheit läge, so könnte es nach dem Verlauf von hundertundzwanzig Jahren keinenfalls mehr einem Zweifel unterliegen, ob der eine oder andere Theil gewonnen hätte.

Aber wir bitten um Verzeihung. Wir vergessen, daß eine Thatsache, welche mit der Theorie Mill's unvereinbar ist, seiner Ansicht nach den stärksten Beweis zu Gunsten der Theorie liefert. Wir wollen die Frage von einer andern Seite betrachten. Ist es nicht klar, daß es zwei Körper geben kann, von denen jeder eine vollständige und ungetheilte Macht besitzt, welche nicht ohne seine eigene Zustimmung ihm fortgenommen werden kann? Was bedeuten die Worte „stärker" und „schwächer," wenn man sie auf solche Körper wie diese anwendet? Allerdings mag der eine durch physische Kraft den andern ganz und gar vernichten. Dies ist indessen nicht, worum es sich handelt. Eine dritte Partei, zum Beispiel ein General, der zu ihnen gehört, mag sie beide durch physische Kraft unterjochen, und es gibt keine Regierungsform, Herrn Mill's utopische Demokratie nicht ausgenommen, welcher nicht etwas Derartiges zustoßen könnte. Wir sprechen von der Macht, mit welcher die Verfassung die beiden Theile der Gesetzgebung bekleidet, und wir fragen Herrn Mill, wie er nach seinen eigenen Grundsätzen behaupten kann, daß Einer von ihnen im Stande sein wird, Eingriffe gegen den Andern zu thun, wenn die Zustimmung des Andern zu einem solchen Eingriffe nöthig ist?

Herr Mill sagt uns, daß, wenn eine Regierung aus den drei einfachen Formen zusammengesetzt ist (was er von der britischen Verfassung nicht zugeben will), zwei von den Theilen, woraus sie besteht, unvermeidlich sich gegen den dritten zusammenthun werden. Nun löst sich, wenn zwei sich vereinigen und überein handeln, dieser Fall offenbar in den letztern auf, und alle Bemerkungen, welche wir eben gemacht haben, werden sich genau darauf beziehen. Herr Mill sagt, daß „irgend welche von den zwei Parteien, wenn sie sich vereinigen, die dritte verschlingen können," und fragt nachher: „Wie ist es möglich, zwei von

ihnen daran zu verhindern, sich zu vereinigen, um die dritte zu verschlingen?" Wahrlich, Herr Mill sollte wissen, daß in der Politik zwei nicht immer doppelt so viel sind, wie eins. Wenn die Uebereinstimmung aller drei Zweige der Gesetzgebung zu jedem Gesetz erforderlich ist, so wird jeder Zweig genügende verfassungsmäßige Macht besitzen, ihn gegen Alles, ausgenommen jene physische Macht, zu beschützen, vor welcher keine Regierungsform sicher ist. Herr Mill erinnert uns an den Irländer, welchem man nicht begreiflich machen konnte, wie ein Geschworener elf andere dem Verhungern nahe bringen könnte. *)

Aber ist es sicher, daß zwei von den Zweigen der Gesetzgebung sich gegen den dritten vereinigen werden? „Es scheint so sicher zu sein," sagt Herr Mill, „wie irgend etwas, das vom Menschenwillen abhängt, weil starke Beweggründe zu seinen Gunsten da sind, und keiner gedacht werden kann, der dem entgegensteht." Er führt dann weiterhin aus, was diese Beweggründe sind. Das Interesse der Demokratie ist, daß jeder Einzelne Schutz erhalten soll. Das Interesse des Königs und der Aristokratie ist, alle Macht zu haben, welche sie erlangen können und sie für ihre eigenen Zwecke zu benutzen. Daher haben der König und die Aristokratie alle möglichen Beweggründe, sich gegen das Volk zu vereinigen. Wenn unsere Leser die oben angeführte Stelle noch einmal ansehen wollen, so werden sie sehen, daß wir Herrn Mill's Beweisführung ganz unparteiisch darstellen.

Nun sollten wir eigentlich denken, daß Herr Mill, ohne den Beistand der Geschichte und Erfahrung, durch das Licht seiner eigenen Logik den Irrthum entdeckt haben könnte, welcher unter dieser vorgeblichen Beweisführung verborgen liegt, und in der That kaum verborgen

*) Wenn die englischen Geschworenen sich nicht völlig über ihren Urtheilsspruch einigen können, so bleiben sie eben so lange ohne Nahrung eingeschlossen. Können sie nach einem Tage nicht einig werden, so kann der Richter sie auf einem Karren auf die Heerstraße fahren und in den nächsten Graben werfen lassen. A. d. Ü.

liegt. Das Interesse des Königs kann dem des Volkes entgegengesetzt sein. Aber ist es mit dem der Aristokratie identisch? Auf derselben Seite, welche diesen Grund enthält, der beweisen soll, daß der König und die Aristokratie sich gegen das Volk zusammenthun werden, versucht Herr Mill zu zeigen, daß ein so starker Widerspruch zwischen dem Interesse des Königs und dem der Aristokratie liegt, daß, wenn die Macht der Regierung zwischen ihnen getheilt ist, der Eine gewiß die Macht des Andern zu rauben suchen wird. Wenn dem so ist, so ist er nicht berechtigt, zu schließen, daß sie sich vereinigen werden, um die Macht des Volkes zu vernichten, bloß weil ihre Interessen mit denen des Volkes auseinandergehen. Er ist verpflichtet, zu zeigen: nicht nur, daß in allen Staaten das Interesse des Königs dem des Volkes zuwiderlaufen muß, sondern auch, daß in allen Staaten es dem Interesse des Volkes unmittelbarer zuwiderlaufen muß, als dem Interesse der Aristokratie. Aber das hat er nicht gezeigt. Er hat daher seinen Satz nicht nach seinen eigenen Grundsätzen bewiesen. Die Geschichte zu citiren, würde hier eine reine Zeitverschwendung sein. Jeder Schulknabe, dessen Studien bis zu den Auszügen von Goldsmith gekommen sind, kann Fälle anführen, worin Monarchen sich mit dem Volke gegen die Aristokratie verbündet und worin die Adligen sich mit dem Volke gegen die Monarchen verbündet haben. Wenn drei Parteien da sind, von denen eine jede viel von der andern zu befürchten hat, findet man durchaus nicht allgemein, daß zwei von ihnen sich zusammenthun, um die dritte zu plündern. Wird ein solcher Bund gestiftet, so erreicht er fast niemals seinen Zweck. Es stellt sich bald heraus, welches Mitglied der Coalition wahrscheinlich am meisten bei der Sache gewinnen wird. Sein Verbündeter wird dann eifersüchtig, schlägt sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die andere Seite und zwingt jenen, das wieder herauszugeben, was er genommen hat. Jedermann weiß, wie Heinrich VIII. zwischen Franz und Kaiser Karl schwankte. Aber es ist überflüssig, Beispiele von dem Wirken eines Princips anzuführen, welches fast auf jeder Seite der alten und neuen

Geschichte erläutert wird, und dem fast jeder Staat in Europa, zu einer oder der andern Zeit, seine Unabhängigkeit zu danken gehabt hat.

Herr Mill hat jetzt, wie er glaubt, bewiesen, daß die einfachen Regierungsformen schlecht sind und daß die gemischten Formen unmöglich existiren können. Es scheint übrigens, daß es doch noch eine Hoffnung für die Menschheit gibt.

„In der großen Entdeckung der neuern Zeit, dem Repräsentativsystem, wird sich vielleicht die Lösung aller speculativen und praktischen Schwierigkeiten finden lassen. Wenn dies nicht angeht, so scheinen wir zu dem außerordentlichen Schlusse gezwungen zu sein, daß eine gute Regierung unmöglich ist. Denn da es keine Einzelnen oder Vereinigung von Einzelnen, das Volk selbst ausgenommen, gibt, die nicht ein Interesse an schlechter Regierung hätten, wenn sie mit der Macht betraut wären, und da das Volk selbst nicht im Stande ist, diese Macht auszuüben, und sie gewissen Einzelnen anvertrauen muß, so liegt der Schluß auf der Hand: Das Volk selbst muß diese Einzelnen im Zaume halten, oder sie werden ihrem Interesse folgen und eine schlechte Regierung hervorbringen. Aber wie kann das Volk im Zaume halten? Das Volk kann bloß handeln, wenn es versammelt ist, und wenn es versammelt ist, ist es unfähig zu handeln. Das Volk kann aber Vertreter wählen."

Die nächste Frage ist: Wie muß die Volksvertretung eingerichtet werden? Herr Mill legt zwei Grundsätze nieder, über welche, sagt er, „es unwahrscheinlich ist, daß man streiten wird."

„Erstens, die im Zaume haltende Körperschaft muß einen Grad von Macht besitzen, welcher für das Geschäft des im Zaume Haltens hinreicht."

„Zweitens, sie muß eine Identität des Interesses mit dem Volke haben. Sonst wird sie einen unheilstiftenden Gebrauch von ihrer Macht machen."

Der erste dieser Sätze läßt allerdings keinen Widerspruch zu. Was den zweiten anbetrifft, so werden wir später die Gelegenheit

wahrnehmen, einige Bemerkungen über den Sinn zu machen, in welchem Herr Mill die Worte „Interessen des Volkes" versteht.

Es scheint nach den Grundsätzen des Herrn Mill nicht sehr leicht zu sein, irgend eine Art und Weise auszufinden, das Interesse der Volksvertreter mit dem des Wahlbezirkes identisch zu machen. Der von Herrn Mill vorgeschlagene Plan ist einfach der sehr häufiger Wahlen. „Da es sich herausstellt," sagt er, „daß eine Beschränkung der Dauer ihrer Macht eine Sicherheit gegen das unheilvolle Interesse der Volksvertreter ist, so stellt es sich heraus, daß es die einzige Sicherheit ist, welche die Natur des Falles gestattet." Aber alle die Gründe, mit welchen Herr Mill die Verderblichkeit der Monarchie und Aristokratie bewiesen hat, werden, wie es uns erscheint, eben so beweisen, daß diese Sicherheit gar keine Sicherheit ist. Ist es nicht klar, daß die Volksvertreter, sobald sie erwählt sind, eine Aristokratie bilden, mit einem Interesse, das dem Interesse des Volkes entgegensteht? Warum sollten sie nicht ein Gesetz erlassen, die Dauer ihrer Macht von einem Jahre auf zehn Jahre auszudehnen oder sich für Senatoren auf Lebenszeit zu erklären? Wenn ihnen die ganze gesetzgebende Macht in die Hände gegeben ist, so werden sie nach der Verfassung berechtigt sein, dies zu thun. Wenn ihnen ein Theil der gesetzgebenden Macht entzogen ist, wem wird dann diese Macht gegeben? Soll das Volk sie behalten und in Urversammlungen seine Zustimmung oder Mißbilligung aussprechen? Herr Mill selbst sagt uns, daß das Volk nur handeln kann, wenn es versammelt ist, und daß es, wenn es versammelt ist, nicht im Stande ist, zu handeln. Oder soll die Vorausbestimmung gemacht werden, wie in einigen von den amerikanischen Republiken, daß in den Fundamentalgesetzen keine Veränderung vor sich gehen soll, ohne die Zustimmung eines Convents, welcher besonders für diesen Zweck erwählt werden soll? Dann kommt wieder die Schwierigkeit in Betracht: Warum können nicht die Mitglieder des Convents eben so wohl wie die Mitglieder der gewöhnlichen Legislatur das in sie gesetzte Vertrauen verrathen? So lange sie Privat-

männer waren, mögen sie für die Interessen des Staates eifrig bedacht gewesen sein. Als sie Candidaten waren, mögen sie ihr Wort für die Sache der Verfassung verpfändet haben. Aber sobald sie ein Convent werden, sobald sie von dem Volke getrennt sind, sobald die höchste Macht ihnen in die Hände gegeben wird, beginnt das Interesse, welches dem Interesse des Staates entgegensteht, welches nach Herrn Mill Maßregeln erzeugen muß, welche den Interessen des Staates entgegenstehen. Wir müssen daher noch andere Mittel finden, um diesen auf den Zaum gesetzten Zaum im Zaume zu halten; eine andere Stütze, um die Schildkröte zu tragen, welche der Elephant trägt, welchen die Welt trägt.

Wir wissen ganz gut, daß für einen solchen Fall keine wirkliche Gefahr vorhanden ist. Aber es ist keine Gefahr da, bloß weil die Grundsätze des Herrn Mill falsch sind. Wenn die Menschen so wären, wie er sie darstellt, so würde der Buchstabe der Verfassung, welche er empfiehlt, kein Schutzmittel gegen schlechte Regierung sein. Die wahre Sicherheit ist, daß Gesetzgeber durch die Furcht vor Widerstand und Infamie abgeschreckt sein werden, so zu handeln, wie wir geschildert haben. Aber Zwangsmittel, die ihrer Art nach ganz dieselben und nur gradweise verschieden sind, gibt es in allen Regierungsformen. Jene breite Unterscheidungslinie, welche Herr Mill zwischen Monarchien und Aristokratien auf der einen und Demokratien auf der andern Seite zieht, gibt es in der Wirklichkeit gar nicht. In keiner Regierungsform sind die Interessen des Volkes und seiner Herrscher durchaus die nämlichen. In jeder Regierungsform fürchten sich die Herrscher etwas vor dem Volke. Die Furcht vor Widerstand und das Schamgefühl wirken einigermaßen auf die unumschränktesten Könige und die illiberalsten Oligarchien. Und nichts als die Furcht vor Widerstand und das Schamgefühl bewahrt die Freiheit der demokratischen Staaten vor den Eingriffen ihrer jährlichen und zweijährigen Delegirten.

Wir haben gesehen, wie Herr Mill das Interesse der Volksvertreter mit dem der Wahlbezirke identisch zu machen gedenkt. Die

nächste Frage ist, in welcher Weise das Interesse der Wahlbezirke mit dem des Staates identisch zu machen ist. Herr Mill zeigt, daß eine Minorität des Volkes, selbst wenn sie aus vielen Tausenden bestände, ein schlechter Wahlkörper und in der That bloß eine zahlreiche Aristokratie sein würde.

„Die Vortheile des Repräsentativsystems," sagt er, „sind in allen Fällen verloren, in welchen die Interessen der Wähler nicht mit denen des Volkes eins sind. Es ist ganz klar, daß, wenn das Volk selbst den Wahlkörper bildete, das Interesse des Volkes und das der Wähler dasselbe sein würde."

Aus solchen Gründen empfiehlt Herr Mill, daß alle Männer von reifem Alter, seien sie reich oder arm, gebildet oder unwissend, Stimmen haben sollen. Aber warum nicht auch die Frauen? Diese Frage ist oft in Parlamentsverhandlungen gestellt worden und hat nie, so viel wir wissen, eine gehörige Antwort gefunden. Herr Mill entflieht davor, so schnell er kann. Aber wir werden uns die Freiheit nehmen, uns etwas bei den Worten des Orakels aufzuhalten. „Eins," sagt er, „ist ziemlich klar, daß alle die Individuen, deren Interessen in denen anderer Individuen aufgehen, unbedenklich ausgelassen werden können. In diesem Lichte kann man die Frauen betrachten, indem das Interesse von fast allen Frauen entweder in dem ihrer Väter oder in dem ihrer Männer aufgeht." Wenn wir uns zufrieden geben wollten, zur Erwiederung auf alle Gründe in der Schrift des Herrn Mill zu sagen, daß das Interesse eines Königs in dem des Volkes aufginge, so würde man uns ganz gewiß vorwerfen, daß wir Unsinn sprächen. Und doch würde eine solche Behauptung, so viel wir sehen, nicht unvernünftiger sein, als die, welche Herr Mill zu machen gewagt hat. Ohne nur eine einzige Thatsache anzuführen, ohne sich die Mühe zu geben, die Frage durch einen einzigen Sophismus zu verwirren, dogmatisirt er ganz ruhig die Interessen der einen Hälfte des Menschengeschlechts fort. Wenn es ein wahres Wort in der Geschichte gibt, so ist es das, daß die Frauen immer auf dem größten Theile

der Erde demüthige Genossinnen, Spielzeuge, Gefangene, Lohndiener, Lastthiere gewesen sind und es noch sind. Ausgenommen in ein paar glücklichen und hochgebildeten Staaten, sind sie, streng genommen, in einem Zustande persönlicher Sclaverei. Selbst in den Ländern, wo sie am besten behandelt werden, sind ihnen die Gesetze meistentheils ungünstig in Beziehung auf fast alle Punkte, welche das größte Interesse für sie haben.

Herr Mill macht keine Gesetze für England oder die Vereinigten Staaten, sondern für die Menschheit. Ist aber das Interesse eines Türken gleichbedeutend mit dem der Mädchen, welche seinen Harem bilden? Ist das Interesse eines Chinesen dasselbe, wie das der Frau, welche er an den Pflug spannt? Ist das Interesse eines Italieners dasselbe mit dem seiner Tochter, welche er in ein Kloster schickt? Das Interesse eines anständigen Engländers ist, das kann man ohne Anstand sagen, gleichbedeutend mit dem seiner Frau. Aber warum ist dem so? Weil die Menschennatur nicht das ist, was Herr Mill glaubt; weil gebildete Menschen, die ihr eigenes Glück in einem gesellschaftlichen Zustande verfolgen, nicht Yahus sind, die um ein Aas kämpfen; weil es eben so angenehm ist, geliebt und geachtet zu werden, als gefürchtet zu sein und knechtischen Gehorsam zu finden. Warum beschränkt ein anständiger Mann seine Frau nicht auf den baaren Lebensunterhalt, welchen das Gesetz ihn zwingen würde, ihr auszusetzen, damit er mehr für sein persönliches Vergnügen ausgeben kann? Weil er, wenn er sie liebt, gern sieht, daß sie sich freut, und weil er, selbst wenn er sie nicht leiden mag, nicht will, daß die ganze Nachbarschaft über seinen Geiz und seine Bosheit Zeter schreien soll. Warum erläßt nicht das Parlament, welches doch ganz aus Männern besteht, ein Gesetz, um die Frauen aller nur erdenklichen bürgerlichen Vorrechte zu berauben, um sie zu Sclaven zu machen? Wenn es ein solches Gesetz erließe, so würde es das befriedigen, was, wie Herr Mill uns sagt, ein untrennbarer Theil der Menschennatur ist: nämlich das Verlangen, unbegrenzte Macht zu besitzen, Andern Schmerz

zu machen. Daß sie kein solches Gesetz ergehen lassen, wo sie doch die Macht haben, es zu thun; und daß kein Mensch in ganz England ein solches Gesetz erlassen zu sehen wünscht, beweist, daß das Verlangen nach unbegrenzter Macht, Schmerz zuzufügen, nicht von der menschlichen Natur unzertrennlich ist.

Wenn es in England eine Uebereinstimmung des Interesses zwischen den beiden Geschlechtern gibt, so kann dies in keinem Falle aus einer andern Ursache herrühren, als dem Vergnügen, welches damit verbunden ist, geliebt zu werden und Glück zu verbreiten. Denn daß es nicht aus dem bloßen Geschlechtstriebe entspringt, beweist die Behandlung, welche man den Frauen in dem größten Theile der Welt angedeihen läßt, zur Genüge. Und wenn man sagte, daß unsere Ehegesetze dies zu Wege gebracht haben, so rückt dies den Beweisgrund nur einen Schritt weiter; denn diese Gesetze sind von Männern gegeben worden. Wenn also die freundlichen Gefühle der einen Hälfte der Gattung eine hinlängliche Sicherheit für das Glück der andern sind, warum können dann nicht die freundlichen Gefühle eines Monarchen oder einer Aristokratie wenigstens hinreichen, um sie daran zu verhindern, das Volk mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht zu schinden?

Wenn Herr Mill untersuchen will, warum die Frauen in England besser behandelt werden als in Persien, so wird er vielleicht auch im Verlaufe seiner Nachforschungen ausfindig machen, warum die Dänen besser regiert sind, als die Unterthanen Caligula's es waren.

Wir kommen nun zu der wichtigsten praktischen Frage in der ganzen Schrift. Ist es wünschenswerth, daß alle Männer, die das Alter der Zurechnungsfähigkeit erreicht haben, Vertreter wählen sollen; oder soll das Wahlrecht an den Besitz einer bestimmten Geldsumme gebunden sein? Mill's Meinung ist, daß, je geringer diese Summe, desto besser es sei, und daß das beste System das sei, wo etwas Derartiges gar nicht verlangt würde.

„Der Census," sagt er, „muß entweder so beschaffen sein, daß

er die Mehrheit der Bevölkerung umfaßt oder etwas weniger als die Mehrheit. Nehmen wir zuvörderst an, daß er die Mehrheit umfaßt, so ist die Frage, ob die Mehrheit ein Interesse daran haben würde, diejenigen zu bedrücken, welche in dieser Voraussetzung der politischen Macht beraubt sein würden. Wenn wir die Berechnung auf ihre Elemente zurückführen, so werden wir sehen, daß das Interesse, welches sie an dieser beklagenswerthen Art haben würden, obwohl es etwas sein könnte, doch nicht sehr groß sein würde. Jeder Mann von der Mehrheit würde, wenn die Mehrheit als regierende Körperschaft bestände, etwas weniger als den Nutzen haben, einen einzigen Menschen zu bedrücken. Wenn die Mehrheit zweimal so groß wäre, wie die Minderheit, so würde jeder Mann von der Mehrheit nur die Hälfte Nutzen haben, einen einzigen Menschen zu bedrücken. Nehmen wir zweitens an, daß der Census eine Anzahl von Wählern nicht zuließe, welche so groß wäre wie die Mehrheit, so würden wir in diesem Falle, wenn wir wiederum die Berechnung in ihren Elementen aufnehmen, sehen, daß jeder Mann einen Nutzen haben würde, gleich dem, welcher von der Bedrückung mehr als eines Mannes sich ergäbe, und daß im Verhältniß, wie der Wahlkörper eine kleinere und noch kleinere Minderheit darstellte, der Nutzen der schlechten Verwaltung für den Wahlkörper sich steigern und schlechte Regierung gesichert werden würde."

Die erste Bemerkung, welche wir gegen diese Beweisführung zu machen haben, ist, daß, nach Herrn Mill's eigener Angabe, selbst eine Regierung, in welcher jedes menschliche Wesen wahlberechtigt wäre, doch noch mangelhaft sein würde. Denn unter einem Systeme des allgemeinen Stimmrechts wählt die Mehrheit der Wähler den Vertreter und macht die Mehrheit der Vertreter das Gesetz. Das ganze Volk kann daher seine Stimme abgeben, aber nur die Mehrheit wird regieren, so daß nach Herrn Mill's eigenem Eingeständniß das vollkommenste Regierungssystem, welches sich ausdenken läßt, doch so beschaffen ist, daß das Interesse der herrschenden Körperschaft zu bedrücken, sich freilich nicht auf viel, aber doch auf etwas beläuft.

Aber hat Herr Mill recht, wenn er sagt, daß ein solches Interesse nicht sehr groß sein könnte? Unserer Ansicht nach nicht. Allerdings, wenn jeder Mann im Staat einen gleichen Theil von dem besäße, was Herr Mill Gegenstände des Verlangens nennt, so würde die Mehrheit sich wahrscheinlich nicht dazu verstehen, die Minderheit zu plündern. Eine große Minderheit würde einen kräftigen Widerstand leisten, und das Eigenthum einer kleinen Minderheit unter sich zu theilen, würde sich für die andern Mitglieder nicht der Mühe verlohnen. Nun gibt es aber in allen civilisirten Staaten eine kleine Minderheit reicher Männer und eine große Mehrheit armer Leute. Wenn es tausend Menschen gäbe, von denen jeder zehn Pfund Sterling besäße, so würde es für neunhundertundneunzig unter ihnen nicht der Mühe werth sein, zehn zu berauben, und es würde für sechshundert ein kühnes Unternehmen sein, vierhundert zu berauben. Aber wenn zehn unter ihnen je 100,000 Pfund besäßen, so würde die Sache allerdings ganz anders sein. Man würde dann viel zu bekommen und nichts zu fürchten haben.

„Daß ein menschliches Wesen wünschen wird, die Person und das Eigenthum eines Andern sich dienstbar zu machen, ungeachtet des Schmerzes und Verlustes an Vergnügen, welches dies jenem andern Individuum verursachen mag, ist (nach Herrn Mill) die Grundlage der Regierung.“ Daß das Eigenthum der reichen Minderheit dem Vergnügen der armen Mehrheit dienstbar gemacht werden kann, wird man kaum leugnen wollen. Aber Herr Mill schlägt vor, der armen Mehrheit Gewalt über die reiche Minderheit zu verleihen. Kann man da noch daran zweifeln, wozu nach seinen eigenen Grundsätzen eine solche Anordnung führen muß?

Es läßt sich vielleicht sagen, daß es am Ende doch im Interesse des Volkes liege, daß das Eigenthum sicher sei und daß das Volk es deshalb achten werde. Wir antworten darauf, daß man nicht behaupten kann, es liege nicht unmittelbar im Interesse des Volkes, die Reichen zu plündern. Selbst wenn es daher ganz sicher wäre, daß das

Volk am Ende doch in seiner Gesammtheit dabei verlieren würde, wenn es so thäte, so würde nicht nothwendigerweise daraus folgen, daß die Furcht vor entfernten übeln Folgen den Wunsch der unmittelbaren Erwerbung ersticken könnte. Jeder Einzelne könnte sich schmeicheln, daß die Strafe nicht ihn treffen würde. Herr Mill selbst sagt uns in seinem Artikel über die Jurisprudenz, daß keine Menge von Uebel, welches entfernt und ungewiß ist, hinreichen wird, Verbrechen zu verhindern.

Aber wir neigen uns eher zu der Ansicht, daß es im Ganzen im Interesse der Mehrheit liegen würde, die Reichen zu plündern. Wenn dem so ist, so werden die Utilitarier sagen, daß die Reichen geplündert werden sollten. Wir leugnen diesen Schluß. Denn zuvörderst muß man, wenn der Zweck der Regierung die größte Glückseligkeit für die größte Menge ist, eben sowohl die Heftigkeit der Leiden in Betracht ziehen, welche eine Maßregel zufügt, als die Anzahl der Leidenden. Zunächst haben wir eine höchst wichtige Unterscheidung anzumerken, welche Herr Mill durchaus übersehen hat. In seinem ganzen Artikel verwechselt er den Staat mit der Gattung. Er spricht von der größten Glückseligkeit der größten Menge; aber wenn wir seine Beweisführung untersuchen, so finden wir, daß er nur von der größten Menge einer einzigen Generation spricht.

Wenn wir daher auch zugeben wollten, daß alle jene Gründe, deren Irrthümlichkeit wir bloßgestellt haben, unwiderleglich wären, so könnten wir doch noch den Schluß leugnen, zu welchem der Verfasser gelangt. Selbst wenn wir anerkennen wollten, daß er die Regierungsform ausfindig gemacht hätte, welche die beste für die Mehrzahl der jetzt auf der Erde lebenden Menschen sei, so möchten wir doch, ohne in Widersprüche zu gerathen, behaupten können, daß diese Regierungsform für die Menschheit verderblich sei. Es würde sich dann noch für Herrn Mill darum handeln, zu beweisen, daß das Interesse jeder Generation mit dem Interesse aller folgenden Generationen identisch

sei. Und wie er dies, auf seine eigenen Grundsätze gestützt, thun könnte, das vermögen wir durchaus nicht einzusehen.

In der That ist der Fall dem einer aristokratischen Regierung durchaus analog. In einer Aristokratie, sagt Mill, können die Wenigen, welche mit der Macht der Regierung bekleidet sind, die Gegenstände ihres Verlangens dem Volke abnehmen. In derselben Weise kann jede Generation wechselsweise sich auf Kosten der Nachwelt befriedigen — da die Priorität in der Zeit in dem letztern Fall einen Vortheil gibt, welcher genau dem entspricht, welchen die Priorität in der Stellung in dem erstern verleiht. Daß eine Aristokratie ihren Vortheil mißbrauchen wird, ist nach Herrn Mill leicht zu beweisen. Ist es nicht eben so sicher, daß das ganze Volk dasselbe thun werde; daß, wenn es die Macht hat, es das Erbtheil der Menschheit auf jede Weise verschwenden und dasselbe verarmt und verwüstet der Nachwelt überliefern wird?

Wie kann nur Jemand von den Ansichten Mill's daran zweifeln, daß die Reichen in einer solchen Demokratie, wie er sie empfiehlt, eben so erbarmungslos geplündert werden würden, wie unter einem türkischen Pascha? Es liegt ohne Zweifel im Interesse der nächsten Generation, und vielleicht auch im entfernten Interesse der gegenwärtigen Generation, daß man das Eigenthum für heilig hält. Und so wird es ohne Zweifel im Interesse des nächsten Pascha und selbst in dem des gegenwärtigen Pascha liegen, wenn er lange im Amte bleibt, daß die Einwohner seines Paschaliks sich dazu ermuthigt fühlen mögen, Reichthum einzusammeln. Kaum irgend ein despotischer Monarch hat seine Unterthanen in bedeutendem Maße geplündert, ohne noch vor dem Ende seiner Regierung Ursache gehabt zu haben, es zu bereuen. Jedermann weiß, wie bitterlich Ludwig XIV. gegen das Ende seines Lebens seine frühern Ausschweifungen beklagte. Wenn dieser prachtliebende Fürst nicht Millionen auf Marli und Versailles und noch weit größere Summen auf die Vergrößerung seines Enkels verwandt hätte, so würde er nicht schließlich gezwungen gewesen sein, geborenen

Geldleihern zu schmeicheln, sich vor Menschen zu beugen, auf welche er in den Tagen seines Stolzes sich nicht herabgelassen haben würde, einen Blick zu werfen, nur um die Mittel zur Unterhaltung seines eigenen Haushalts zu erlangen! Man könnte leicht viele Beispiele hierfür anführen. Aber doch sehen wir, daß Despoten ihre Unterthanen plündern, obwohl ihnen die Geschichte und Erfahrung lehrt, daß, wenn sie vorzeitig Mittel zur Verschwendung erpressen, sie in der That das Saatkorn verzehren, woraus die künftige Ernte der Einkünfte hervorsprießen soll. Warum sollten wir also annehmen, daß das Volk sich aus Furcht vor entferntem Unglück davon abschrecken lassen wird, sich Erleichterung und Genuß zu verschaffen — aus Furcht vor Unglück, welches man vielleicht in vollem Maße erst in den Zeiten ihrer Enkel empfinden wird?

Diese Schlüsse sind genau aus Herrn Mill's eigenen Grundsätzen abgeleitet, und ungleich den meisten Schlüssen, welche er selbst aus jenen Grundsätzen gezogen hat, stehen ihnen, so viel wir wissen, keine Thatsachen entgegen. Der Fall der Vereinigten Staaten paßt hier nicht. In einem Lande, wo die Lebensbedürfnisse billig und der Arbeitslohn hoch ist; wo ein Mann, der kein Capital hat, als seine Arme und Beine, erwarten kann, mit Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, liegt es nicht gradezu selbst im unmittelbaren Vortheile der Armen, die Reichen zu plündern, und die Bestrafung dafür würde dem Unrechte bald nachfolgen. Aber in Ländern, worin die Mehrzahl von der Hand in den Mund lebt und worin ungeheure Massen von Reichthum von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl aufgehäuft sind, ändert sich die Sache ganz beträchtlich. Der unmittelbare Mangel ist in manchen Zeiten verzehrend, gebieterisch, unwiderstehlich. In unserer eigenen Zeit hat er Menschen gegen die Furcht vor dem Galgen gestählt und sie Bajonetten entgegengetrieben. Und was ließe sich erwarten, wenn der Galgen und die Bajonette, welche diese Leute jetzt kaum zurückhalten, ihnen zu Gebote stände? Auch ist dies nicht ein Zustand der Dinge, wie er nur unter einer schlechten Regierung existi-

ren kann. Wenn nur ein Körnchen Wahrheit in den Lehren der Schule ist, wozu Herr Mill gehört, so wird die Zunahme der Bevölkerung ihn nothwendiger Weise überall hervorbringen. Die Zunahme der Bevölkerung wird durch gute und billige Regierung beschleunigt. Je besser daher die Regierung, um so größer ist die Ungleichheit in den Verhältnissen, und je größer die Ungleichheit in den Verhältnissen, desto stärker sind die Beweggründe, welche den großen Haufen zum Raube anreizen. Was Amerika anbetrifft, so appelliren wir an das zwanzigste Jahrhundert.

Es ist kaum nöthig, die Wirkungen zu besprechen, welche eine allgemeine Beraubung der Reichen hervorbringen würde. Es kann allerdings vorkommen, daß, wo ein von Mißbräuchen zerfressenes Gesetz- und Staatssystem unzertrennlich mit der Vertheilung des Eigenthums verbunden ist, ein Volk durch eine einzige Convulsion, in welcher beide zusammen untergehen, gewinnen kann. Der Preis ist fürchterlich. Aber wenn, nachdem die Erschütterung vorüber ist, eine neue Ordnung der Dinge entsteht, worunter das Eigenthum sicher sein kann, so wird der Fleiß der Einzelnen bald die Verwüstung wieder gut machen. So haben wir keinen Zweifel, daß die große Revolution im Ganzen ein höchst heilsames Ereigniß für Frankreich war. Aber würde Frankreich gewonnen haben, wenn es in der ganzen Zeit seit dem Jahre 1793 von einem demokratischen Convent regiert worden wäre? Wenn die Grundsätze des Herrn Mill gesund sind, so sagen wir, daß fast das ganze Capital des Landes jetzt vernichtet sein würde. Sobald man angefangen hätte, die erste Explosion zu vergessen, sobald Reichthum wieder gekeimt, sobald die Armen wieder begonnen hätten, ihre Hütten und ihren Salat mit den Schlössern und Banketten der Reichen zu vergleichen, würde es von Neuem eine Schlägerei um das Eigenthum gegeben haben, ein neues Maximum, eine neue allgemeine Einziehung der Güter, eine neue Schreckensherrschaft. Wenn vier oder fünf solche Convulsionen in Zwischenräumen von zehn oder zwölf Jahren auf einander folgten, so würden die blühend-

sten Länder Europa's bald in den Zustand der Barbarei oder der Morea versinken.

Der civilisirte Theil der Welt hat jetzt nichts von der Feindseligkeit wilder Völker zu befürchten. Einmal ist die Sündfluth der Barbarei darüber hinweggegangen, um sie zu zerstören und zu befruchten, und in dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit genießen wir eine vollständige Sicherheit gegen ein solches Unglück. Jene Fluth wird nie zurückkehren, um die Erde zu bedecken. Aber ist es möglich, daß im Herzen der Civilisation selbst die Krankheit erzeugt werde, welche sie zu zerstören berufen ist? Ist es möglich, daß Einrichtungen gemacht werden sollen, welche ohne den Beistand eines Erdbebens, einer Hungersnoth, einer Pestilenz oder einer fremden Kriegsmacht, die Arbeit so vieler Zeitalter der Weisheit und des Ruhmes vernichten und allmälig den Geschmack, die Literatur, die Wissenschaft, den Handel, die Fabriken, kurz Alles zerstören soll, ausgenommen die rohen Künste, welche zum Unterhalt des thierischen Lebens nothwendig sind? Ist es möglich, daß in zwei= oder dreihundert Jahren ein paar magere und halbnackte Fischer zusammen mit Eulen und Füchsen die Ruinen der größten europäischen Städte bewohnen; ihre Netze unter den Ueberbleibseln ihrer ungeheuren Waarenlager waschen und ihre Hütten aus den Säulen ihrer prächtigen Kathedralen aufbauen werden? Wenn die Grundsätze des Herrn Mill gesund sind, so sagen wir ohne Zaudern, daß die Regierungsform, welche er empfiehlt, Alles dies ganz gewiß zuwege bringen wird. Aber wenn diese Principien ungesund sind, wenn die Beweisführung, mit welcher wir ihnen entgegengetreten sind, richtig ist, so sind die höhern und die mittlern Stände die natürlichen Repräsentanten des Menschengeschlechts. Ihr Interesse kann in einigen Punkten dem ihrer ärmern Zeitgenossen entgegenstehen, aber es ist gleichbedeutend mit dem unzähliger Generationen, welche kommen werden.

Herr Mill beendet seine Schrift damit, daß er einen Einwand beantwortet, welchen man oft dem Plane des allgemeinen Stimmrechts

gemacht hat; nämlich, daß das Volk sein eigenes Interesse nicht versteht. Wir werden seine Beweisführung über diesen Gegenstand nicht verfolgen, weil er, bis er bewiesen hat, daß es im Interesse des Volkes liegt, das Eigenthum zu achten, die Sache dadurch nur schlimmer macht, daß er beweist, daß es sein Interesse verstehe. Aber wir können uns nicht enthalten, unsere Leser mit einer köstlichen bonne bouche von Weisheit zu tractiren, welche er für den letzten Augenblick aufgespart hat.

„Die Meinungen der Volksclasse, welche unter dem Mittelstande sich befindet, und ihre Gemüther werden von jenem einsichtsvollen und tugendhaften (!) Stande geleitet, welcher am unmittelbarsten mit ihr in Berührung kommt, welcher beständig in inniger Beziehung zu ihnen steht, zu dem sie in allen ihren zahlreichen Schwierigkeiten eilen, um sich Rath und Beistand zu erbitten, von dem sie unmittelbar und täglich, in Gesundheit und Krankheit, in der Kindheit und im Alter, abhängig sind, zu welchem ihre Kinder als Muster zur Nachahmung emporblicken, dessen Ansichten sie täglich wiederholen hören und es sich zur Ehre anrechnen, sie anzunehmen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mittelstand, welcher der Wissenschaft, der Kunst und selbst der Gesetzgebung ihre ausgezeichnetsten Zierden gibt, und die Hauptquelle von Allem ist, was die Menschennatur erhöht und verfeinert hat, den Theil des Volkes bildet, dessen Meinung, wenn die Grundlage der Vertretung jemals so weit ausgedehnt sein würde, schließlich entscheiden müßte. Von dem Volke unter ihnen würde eine ungeheure Mehrheit sich gewiß von ihrem Rath und Beispiel leiten lassen."

Dieser einzige Paragraph genügt vollkommen, um Herrn Mill's Theorie umzustürzen. Wird das Volk gegen sein eigenes Interesse handeln? Oder ist das Interesse des Mittelstandes mit dem Interesse des Volkes gleichbedeutend? Wenn das Volk nach den Bestimmungen des Mittelstandes handelt, wie Herr Mill sagt, daß es jedenfalls thun wird, so muß eine von diesen drei Fragen mit Ja beant-

wortet werden. Aber wenn eine von den dreien mit Ja beantwortet wird, so fällt sein ganzes System zu Boden. Wenn das Interesse des Mittelstandes mit dem des Volkes gleichbedeutend ist, warum soll dann diesem Stande nicht die Macht der Regierung anvertraut werden? Wenn die Macht der Regierung diesem Stande anvertraut wäre, so würde es offenbar eine Aristokratie des Reichthums geben, und „eine Aristokratie des Reichthums zu bilden, wenn es auch eine sehr zahlreiche wäre, würde (nach Herrn Mill) das Volk unbeschützt und allen Uebeln ungezügelter Macht preisgegeben lassen.“ Werden nicht dieselben Beweggründe, welche die Mittelclassen verleiten, eine Art der Macht zu mißbrauchen, sie verleiten, auch eine andere zu mißbrauchen? Wenn ihr Interesse mit dem des Volkes übereinstimmt, so werden sie das Volk gut regieren. Wenn es dem des Volkes entgegensteht, so werden sie dem Volke schlechten Rath geben. Das System des allgemeinen Stimmrechts ist daher nach Herrn Mill's eigener Angabe nur ein schlaues Mittel, das auf Umwegen zu thun, was ein Repräsentativsystem mit einem ziemlich hohen Census gradeaus thun würde.

So endigt diese berühmte Schrift. Und das ist die Philosophie, um deretwillen die Erfahrung von dreitausend Jahren außer Acht gelassen werden soll; diese Philosophie, deren Lehrer sprechen, als ob sie die Welt zur Kenntniß der Schifffahrt und des Alphabets gebracht hätte; als ob, bevor sie aufgegangen war, die Einwohner Europa's in Höhlen gelebt und einander aufgefressen hätten! Es scheint, daß wir, wie die Kinder Israel's, der Gegenstände unserer alten und rechtmäßigen Anbetung überdrüssig sind. Wir verlangen eifrig nach einem neuen Götzenbild. Alles, was köstlich und geschmückt in unsern intellectuellen Schätzen ist, muß ausgeliefert und in den Ofen geworfen werden — und siehe da, es kommt dieses Kalb heraus!

Unsere Leser werden den Zweck, den wir beim Niederschreiben dieses Artikels haben, schwerlich mißverstehen. Sie werden uns nicht im Verdacht haben, daß wir die Sache der absoluten Monarchie oder irgend einer engen Form der Oligarchie vertheidigen, oder die Uebel

der Volksregierung übertreiben wollen. Unser Zweck ist gegenwärtig nicht so sehr, irgend ein bestimmtes politisches System zu vertheidigen oder anzugreifen, als die Fehler einer Art des Räsonnements bloßzustellen, welches für moralische und politische Discussionen durchaus ungeeignet ist, einer Art des Räsonnements, welches so leicht für Zwecke der Lüge verwandt werden kann, daß man ihm selbst dann keinen Pardon geben darf, wenn es zufällig einmal für die Wahrheit benutzt wird.

Unsere Einsprache gegen die Schrift des Herrn Mill ist fundamental. Wir glauben, daß es absolut unmöglich ist, die Wissenschaft der Regierung aus den Grundsätzen der Menschennatur abzuleiten.

Welchen Satz kann man über die Menschennatur aufstellen, der durchaus und allgemein wahr ist? Wir kennen nur einen, und der ist nicht nur wahr, sondern auch selbstverständlich: nämlich daß die Menschen immer nach ihren eigenen Interessen handeln. Diese Wahrheit proclamiren die Utilitarier mit so großem Stolz, als ob sie neu wäre, und mit so großem Eifer, als ob etwas darauf ankäme. In der That aber bedeutet sie, wenn man sie erklärt, weiter nichts, als daß die Menschen, wenn sie können, immer handeln werden, wie es ihnen gefällt. Wenn wir die Handlungen eines Menschen sehen, so wissen wir sicher, was er für sein Interesse hält. Aber es ist unmöglich, mit Sicherheit aus dem, was *wir* für sein Interesse halten, auf seine Handlungen zu schließen. Einer ißt lieber nicht zu Mittag, um nur noch einen Schilling zu hunderttausend Pfund hinzulegen zu können; ein Anderer macht Schulden, um Bälle und Maskeraden geben zu können. Einer schneidet seinem Vater die Kehle ab, um in den Besitz seiner alten Kleider zu kommen; ein Anderer setzt sein Leben auf's Spiel, um das eines Feindes zu retten. Einer eilt freiwillig auf einen verlorenen Posten; ein Anderer wird wegen Feigheit aus seinem Regiment ausgestoßen. Jeder von diesen hat ohne Zweifel nach seinem eigenen Interesse gehandelt. Aber wir gewinnen nichts dadurch, daß wir dies wissen, ausgenommen das Vergnügen (wenn das

eines ist) eine Menge unnützer Wörter zu haben. In der That ist dieser große Grundsatz grade so tief verborgen und grade so wichtig, als die große Wahrheit, daß Alles, was ist, ist. Wenn ein Philosoph immer Thatsachen in der folgenden Form angeben wollte: „Es ist ein Regenschauer; aber Alles was ist, ist; deshalb ist es ein Schauer," so würde sein Raisonnement vollkommen richtig sein; aber wir vermuthen nicht, daß es den Kreis des menschlichen Wissens beträchtlich erweitern würde. Und es ist eben so müßig, irgend welche Wichtigkeit einem Satze beizulegen, welcher, wenn man ihn auslegt, bloß bedeutet, daß ein Mensch lieber thun soll, was er lieber thun soll.

Wenn die Lehre, daß die Menschen immer aus eigenem Interesse handeln, in irgend einer andern Bedeutung als dieser hingestellt wird; wenn die Bedeutung des Wortes „eigenes Interesse" so eingeschränkt wird, daß es irgend einen von den Beweggründen ausschließt, welche möglicher Weise auf ein menschliches Wesen einwirken können, so hört der Satz auf, identisch zu sein, aber zu gleicher Zeit hört er auch auf, wahr zu sein.

Was wir von dem Ausdruck „eigenes Interesse" gesagt haben, gilt auch für alle Synonyma und Umschreibungen, welche man braucht, um denselben Sinn damit auszudrücken; Schmerz und Freude, Glück und Unglück, Gegenstände des Verlangens u. s. w.

Die ganze Kunst der Schrift des Herrn Mill besteht in einem einfachen Taschenspielerkniff. Sie besteht darin, Wörter von der Art, wie wir sie erwähnt haben, erst in einem und dann in einem andern Sinne zu gebrauchen. Die Menschen werden die Gegenstände ihres Verlangens nehmen, wenn sie können! Ohne Frage: aber dies ist ein selbstverständlicher Satz; denn ein Gegenstand des Verlangens bedeutet bloß Etwas, was ein Mensch sich verschaffen wird, wenn er kann. Aus einer Maxime dieser Art läßt sich gar nichts schließen. Wenn wir sehen, daß ein Mensch irgend etwas nimmt, so werden wir wissen, daß es ein Gegenstand seines Verlangens war. Aber bis dahin haben wir kein Mittel, mit Gewißheit darüber zu urtheilen,

was er verlangt oder was er nehmen wird. Wenn aber der allgemeine Satz einmal angenommen ist, so geht Herr Mill in seinem Raisonnement weiter, als ob die Menschen gar kein Verlangen hätten als das, was nur durch Raub und Bedrückung befriedigt werden kann. Es wird dann leicht, aus dem ursprünglichen Axiom Lehren von großer Wichtigkeit abzuleiten. Das Unglück ist nur, daß, wenn man so die Bedeutung des Wortes „Verlangen“ einschränkt, das Axiom falsch wird und alle die daraus folgenden Lehren gleichfalls falsch werden.

Wenn wir über die Maximen hinausgehen, welche sich unmöglich leugnen lassen, ohne sich eines Widerspruches in adjecto schuldig zu machen, und welche uns daher nicht in den Stand setzen, einen einzigen Schritt in praktischem Wissen vorwärts zu kommen, so glauben wir nicht, daß es möglich ist, eine einzige allgemeine Regel über die Beweggründe, welche menschliche Handlungen beeinflussen, aufzustellen. Es gibt Nichts, was nicht durch Verbindung oder Vergleichung ein Gegenstand des Verlangens oder der Abneigung werden kann. Die Furcht vor dem Tode wird allgemein als eine von unsern stärksten Empfindungen angesehen. Es ist die furchtbarste Sanction, welche Gesetzgeber haben ausdenken können. Und doch ist es allgemein bekannt, daß, wie Baco bemerkt hat, es keine Leidenschaft gibt, durch welche diese Furcht nicht oft überwunden worden ist. Physischer Schmerz ist unbestreitbar ein Uebel, und doch hat man ihn oft ertragen und sogar willkommen geheißen. Unzählige Märtyrer haben in Qualen triumphirt, welche die Zuschauer schaudern machten, und um eine uns näher liegende Erläuterung zu gebrauchen: es gibt wenige Frauen, welche nicht gern Mütter sein möchten.

Ist die Neigung zur Beistimmung ein stärkerer Beweggrund als die Liebe zum Reichthum? Es ist unmöglich, diese Frage im Allgemeinen zu beantworten, selbst in dem Fall eines Menschen, mit dem wir genau bekannt sind. Wir sagen freilich oft, daß ein Mann den Ruhm mehr liebt als das Geld, oder Geld mehr als Ruhm. Aber dies sagt man in einem unbestimmten und vagen Sinne, denn es gibt

wohl kaum einen Mann, der nicht für eine große Summe Geld sich einige Hohnreden gefallen lassen würde, wenn er in Geldnoth wäre, und auf der andern Seite kaum einen Mann, der, wenn er in guten Umständen wäre, sich dem Haß und der Verachtung des Publicums für eine Kleinigkeit aussetzen würde. Um daher eine genaue Antwort selbst nur über einen einzigen Menschen zu geben, müssen wir wissen, wie groß das Opfer des guten Rufes ist, welches verlangt, und des pecuniären Vortheils, welcher angeboten wird, und in welcher Lage die Person, welche in Versuchung geführt wird, sich zu dieser Zeit befindet. Aber wenn die Frage im Allgemeinen in Bezug auf die ganze Gattung gestellt wird, so stellt sich die Unmöglichkeit einer Antwort noch klarer heraus. Der eine Mensch unterscheidet sich von dem andern, eine Generation von der andern, ein Volk von dem andern. Erziehung, Stellung, Geschlecht, Alter, zufällige Verbindungen erzeugen unendlich mannigfaltige Schattirungen.

Die einzige Art, in welcher es unserer Ansicht nach möglich ist, eine Theorie der Regierung aus den Principen der Menschennatur abzuleiten, ist die folgende. Wir müssen ausfindig machen, welcher Art die Beweggründe sind, die in einer bestimmten Regierungsform Herrscher zu schlechten Maßregeln antreiben, und welcher Art diejenigen sind, welche sie zu guten Maßregeln antreiben. Wir müssen dann die Wirkung der beiden Classen von Beweggründen vergleichen, und je nachdem wir finden, daß die eine oder die andere vorwaltet, müssen wir die fragliche Regierungsform für gut oder schlecht erklären.

Nun wollen wir einmal annehmen, daß in aristokratischen und monarchischen Staaten das Verlangen nach Reichthum und andere Wünsche von derselben Art immer darauf hinausgehen, eine schlechte Regierung zu erzeugen, und daß die Liebe zur Beistimmung und andere verwandte Gefühle immer die Tendenz haben, eine gute Regierung hervorzubringen. Wenn es dann unmöglich ist (wie wir gezeigt haben, daß es wirklich ist), ganz allgemein zu sagen, welche von den beiden Classen von Beweggründen die einflußreichere ist, so ist es

auch unmöglich, a priori ausfindig zu machen, ob eine monarchische oder aristokratische Regierungsform gut oder schlecht ist.

Herr Mill hat die Schwierigkeit, diesen Vergleich zu machen, dadurch vermieden, daß er ganz unbekümmert alle Gewichte in die eine Wagschale gelegt hat, indem er raisonnirt, als ob kein menschliches Wesen jemals mit den Gefühlen eines andern sympathisirt, von den Danksagungen eines Andern gerührt oder von den Verwünschungen eines Andern geärgert wäre.

Wie wir den Fall dargelegt haben, ist die Entscheidung durchaus gegen Herrn Mill und doch haben wir denselben noch in einer für ihn viel zu günstigen Weise dargelegt. Denn es ist in der That unmöglich, es als eine allgemeine Regel hinzustellen, daß die Liebe zum Reichthum in einem Monarchen immer eine schlechte, oder die Liebe zur Beistimmung eine gute Regierung erzeugt. Ein geduldiger und weitsichtiger Herrscher z. B., der nicht so sehr danach verlangt, sofort eine große Summe zu erheben, als vielmehr ein unbelastetes und fortschreitendes Einkommen sich zu sichern, wird, indem er den Handel frei macht und dem Eigenthum vollständige Sicherheit verleiht, die Anhäufung von Reichthum ermuthigen und Capital aus dem Auslande anlocken. Die Handelspolitik Preußens, welche vielleicht derjenigen irgend einer Regierung in der ganzen Welt überlegen ist und welche die Albernheiten unserer republikanischen Brüder an der andern Seite des atlantischen Oceans in grelles Licht stellt, ist wahrscheinlich aus dem Verlangen eines unumschränkten Herrschers, sich zu bereichern, entsprungen. Auf der andern Seite verleitet, wenn die Abschätzung, welche das Volk von Tugenden und Lastern macht, irrthümlich ist (was nur zu oft der Fall ist) die Liebe zur Beistimmung Monarchen dazu, den Reichthum der Nation in nutzlosem Schaugepränge zu verschwenden, oder sich in muthwillige und zerstörende Kriege einzulassen. Wenn wir also weder die Stärke von zwei Beweggründen mit einander vergleichen, noch mit Sicherheit bestimmen können, was für Handlungen einer von diesen Gründen veranlassen wird — wie können

wir da möglicher Weise eine Theorie der Regierung aus der menschlichen Natur ableiten?

Wie sollen wir denn nun zu richtigen Schlüssen über einen Gegenstand kommen, der für das Glück der Menschheit so wichtig ist? Gewiß nur durch die Methode, welche in jeder Experimentalwissenschaft, worauf man sie angewandt hat, die Macht und das Wissen unserer Gattung beträchtlich erhöht; durch die Methode, an deren Stelle unsere neuen Philosophen Wortklaubereien setzen möchten, welche kaum der barbarischen Redner und Gegenredner des Mittelalters würdig sind; durch die Methode der Induction: indem wir den gegenwärtigen Zustand der Welt beobachten, die Geschichte der Vergangenheit genau studiren; das Zeugniß der Thatsachen sichten, diejenigen, welche authentisch sind, sorgfältig zusammenfügen und einander gegenüberstellen; indem wir mit Urheil und Vorsicht allgemeine Schlüsse ziehen; indem wir beständig neue Thatsachen herbeibringen, um die Theorie, welche wir aufgebaut haben, daran zu prüfen; indem wir sie verbessern oder ganz und gar fallen lassen, je nachdem diese neuen Thatsachen beweisen, daß sie theilweise oder im Kern ungesund ist. Wenn wir auf diese Weise geduldig, fleißig, aufrichtig vorangehen, so können wir hoffen, ein System zu bilden, das dem, welches wir eben untersucht haben, eben so sehr an Prätension nachsteht und an wahrem Nutzen überlegen ist wie die Verordnungen eines großen Arztes, welche mit jedem Stadium, jeder Krankheit und mit der Körperbeschaffenheit jedes Patienten wechseln, der Pille des marktschreierischen Quacksalbers überlegen sind, welche alle Menschen, in allen Klimaten, von allen Krankheiten heilen soll.

Dies ist jene edle Wissenschaft der Politik, welche gleich weit entfernt ist von den dürren Theorien der utilitarischen Sophisten und von der armseligen Schlauheit, welche von Menschen, die in den Gewohnheiten der Ränke, Kniffe und der officiellen Etikette verknöchert sind, so oft fälschlich für Staatskunst angesehen wird; welche unter allen Wissenschaften für das Wohl der Völker am wichtigsten ist,

welche unter allen Wissenschaften am meisten darauf hinausgeht, den Geist zu erweitern und zu kräftigen, welche aus jedem Theile der Philosophie und Literatur Nahrungsstoff und Schmuck gewinnt und ihrerseits ihnen allen Nahrungsstoff und Schmuck spendet. Wir sind bekümmert und überrascht, zu sehen, wie Menschen von guten Absichten und guten natürlichen Fähigkeiten diese gesunde und edle Beschäftigung aufgeben, um sich in Speculationen zu vergraben, wie die, welche wir eben untersucht haben. Und wir würden uns herzlich freuen, wenn wir fänden, daß unsere Bemerkungen Jemanden von dieser Art bewogen hätten, auf Untersuchungen von wahrem Nutzen die Talente und den Fleiß zu verwenden, die jetzt auf Wortkrämereien verschwendet werden, welche die kläglichsten in dieser kläglichen Art sind.

Was den größern Theil der Secte anbetrifft, so hat es unserer Ansicht nach wenig zu bedeuten, was und unter wem sie studiren. Es würde allerdings komischer und anständiger sein, wenn sie das alte republikanische Geschrei wieder anfangen und über Brutus und Timoleon, die Pflicht des Tyrannenmordes und den herrlichen Tod für die Freiheit declamiren wollten. Im Ganzen aber möchten sie es noch schlimmer getroffen haben. Sie können eben so gut Utilitarier sein wie Reitknechte oder Dandies. Und obwohl der Wortkram über eigenes Interesse und Beweggründe und Gegenstände des Verlangens und die größte Glückseligkeit der größten Menge nur eine armselige Beschäftigung für einen erwachsenen Mann ist, so thut es der Gesundheit gewiß nicht so viel Schaden, als starkes Trinken, und dem Vermögen nicht so viel als hohes Spiel. Es ist nicht viel lächerlicher als die Schädellehre und unendlich viel menschlicher als Hahnenkämpfe.

Ueber

utilitarische Logik und Politik.

II.

Wir glauben guten Grund zu haben, mit dem Erfolg des Angriffs, welchen wir unlängst auf die Utilitarier gemacht haben, zufrieden zu sein. Wir könnten ein langes Register von den Curen veröffentlichen, welche derselbe in Fällen zu Wege gebracht hat, die man vorher als hoffnungslos aufgegeben hatte. Unser Zartgefühl erlaubt uns nicht, Namen zu nennen, indessen können wir uns nicht enthalten, zwei bemerkenswerthe Fälle anzuführen. Eine achtungswerthe Dame schreibt uns, daß ihr Sohn, welcher im vergangenen Jahre in Cambridge gerupft wurde, seit dem Erscheinen unseres Artikels den Sir James Makintosh nur zweimal einen armseligen unwissenden Narren genannt hat. Ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller in der Westminster und Parliamentary Review hat sich Hume's Geschichte geliehen und ist wirklich bis zur Schlacht von Agincourt gekommen! Er versichert uns, daß sein neues Studium ihm viel Vergnügen macht und daß er sehr gespannt ist, zu erfahren, wie Schottland und England ein Königreich wurden. Aber die größte Höflichkeit, welche man uns erwiesen, ist, daß Herr Bentham selbst sich herabgelassen hat, zur Vertheidigung des Herrn Mill in's Feld zu rücken.*) Wir haben sonst

*) Dies war, wie sich bald darauf herausstellte, ein Irrthum, indem

nicht die Gewohnheit, Kritiker zu kritisiren; aber da Herr Bentham ein wahrhaft großer Mann ist, und da seine Partei es für passend gehalten hat, in Reclamen und Placaten anzukündigen, daß dieser Artikel von ihm verfaßt sei, und nicht nur eine Erwiederung auf unsere Angriffe, sondern auch eine Entwicklung des Princips der größten Glückseligkeit enthält, zusammen mit den neuesten Verbesserungen des Erfinders, so werden wir dies eine Mal von unserer Regel abweichen. Wie auch der Streit enden möge, wir werden nicht von einer unedeln Hand besiegt worden sein.

Von Herrn Bentham selbst wollen wir, selbst indem wir uns gegen seine Vorwürfe vertheidigen, mit der Achtung zu sprechen suchen, wozu ihn sein ehrwürdiges Alter,*) sein Genie und die Dienste, welche er dem Publicum geleistet hat, berechtigen. Wenn uns ein harter Ausdruck entfahren sollte, so hoffen wir, daß er einen solchen der Unachtsamkeit, dem augenblicklichen Eifer des Streites — kurz eher allem Andern zuschreiben wird als einer Absicht, ihn zu beleidigen. Obwohl wir mit der Sorte der Hurd's und Boswell's**) nichts gemein haben,

---

Bentham selbst öffentlich erklärte, daß, „obwohl er der Westminster Review einige Memoranda über das Princip der göβten Glückseligkeit geliefert hätte, er doch an der Abfassung des betreffenden Artikels unbetheiligt sei." Macaulay bemerkte dazu, daß es ihm wahrhafte Freude bereite, daß dieser ausgezeichnete Mann einen so kleinen Antheil an einer Leistung habe, welche er, um Bentham's willen, milder behandelt, als er sonst gethan haben würde. Dies Mißverständniß hatte übrigens nicht den geringsten Einfluß auf irgend einen Theil seiner Beweisführung, und er hatte deshalb auch nichts daran geändert. In der That war es ihm lieb, daß die Welt erfahren konnte, mit wie großer Achtung er einen großen Mann selbst da behandelte, als er ihn für den Verfasser eines sehr schwachen und sehr ungerechten Angriffs auf ihn hielt.
A. d. Ü.

*) Bentham war, als dieser Artikel erschien, 82 Jahre alt. Er starb 1832. A. d. Ü.

**) Boswell ist allgemein als unkritischer Schmeichler und Biograph Johnson's bekannt. Hurd, der in der Mitte des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lebte, gab den Briefwechsel und auserlesene Werke seines Freundes Warburton heraus, zusammen mit einer panegyrischen

welche entweder aus eigennützigen Beweggründen, oder weil sie an intellectuelle Abhängigkeit und Kriecherei gewöhnt sind, seinen Appetit mit den schädlichen Süßigkeiten ihres unkritischen Lobes überfüttern und verderben, so sind wir doch vielleicht nicht minder befähigt als sie, sein Verdienst zu schätzen und eben so aufrichtig geneigt, es anzuerkennen. Obwohl wir hin und wieder seine Räsonnements über moralische und politische Fragen für schwach und sophistisch halten, obwohl wir zuweilen über seinen außergewöhnlichen Stil lächeln, so können wir doch niemals aufhören, seinen weiten, umfassenden Blick, seinen scharfen Verstand und die üppige Fruchtbarkeit zu bewundern, mit welcher sein Geist Beweisgründe und Erläuterungen zu Tage fördert. Wie scharf er auch über uns sprechen möge, wir können nie aufhören, in ihm den Vater der Philosophie des Rechts zu verehren. Er hat einen vollkommenen Anspruch auf alle Vorrechte eines großen Erfinders, und an unserm Hofe der Kritik werden diese Vorrechte niemals umsonst plädirt werden. Sie sind indessen eben so begrenzt, wie, zum Glücke für die Zwecke der Gerechtigkeit, die Vorrechte der Lords jetzt beschränkt sind. Der Vortheil ist persönlich und nicht übertragbar. Ein Aristokrat kann nicht mehr jedem Lakaien, der ihm auf den Fersen folgt; oder jedem Raufbold, der in seinem Streite den Degen zieht, seinen Schutz zu Theil werden lassen, und so hoch wir auch den erhabenen Rang achten, welchen Herr Bentham unter den Schriftstellern unserer Zeit einnimmt, so werden wir doch, wenn wir es für die gehörige Aufrechthaltung der literarischen Polizei für nöthig befinden, Sophisten zu widerlegen oder Prätendenten zurechtzusetzen, nicht von unserm gewöhnlichem Verfahren abweichen, weil die Frevler sich Anhänger Bentham's nennen.

Lebensbeschreibung desselben. Warburton, der Bischof von Gloucester war und sich besonders durch ein großes religionsphilosophisches Werk über die Gesetzgebung des Moses bekannt gemacht hat, hätte auch allenfalls von Macaulay angezogen werden können, da er eine äußerst lobrednerische Biographie des Dichters Pope herausgegeben hat, mit welchem er sehr befreundet war. — A. d. Ü.

Ob Herr Mill vielen Grund hat, Herrn Bentham für die Uebernahme seiner Vertheidigung zu danken, werden unsere Leser, wenn sie diesen Artikel zu Ende gelesen haben, vielleicht bezweifeln mögen. Obwohl Bentham's Talente groß sind, hat er doch unserer Ansicht nach ein ungebührliches Vertrauen in sie gesetzt. Er sollte erwogen haben, wie gefährlich es für Jedermann ist — wie beredt und scharfsinnig er auch sein möge — ein Buch anzugreifen oder zu vertheidigen, ohne es gelesen zu haben, und wir sind fest davon überzeugt, daß Bentham den vorliegenden Artikel niemals geschrieben haben könnte, wenn er, ehe er ihn anfing, unsere Kritik mit Aufmerksamkeit gelesen und sie mit Mill's Schrift verglichen hätte.

Er hat unsern Zweck und unsere Meinung durchaus mißverstanden. Er scheint zu glauben, daß wir es unternommen haben, der Regierungstheorie des Herrn Mill eine andere gegenüberzustellen. Aber wir haben ausdrücklich eine solche Absicht von der Hand gewiesen. Vom Anfang bis zum Ende unsers Artikels gibt es, so viel wir uns erinnern, keinen einzigen Satz, welcher, wenn man ihn ehrlich auslegt, irgend eine derartige Absicht verräth. Wenn ein solcher Ausdruck sich finden läßt, so ist er durch Unachtsamkeit hineingerathen. Unser Zweck war nicht, zu beweisen, daß Monarchie und Aristokratie gut sind, sondern daß Herr Mill nicht bewiesen hatte, daß sie schlecht sind. Die Punkte, um welche es sich handelt, sind folgende: ob die berühmte Schrift über die Regierung wirklich eine vollständige Lösung des großen politischen Problems gibt, wie man behauptet hat, oder ob sie eine Kette von Sophismen und Dummheiten ist, und ob die Secte, welche, während sie stolz auf die Genauigkeit ihrer Logik ist, diese Schrift als ein Meisterstück der Beweisführung darstellt, eine Secte ist, welche verdient, von den Menschen geachtet oder verspottet zu werden. Das, sagen wir, sind die Punkte, auf welche es ankommt, und über diese wollen wir vertrauensvoll an das Publicum appelliren.

Es ist für den Zweck dieser Untersuchung nicht nöthig, daß wir angeben, was unser politischer Glaube ist, oder ob wir überhaupt einen

politischen Glauben haben. Jemand, der nicht die kleinste Rolle in einer Posse spielen kann, hat darum doch das Recht, Romeo Coates auszuzischen;*) Jemand, der eine Arterie nicht von einer Vene unterscheiden kann, darf einen leichtgläubigen Nachbar vor den Annoncen des Doctor Eady warnen. Eine vollkommene Theorie der Regierung wäre allerdings eine edle Gabe an die Menschheit, aber es ist eine Gabe, welche wir darzubieten weder hoffen noch behaupten können. Wenn wir aber auch nicht den Grundstein legen können, so ist es doch etwas, das Unkraut auszureißen — wenn wir keine Wahrheit vorbringen können, so ist es etwas, den Irrthum niederzuwerfen. Selbst wenn die Gegenstände, worüber die Utilitarier handeln, nicht Gegenstände von so ungeheurer Wichtigkeit wären, so würden wir doch glauben, der Sache des Verstandes und guten Geschmacks einen erheblichen Dienst zu leisten, indem wir den Gegensatz zwischen ihren prächtigen Verheißungen und ihren armseligen Leistungen darlegen. Einige von ihnen haben es indessen für passend gehalten, ihren Scharfsinn an Fragen von der höchsten Bedeutung zu üben — an Fragen, über welche Menschen nicht ungestraft fehlerhaft abhandeln können. Unter diesen Umständen halten wir es für eine unabweisliche Pflicht, die Irrthümlichkeit ihrer Gründe an's Licht zu stellen. Stolz oder Vergnügen kommt dabei gar nicht in Betracht. Ihre Werke zu lesen, ist die einschläferndste Beschäftigung, welche wir kennen, und man kann nicht stolzer darauf sein, sie zu widerlegen, als darauf, daß man zwei Beine hat. Wir müssen jetzt mit Herrn Bentham handgemein werden, obwohl wir kaum zu sagen brauchen, daß wir die eben gemachte Bemerkung nicht auf ihn beziehen. Er klagt uns an, zu behaupten:

„Zuerst, daß es nicht wahr sei, daß alle Despoten schlecht regieren, weßwegen die ganze Welt sich irrt und die Whigs allein das wahre Licht besitzen. Und als Beweis hauptsächlich, daß der König von

---

*) Einen früher auf den Londoner Volkstheatern sehr beliebten Darsteller der Burleske. A. d. Ü.

Dänemark nicht Caligula ist. Die Antwort darauf ist, daß der König von Dänemark kein Despot ist. Er kam dadurch in seine gegenwärtige Lage, daß das Volk die Wagschale zu seinen Gunsten wendete in einem Streite, worin er und der Adel gleiche Macht besaßen. Und es ist ganz klar, daß dieselbe Kraft die Wagschale sofort auf die andere Seite wenden würde, wenn sich der König von Dänemark es einfallen lassen sollte, ein Caligula zu werden. Es ist ziemlich gleichgültig, mit was für einem Gemenge von Buchstaben die dänische Majestät in der königlichen Presse zu Kopenhagen gedruckt wird, während die Thatsache besteht, daß das Schwert des Volkes eben so wirklich, im Falle, daß er sich schlecht aufführt, über seinem Haupte schwebt wie in einem andern Lande, wo nur mehr Geschrei über die Sache gemacht wird. Jedermann hält den dänischen Monarchen für einen guten und tugendhaften Herrn, aber darin liegt eben so wenig übermenschliches Verdienst, als wenn ein Gutsbesitzer nicht seinen Verwalter erschießt oder seine Frau mit seinem Milizsäbel viertheilt."

„Es ist richtig, daß es theilweise Ausnahmen von der Regel gibt: daß alle Menschen die Macht so übel benutzen, wie sie nur glauben es wagen zu können. Es mag vielleicht liebenswürdige Negertreiber und gefühlvolle Unternehmer von Matrosenpressereien gegeben haben, und hier und da kann es vielleicht unter den Wunderlichkeiten der menschlichen Natur Leute gegeben haben, welche keine Tyrannen, obwohl zur Tyrannei erzogen waren. Aber es würde eben so klug sein, Wölfe zu Ammen in Findelhäusern zu empfehlen, weil es doch einmal bei Romulus und Remus gut abgelaufen ist, als an die Stelle der allgemeinen Thatsache die Ausnahme zu setzen, und der Menschheit zu rathen, auf Grund dieser Beispiele der willkürlichen Macht zu trauen."

Nun haben wir zuvörderst niemals den Fall von Dänemark angeführt, um zu beweisen, daß nicht alle Despoten schlecht regieren werden. Wir haben ihn nur angeführt um zu beweisen, daß Herr Mill nicht logisch zu denken versteht. Herr Mill führte als Grund für die Ableitung der Theorie der Regierung aus den allgemeinen Gesetzen der

Menschennatur an: daß der König von Dänemark nicht Caligula war. Wir sagten und sagen noch jetzt, daß dies albern ist.

Sodann sagten nicht wir, sondern Herr Mill, daß der König von Dänemark ein Despot sei. Folgendes sind seine Worte: „Das dänische Volk, angewidert von der Unterdrückung einer Aristokratie, beschloß, daß sein König unumschränkt sein sollte, und ist unter seinem unumschränkten Monarchen eben so gut regiert, wie irgend ein Volk in Europa." Wir überlassen es Herrn Bentham, den Unterschied zwischen einem Despoten und einem unumschränkten König mit Herrn Mill auszumachen.

Drittens sagt Herr Bentham, daß ein Streit in Dänemark zwischen dem König und dem Adel war, worin beide gleiche Macht besaßen. Wir können kaum glauben, daß es Herrn Bentham Ernst mit dieser Behauptung ist, wenn wir erwägen, daß Mill bewiesen hat, daß die Chancen gegen das Bestehen eines solchen Streites wie Unendlichkeit gegen eins sind.

Viertens sagt Herr Bentham, daß in diesem Streite, worin beide gleiche Macht besaßen, das Volk die Wagschale zu Gunsten des Königs gegen die Aristokratie wendete. Aber Herr Mill hat bewiesen, daß es unmöglich im Interesse der Monarchie und Demokratie sein kann, sich gegen die Aristokratie zu verbinden, und daß überall, wo die drei Parteien vorhanden sind, der König und die Aristokratie sich gegen das Volk vereinigen werden. Dies — so versichert uns Herr Mill — ist so sicher wie irgend etwas, das von menschlichem Willen abhängig ist.

Fünftens sagt Herr Bentham, daß wenn der König von Dänemark sein Volk bedrücken wollte, das Volk und die Adligen sich gegen den König zusammenthun würden. Aber Herr Mill hat bewiesen, daß es niemals im Interesse der Aristokratie liegen kann, mit der Demokratie sich gegen den König zu verbinden. Es ist offenbar Bentham's Ansicht, daß „Monarchie, Aristokratie und Demokratie sich die Wage halten und durch gegenseitiges Imzaumehalten eine gute Regierung zuwege bringen würden." Aber dies ist grade die Theorie, welche Herr Mill

für die unsinnigste, traumhafteste und am meisten aus der Luft gegriffene erklärt, welche jemals über die Theorie der Regierung vorgebracht ist.

Wir haben über diesen Gegenstand nicht mit Herrn Bentham zu streiten. Im Gegentheil, wir halten seine Erklärung für wahr, oder wenigstens für theilweise wahr und danken ihm herzlich dafür, daß er uns beisteht, die Schrift seines Jüngers zu vernichten. Sein Witz und seine Bosheit sind Futter für uns, aber sie sind Tod für seinen unglücklichen Schüler.

Herr Bentham scheint zu denken, daß wir etwas gesagt haben, was auf eine dem Despotismus günstige Ansicht schließen läßt. Wir können kaum glauben, daß er, da er sich nicht herabgelassen hat, den Theil unsers Werkes zu lesen, welches er zu beantworten unternahm, auf den allgemeinen Charakter desselben viel Aufmerksamkeit verwandt haben kann. Hätte er dies gethan, so würde er, unserer Ansicht nach, kaum einen solchen Verdacht gehegt haben. Herr Mill behauptet und glaubt zu beweisen, daß unter keiner despotischen Regierung irgend ein menschliches Wesen, die Werkzeuge des Monarchen ausgenommen, mehr als das Allernothwendigste besitzt, und daß der fürchterlichste Schrecken durch beständige Grausamkeit aufrecht erhalten wird. Wir sagen, daß das nicht wahr ist. Es ist nicht etwa eine Regel, welche Ausnahmen hat, sondern es ist gar nicht die Regel. Der Despotismus ist schlecht, aber er ist schwerlich irgendwo so schlecht, wie Herr Mill behauptet, daß er überall sei. Wir glauben fest, daß Herr Bentham dies zugeben wird. Wenn Jemand sagen wollte, daß jedes Jahr fünfhunderttausend Menschen in London vom Schnappstrinken sterben, so würde seine Behauptung nicht ärger falsch sein, als die des Herrn Mill. Würde es gerecht sein uns vorzuwerfen, daß wir die Trunkenheit vertheidigten, weil wir vielleicht sagen könnten, daß eine solche Angabe grobfalsch sei?

Wir sagen mit Herrn Bentham, daß der Despotismus etwas Schlechtes ist. Wir sagen mit Herr Bentham, daß die Ausnahmen nicht die Gültigkeit der Regel umwerfen. Aber das sagen wir auch,

daß eine einzige Ausnahme einen Beweisgrund über den Haufen wirft, welcher entweder die Regel gar nicht beweist oder beweist, daß die Regel ohne Ausnahme giltig ist, und ein solcher Beweisgrund ist der des Herrn Mill gegen den Despotismus. In dieser Beziehung gibt es eine beträchtliche Verschiedenheit zwischen Regeln, welche man aus der Erfahrung, und solchen, die man a priori ableitet. Wir könnten allenfalls glauben, daß im vergangenen August Schnee gefallen wäre, und es doch für unwahrscheinlich halten, daß im nächsten August wieder Schnee fallen würde. Ein einziger Vorfall, der unserer allgemeinen Erfahrung entgegenstände, würde bei unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung nur sehr wenig in Betracht kommen. Aber wenn wir uns einmal überzeugen könnten, daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuse kleiner wäre, als das Quadrat der beiden Katheten, so müßten wir den siebenundvierzigsten Satz des Euklid ganz und gar verwerfen. Wir nehmen Herrn Bentham's lebhaftes Bild von dem Wolfe gern an, und wollen im Vorbeigehen bemerken, daß es uns wahres Vergnügen macht zu sehen, in wie geringem Maße das Alter den Witz dieses ausgezeichneten Mannes angegriffen hat. Wir können ihn versichern, daß seine Heiterkeit uns um seinetwillen weit mehr Vergnügen macht, als sie uns unsertwegen schmerzt. Wir sagen mit ihm: Haltet den Wolf aus der Kinderstube, ungeachtet der Geschichte von Romulus und Remus! Aber wenn der Schäfer, der sah, wie die Wölfin diese berühmten Zwillinge leckte und säugte, behaupten wollte, nachdem er seinen Gefährten diese Geschichte erzählt hätte, daß nie ein Wolf irgend ein lebendes Wesen, das ihm in den Weg gekommen wäre, verschont hätte oder überhaupt je verschonen würde; daß der Wolf ein fleischfressendes Thier sei, und daß er seiner Natur unter keinen Umständen untreu werden könnte — so glauben wir, daß man es seinen Zuhörern nicht hätte verdenken dürfen, wenn sie ihn verwundert angeglotzt hätten. Es mag sonderbar sein, aber es ist nicht unmöglich, daß ein Wolf, welcher neunundneunzig Kinder aufgefressen hat, das hundertste verschont. Aber die Thatsache, daß ein Wolf nur einmal ein Kind

verschont hat, reicht hin zu zeigen, daß in der Kette der Beweisführung, welche angibt, daß Wölfe unter keinen Umständen Kinder verschonen können, eine Lücke sein muß.

Herr Bentham schreitet dann dazu, eine andere feste Stellung anzugreifen, welche wir seiner Ansicht nach behaupten:

„Zweitens: daß eine Regierung, welche nicht unter der Beaufsichtigung des Volkes steht (denn um eine andere handelt es sich nicht) bald gesättigt werden möge. Erzählt es nicht in Bow-Street, flüstert es nicht in Hatton Garden,*) daß es einen Plan gibt, Ungerechtigkeit durch Sättigung zu verhindern! Mit welchem unirdischen Gelächter würden Minos, Aeakus und Rhadamanthus auf ihren Bänken herausplatzen, wenn die „leichten Schwingen von Safran und von Blau" diese Theorie in ihr schreckliches Gebiet tragen würden. Warum nicht versuchen, die Aneigner von Schnupftüchern zu „sättigen?" Warum sucht nicht der betrogene Schankwirth die Gefräßigkeit des Betrügers mit einem repetatur haustus im Zaume zu halten, und der zerzauste Kläger die Bosheit seines Gegners dadurch zu neutralisiren, daß er ihn bittet, ihm den Rest der Prügel in Anwesenheit des Hofes zu geben — als etwa deswegen, weil eine solche Aufführung allen Erfahrungsschlüssen zuwiderläuft und das Elend gradezu erzeugen würde, welches es vernichten will? Unglücklich ist der Mann, dessen Reichthum davon abhängt, daß er mehr hat, als was irgend Jemand anders Lust haben kann, ihm fortzunehmen, und unglücklich ist auch das Volk, welches sich in einem solchen Falle befindet!"

Das Alles ist nun freilich recht nett geschrieben: aber es ist nicht schwer, auf die Beweisführung zu antworten. Der wahre Grund, weshalb es albern ist, daran zu denken, Diebstahl dadurch verhindern zu wollen, daß man Dieben eine Pension gibt, ist der, daß die Zahl der Diebe unbegrenzt ist. Wenn es an einem Orte nur hundert Diebe gäbe, und wir ganz sicher wären, daß Niemand, der nicht bereits ge-

*) Londoner Polizeistationen.

stohlen hätte, anfangen würde, es zu thun — so würde es sich allerdings fragen, ob es nicht ein besseres Verfahren sein möchte, die Diebe dadurch von Unredlichkeiten abzubringen, daß man sie aus der Noth risse, als Polizeibeamte gegen sie zu verwenden. Aber die Fälle, wie sie wirklich sind, stimmen nicht damit. Jedermann kann zum Diebe werden, wenn er will, er kann aber nicht ein König oder ein Mitglied der Aristokratie werden, wenn er will. Die Zahl der Räuber ist beschränkt, und so muß auch der Betrag des Raubes beschränkt sein, insofern physisches Vergnügen dabei in Betracht kommt. Nun haben wir die Bemerkung, welche Herr Bentham macht, bloß mit Bezug auf physisches Vergnügen gemacht. Wir gaben ausdrücklich zu, daß die Vergnügungen des Prunks, des Geschmacks, der Rache, und andere ähnliche Vergnügungen keine Grenze haben. Wir sagten dies: „Ein König oder eine Aristokratie kann mit körperlichen Vergnügungen bis zur Sättigung mit so geringen Kosten versorgt werden, daß das roheste und ärmste Volk sie kaum fühlen würde." Leugnet Herr Bentham dies? Wenn er dies thut, so verweisen wir ihn an Herrn Mill. „Welcher Art," sagt dieser Philosoph in seiner Schrift über die Erziehung, „welcher Art sind die gewöhnlichen Bestrebungen des Reichthums und der Macht, welche das Feuer der Menschheit so hoch anfachen? Nicht die bloße Neigung zum Essen und Trinken, oder alle physischen Gegenstände zusammengenommen, welche Reichthum kaufen oder Macht gebieten kann. Damit ist Jedermann schnell befriedigt." Was der Unterschied zwischen „schnell befriedigt" und „bald gesättigt" ist, das überlassen wir den Herren Bentham und Mill mit einander abzumachen.

Das Wort „Sättigung" scheint indessen Herrn Bentham's Heiterkeit zu erregen. Wir hielten es allerdings nicht für sehr gutes Englisch, aber da Herr Mill es gebrauchte, vermutheten wir doch, daß es gutes Benthamesisch sein würde. Mit der letztern Sprache sind wir nicht kritisch bekannt, obwohl, da sie manche Wurzeln mit unserer Muttersprache gemein hat, wir mit Hilfe eines bekehrten Utilitariers, der uns als Moonschee dient, im Stande sind, ein wenig davon zu verstehen.

Aber Herr Bentham's Autorität ist natürlich entscheidend und wir beugen uns davor.

Weiterhin bemerkt Herr Bentham, daß wir behaupten:

„Drittens, „daß, obwohl für einige Arten von Geschmack und einige Neigungen kein Sättigungspunkt existirt, doch das Verlangen nach der guten Meinung Anderer sie hinreichend im Zaume hält.“ Das Schlimme bei diesem Grunde ist nur, daß Niemand etwas auf die gute Meinung derer gibt, welche er gewohnt ist, zu beschädigen. Wenn Austern Meinungen haben, so denken sie gewiß sehr schlecht von denen, welche sie im August verzehren; aber gering ist die Wirkung auf den herbstlichen Vielfraß, welcher ihre zarte Masse in seine eigene verschlingt. Pflanzer und Sclavenaufseher bekümmern sich eben so viel um die Meinung der Neger, wie der Epikuräer um die Gefühle der Austern. Herr Ude, der lebendige Aale in's Feuer wirft, als eine angenehme Art, um sie von dem unschmackhaften Oel zu befreien, welches unter ihrer Haut befindlich ist, ist nicht mehr von der außerordentlichen Menge des Guten überzeugt, welches für die edlern Theile der Schöpfung entsteht, als der freundliche Peer, welcher seinen Mitmenschen wegen eines erlegten wilden Huhnes von seinem Vaterlande und seiner Familie trennt. Der gutmüthige Landbesitzer, der von Bissen lebt, welche ohne Unterschied aus den wachsigen Händen des Schuhflickers und den schmutzigen des Abtrittsfegers ausgepreßt werden, ist in nicht geringerm Maße Gegenstand des Hasses und der Verachtung; aber es ist zu befürchten, daß er weit davon entfernt ist, diese als unerträglich zu fühlen. Der Grundsatz: At mihi plaudo ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca, reicht hin, in solchen Fällen eine weite Kluft zwischen den Ansichten des Klägers und des Beklagten zu machen. Kurz, wollte man das Gesetz verbannen und müßten alle Kläger sich auf das Verlangen nach gutem Ruf auf der andern Seite verlassen, so hieße das nur, die Theorie der Whigs aus dem Unterhause nach der Westminsterhalle*) zu übertragen.“

*) Sitz der hauptsächlichsten Londoner Gerichtshöfe. A. d. Ü.

Nun haben wir zuvörderst niemals den Satz behauptet, welchen Herr Bentham uns in den Mund legt. Wir sagten und sagen noch, daß das Verlangen nach der guten Meinung Anderer die Raubsucht und Grausamkeit der Menschen einigermaßen im Zaume hält. Wir haben niemals gesagt, daß es dies ganz thäte. Herr Mill möge zeigen, daß es nicht der Fall ist. Für uns reicht es hin, zu beweisen, daß es einen Gegensatz gegen den Grundsatz gibt, aus welchem Herr Mill die ganze Theorie der Regierung ableitet. Die Wagschale mag (und wird in der That, unserer Ansicht nach) sich zu Ungunsten des Despotismus und der engern Formen der Aristokratie senken. Aber was hat dies mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Mill'schen Behauptungen zu thun? Es handelt sich nicht darum, ob die Beweggründe, welche Herrscher dazu verführen, schlecht zu handeln, stärker sind als diejenigen, welche sie dazu bewegen, gut zu handeln; sondern ob wir uns eine Theorie der Regierung so bilden sollten, daß wir nur auf die Beweggründe achten, welche Herrscher verführen, schlecht zu handeln und niemals diejenigen in Betracht ziehen dürfen, welche sie dazu bewegen, gut zu handeln.

Unumschränkte Herrscher, sagt Herr Bentham, kümmern sich nicht um die gute Meinung ihrer Unterthanen. Denn Niemand bekümmert sich um die gute Meinung derjenigen, welche er gewohnt ist, zu beschädigen. Mit Herrn Bentham's Erlaubniß — dies heißt, sich im Kreise umherzudrehen. Die Frage, worauf es ankommt, ist die: Werden Könige und Adlige dem Volke Schaden zufügen? Der Grund zu Gunsten der Könige und Adligen ist der, daß sie dem Volke keinen Schaden thun werden, weil ihnen an der guten Meinung des Volkes gelegen ist. Diesem Grunde begegnet nun Herr Bentham so: sie werden sich nicht um die gute Meinung des Volkes kümmern, weil sie daran gewöhnt sind, ihm Schaden zu thun.

Hier ist nun Herr Mill wie gewöhnlich anderer Ansicht als Herr Bentham. „Die größten Fürsten," sagt er in seinem Artikel über Erziehung, „die despotischen Lenker des Schicksals der Menschen würden,

wenn man sie frateg, was sie mit ihren Kriegen und Eroberungen bezwecken, antworten, wenn sie aufrichtig sein wollten, wie Friedrich der Große antwortete: pour faire parler de soi, um in der Bewunderung der Menschheit einen großen Raum einzunehmen." Wenn wir nun Mill's und Bentham's Grundsätze zusammenstellen, so können wir sehr leicht ausmachen, daß die größten Fürsten, die despotischsten Lenker des Schicksals der Menschen, niemals ihre Macht mißbrauchen werden.

Jemand, der lange Zeit daran gewöhnt ist, Leuten Schaden zu thun, muß sich auch lange daran gewöhnt haben, ohne ihre Liebe durchzukommen und ihre Abneigung zu ertragen. Ein solcher Mensch wird vielleicht das Vergnügen der Beliebtheit beim Volke nicht vermissen, denn Menschen vermissen selten ein Vergnügen, welches sie sich lange versagt haben. Ein alter Tyrann kann ohne Beliebtheit beim Volke bestehen, wie ein alter Wassertrinker ohne Wein. Aber obwohl es ganz richtig ist, daß Menschen, welche sich um ihrer Gesundheit willen lange des Weines enthalten haben, diesen sehr wenig entbehren, so würde es doch albern sein, daraus zu schließen, daß Menschen sich immer des Weines enthalten werden, wenn ihre Gesundheit dies erheischt. Und es würde eben so albern sein zu sagen, daß, weil Menschen, die daran gewöhnt sind, zu bedrücken, sich wenig um Beliebtheit bekümmern, sie deshalb nothwendigerweise die Freuden der Bedrückung denen der Beliebtheit vorziehen werden.

Außerdem mag Jemand daran gewöhnt sein, Leuten in einer Weise Schaden zu thun, nicht aber in einer andern. Es kann ihm in Beziehung auf einen Punkt an ihrer guten Meinung liegen, auf einen andern nicht. Der Regent von Orleans verlachte die Anklagen auf Gottlosigkeit, Ausgelassenheit, Ausschweifung, Müßigkeit, schändliche Beförderungen. Aber bei der leichtesten Hinweisung auf die Anklage der Vergiftung fiel er in Krämpfe. Ludwig XV. trotzte viele Jahre der scheußlichsten und blödsinnigsten Mißregierung hindurch dem Haß und der Verachtung seiner Unterthanen. Aber als ein Gerücht

sich verbreitete, daß er Menschenblut zu seinen Bädern gebrauchte, wurde er fast rasend. Wahrlich, Bentham's Satz, daß Niemand sich um die gute Meinung derer bekümmert, welche er sich gewöhnt hat, zu beschädigen, würde selbst dann als viel zu allgemein und unterschiedlich bestritten werden müssen, wenn derselbe nicht, wie wir in dem vorliegenden Falle bewiesen haben, unmittelbar sich im Kreise umherdrehte.

Bentham fährt dann folgendermaßen weiter fort:

„Viertens sagen die Kritiker in der „Edinburgh Review," daß man mit viel Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß es in vielen Ländern zwei Classen gibt, welche einigermaßen dieser Beschreibung entsprechen: nämlich daß die Armen die Classe bilden, welche die Regierung in Schranken zu halten hat; und die Leute, welche etwas Eigenthum besitzen, die Classe, welcher die Macht der Regierung ohne Gefahr anvertraut werden kann.

„Sie geben sich allerdings viele Mühe, dies zu sagen und nicht zu sagen. Sie schwanken und kriechen umher, um sich ein Loch zu sichern, durch welches sie entwischen können, wenn das, was sie nicht behaupten, irgendwie unangenehm werden sollte. Man könnte sein Leben an dem Versuche verschwenden, ausfindig zu machen, ob die Fräulein von der „Edinburgh Review" in ihrer politischen Coketterie Ja oder Nein sagen wollen. Aber wie sich auch die lieblichen Jungfern entscheiden mögen, es ist der Geschichte und dem Zeugniß der Thatsachen gradezu entgegengesetzt, zu behaupten, daß die Armen wirklich die Classe bilden, welche es schwer ist, im Zaume zu halten. Nicht die Armen, sondern die Reichen sind geneigt, das Eigenthum anderer Leute zu nehmen. Niemals, so lange die Erde steht, haben sich die Armen zusammengethan, um das Eigenthum der Reichen fortzunehmen; und alle Fälle, welche man gewöhnlich zur Unterstützung dieser Behauptung anführt, sind grobfalsche Darstellungen, welche auf die nothwendigsten Handlungen des Selbstschutzes von Seiten der zahlreichsten Classen gegründet sind. Eine solche fälschliche Darstellung ist die

gewöhnliche von dem Ackergesetze, welches nichts war als ein Versuch von Seiten des römischen Volkes, einen Theil von dem zurückzuerlangen, was ihm durch offene Räuberei abgenommen worden war. Ein ähnliches ist das Beispiel der französischen Revolution, worauf sich die „Edinburgh Review" in dem vorliegenden Falle bezieht. Es ist durchaus unrichtig, daß die französische Revolution stattfand, weil die Armen anfingen, ihre Hütten und ihren Salat mit den Schlössern und Banketten der Reichen zu vergleichen; sie fand Statt, weil sie ihrer Hütten und ihres Salats beraubt wurden, um die Schlösser und Bankette ihrer Unterdrücker zu versorgen. Es ist durchaus unrichtig, daß eine allgemeine Schlägerei um das Eigenthum oder eine allgemeine Confiscirung stattfand; die Classen, welche die Partei der fremden Eindringlinge nahmen, verloren ihr Eigenthum, wie sie es auch hier verloren hätten und überall verlieren sollten. Alles dies sind die vulgären Irrthümer des Mannes, der auf dem Löwen reitet, welche der Löwe berichtigen wird, wenn man ihn reden lassen wird. Die Geschichte ist nichts als ein Bericht über die Leiden, welche die Armen von den Reichen ausgestanden haben; ausgenommen grade insoweit die zahlreichen Classen des Volkes es dahin gebracht haben, die virtuelle Macht in ihren Händen zu halten; oder mit andern Worten: freie Regierungen zu gründen. Wenn ein Armer einem Reichen Schaden thut, so fällt das Gesetz sofort über ihn her. Das Unrecht, welches die Reichen den Armen zufügen, geschieht immer durch das Gesetz. Und um die Reichen in den Stand zu setzen, dies so weit zu treiben, wie es irgend möglich oder klug ist, braucht man vor Allem ein Postulat: nämlich daß die Reichen das Gesetz machen sollen."

Diese Stelle reicht für sich allein hin, zu beweisen, daß Herr Bentham sich nicht die Mühe gegeben hat, unsern Artikel von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Wir sind gewiß, daß er sich nicht dazu verstehen würde, ihn in falschem Lichte darzustellen. Und wenn er ihn nur mit etwas Aufmerksamkeit durchgelesen hätte, so würde er

bemerkt haben, daß alle diese Cokotterie, dieses Zögern, dies Ja und Nein, dies Sagen und Nichtsagen, bloß eine Ausübung des unleugbaren Rechtes ist, welches in einem Streite der Seite der Vertheidigung gebührt; jener Seite, welche sich vornimmt, keine Sätze aufzustellen. Die Bestätigung des Endes und die Last des Beweises hat Herr Mill, nicht wir, zu tragen. Wir sind nicht verpflichtet, vielleicht sind wir auch nicht im Stande, zu zeigen, daß die Regierungsform, welche er empfiehlt, schlecht ist. Es ist ganz genug, wenn wir zeigen können, daß er nicht beweist, daß sie gut ist. In seiner Beweisführung kommt unter andern Lücken diese vor: er sagt, daß wenn die Menschen nicht geneigt sind, einander zu plündern, eine Regierung unnöthig ist, und daß, wenn die Menschen dazu geneigt sind, die Könige und Aristokratie das Volk plündern werden. Nun behaupten wir, daß dies ein Irrthum ist. Daß einige Menschen ihre Nachbarn plündern werden, wenn sie können, ist ein hinreichender Grund für das Vorhandensein von Regierungen. Aber es ist nicht bewiesen, daß Könige und Aristokratien das Volk plündern werden, wenn es nicht wahr ist, daß alle Menschen ihre Nachbarn plündern werden, wenn sie können. Die Menschen leben in sehr verschiedenen Verhältnissen. Einige haben alle körperlichen Vergnügungen, welche sie verlangen, und außerdem noch viele andere Vergnügungen, ohne irgend Jemanden zu plündern. Andere können kaum ihr tägliches Brot bekommen, ohne zu plündern. Es mag vielleicht wahr sein, aber es ist gewiß noch nicht selbstverständlich, daß die erstere Classe in einer eben so starken Versuchung steht zu plündern, wie die letztere. Herr Mill war somit verpflichtet, es zu beweisen. Daß er es nicht bewiesen hat, ist einer von den dreißig oder vierzig unheilvollen Irrthümern in seiner Beweisführung. Es ist nicht nothwendig, daß wir eine Meinung über diesen Gegenstand aussprechen oder nur darüber haben. Vielleicht sind wir vollständig skeptisch; aber was folgt daraus? Haben wir die Theorie gemacht? Wenn wir der Welt eine Theorie der Regierung vorlegen, dann wird es Zeit sein, uns aufzufordern, bei jedem Schritte Beweise beizubrin-

gen. Vorläufig fußen wir auf unserm zweifellosen logischen Recht. Wir geben nichts zu und wir leugnen nichts. Wir sagen den utilitarischen Theoretikern: Wenn Ihr Eure Lehre beweist, wollen wir sie glauben; aber ehe Ihr sie bewiesen habt, wollen wir sie nicht glauben.

Herr Bentham hat das, was wir über die französische Revolution gesagt haben, durchaus mißverstanden. Wir haben niemals auf dieses Ereigniß in der Absicht hingewiesen, zu beweisen, daß die Armen geneigt wären, die Reichen zu berauben. Mill's Principien der Menschennatur lieferten uns jenen Theil unserer Beweisführung ganz fertig. Wir wiesen auf die französische Revolution in der Absicht hin, die Wirkungen zu erläutern, welche allgemeiner Raub auf die Gesellschaft äußerte, nicht um zu zeigen, daß allgemeiner Raub unter einer Volksherrschaft stattfinden wird. Wir gaben ausdrücklich zu, daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen der französischen Monarchie die Revolution, obwohl von einer großen Erschütterung der Sicherheit des Eigenthums begleitet, eine Segnung war. Sicherlich wird Herr Bentham nicht behaupten, daß der Schaden, welcher durch die Sündfluth der Assignaten und des Maximum entstand, bloß die Emigranten traf; oder daß es nicht viele Emigranten gab, welche unter irgend einer Regierung im Lande geblieben wären und in Frieden gelebt hätten, wenn nur ihr Leben und Eigenthum sicher gewesen wäre.

Wir haben nie behauptet, daß die französische Revolution stattfand, weil die Armen anfingen, ihre Hütten und ihren Salat mit den Schlössern und Banketten der Reichen zu vergleichen. Wir haben über die Ursachen der Revolution weder gesprochen noch daran gedacht. Aber das haben wir gesagt und sagen es noch, daß, wenn eine demokratische Regierung in Frankreich errichtet wäre, die Armen (als sie anfingen, ihre Hütten und ihren Salat mit den Schlössern und Banketten der Reichen zu vergleichen) in der Voraussetzung, daß Mill's Grundsätze richtig sind, die Reichen geplündert, und, ohne dazu gereizt zu sein, alle strengen Maßregeln und Gütereinziehungen

wiederholt haben würden, welche zur Zeit der Revolution begangen wurden, nachdem man sie dazu gereizt hatte. Wir sagen, daß Herrn Mill's Lieblingsregierungsform, wenn seine eigenen Ansichten über die Menschennatur richtig wären, jene heftigen Convulsionen und Uebertragungen des Eigenthums — welche jetzt selten vorkommen, ausgenommen wenn, wie es in der französischen Revolution der Fall war, das Volk durch Bedrückung rasend gemacht ist — zu Ereignissen machen würde, welche alljährlich oder alle zwei Jahre vorkommen würden. Wir haben nicht unsere eigene Ansicht ausgesprochen. Wir thun das auch jetzt noch nicht. Wir sagen, daß man diesen Satz aus Mill's eigenen Prämissen beweisen kann mit ganz ähnlichen Schlüssen wie denen, wodurch er beweist, daß die Monarchie und Aristokratie schlechte Regierungsformen sind. Dies zu sagen, heißt nicht zu sagen, daß der Satz wahr ist. Denn wir halten sowohl Herrn Mill's Prämissen als auch seinen Schluß für durchaus ungesund.

Herr Bentham fordert uns auf, aus der Geschichte zu beweisen, daß das Volk die Reichen plündern wird. Was sagt die Geschichte zu der Lehre des Herrn Mill, daß unumschränkte Könige ihre Unterthanen immer so erbarmungslos plündern werden, daß sie ihnen, ihre eigenen Creaturen ausgenommen, nur die allernöthigsten Lebensbedürfnisse lassen werden? Wenn die Erfahrung der Probirstein sein soll, so ist Herrn Mill's Theorie ungesund. Wenn Herrn Mill's Raisonnement a priori richtig ist, so wird das Volk in einer Demokratie die Reichen plündern. Wir wollen ein Maß und ein Gewicht gebrauchen. Wir wollen nicht die Geschichte bei Seite werfen, wenn wir eine Theorie zu beweisen haben, und sie wieder aufnehmen, wenn wir einen Einwand zu widerlegen haben, welcher auf die Principien dieser Theorie gegründet ist.

Wir sind übrigens mit den Anklagen des Herrn Bentham gegen uns noch nicht fertig.

„Unter andern Beispielen ihres Scharfsinnes glauben sie, sie bringen den Gegenstand dadurch in Verwirrung, daß sie fragen, warum

nach den Grundsätzen, um welche es sich handelt, die Frauen nicht eben so gut wahlberechtigt sein sollen, wie die Männer. Und warum auch nicht?

„Schöner Schäfer, sag: warum?“

„Wenn die Wahl so wäre, wie sie sein sollte, so würde eben so wenig Schwierigkeit darin liegen, daß Frauen einen Volksvertreter in's Parlament, als daß sie einen Director für das India-House wählen. Die Welt wird zu einer Zeit ausfindig machen, daß der beste Weg, in einigen Punkten Gerechtigkeit zu sichern, ist, in allen gerecht zu sein; daß das Ganze leichter zu beschaffen ist als der Theil und daß, wenn ein Kamel durch das Nadelöhr geht, es gradezu Thorheit und Schwäche sein würde, einen Huf zurückzulassen.“

Warum, sagt oder singt Herr Bentham, sollen Frauen nicht wahlberechtigt sein? Es mag unhöflich von uns erscheinen, daß wir für sein arkadisches Zwitschern ein taubes Ohr haben. Aber wir bemerken ihm ganz ergebenst, daß es uns nicht zukommt, ihm zu sagen: warum? Wir stimmen ganz mit ihm überein, daß das Princip des weiblichen Stimmrechtes nicht so handgreiflich albern ist, daß eine Kette von Schlüssen bloß deswegen für ungesund erklärt werden müßte, weil sie zum weiblichen Stimmrecht führt. Wir sagen, daß jeder Grund, welcher zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechtes der Männer gilt, eben so zu Gunsten des weiblichen Stimmrechtes spricht. Herr Mill wünscht indessen, alle Menschen stimmen zu sehen, hält es aber für unnöthig, daß Frauen stimmen; und als Grund dafür, daß er diesen Unterschied macht, gibt er eine Behauptung, welche zuvörderst nicht wahr ist, und welche sodann, wenn sie wahr wäre, seine ganze Theorie der Menschennatur über den Haufen stürzen würde: nämlich, daß das Interesse der Frauen mit dem der Männer gleichbedeutend ist. Wir stimmen mit Herrn Bentham wenigstens in so weit überein, daß, wenn wir uns mit daran machen, das Kamel durch das Nadelöhr zu treiben, es mit Huf und ganz und gar dadurch gehen soll.

Vorläufig aber wünschen wir, daß man uns damit verschonen möge, das Kamel zu treiben. Herr Mill ist es, der den Huf zurückläßt. Aber wir würden es für unhöflich halten, ihm in der Sprache Vorwürfe zu machen, welche Herr Bentham, in der Ausübung seiner väterlichen Autorität über die Secte, zu gebrauchen sich berechtigt fühlt.

„Eine andere von ihren verkehrten Aufrichtigkeiten ist, daß sie „einigermaßen sich zu der Ansicht neigen, daß es im Ganzen im Interesse der Mehrheit liegen würde, die Reichen zu plündern; und wenn dem so ist, werden die Utilitarier sagen, daß die Reichen geplündert werden sollten." Worauf es ganz hinreicht, zu antworten, daß, wenn die Mehrheit die Reichen plünderte, dies einer Erklärung gleichkäme, daß Niemand reich sein sollte; was, da alle Menschen reich zu werden wünschen, einen Selbstmord der Hoffnung in sich schließen würde. Und da Niemand nur ein Stückchen von einem Grunde gezeigt hat, warum ein solches Verfahren zum allgemeinen Glücke führen sollte, so folgt daraus nicht, daß die Utilitarier es empfehlen würden. Die Kritiker der „Edinburgh Review" haben die Idee einer Gesellschaftsdame über Utilitarismus. Sie wird von nichts als von dem kläglichen: „Wir neigen uns einigermaßen zu der Ansicht" — unterstützt, und wird außerdem durch den ganzen Verlauf der Geschichte und menschlichen Erfahrung ganz und gar widerlegt — daß es entweder eine Gefahr oder eine Möglichkeit gibt, daß etwas Derartiges vorkommt, daß die Mehrheit sich einigt, die Reichen zu plündern. Es hat Fälle seit Menschengedenken gegeben, wo sie sich vereinigten, reiche Bedrücker, reiche Verräther, reiche Feinde zu plündern — aber die Reichen simpliciter: niemals! Es ist jetzt eben so wahr wie in den Tagen Harrington's, „daß ein Volk niemals, um Alles auf ein Niveau herabzubringen, zu den Waffen greifen wird, noch überhaupt kann, noch es jemals gethan hat, noch es je thun soll." Alle Erschütterungen in der Welt sind von etwas Anderm hergekommen; und „auf das Niveau hinabbringen," wird jetzt als ein Schleier benutzt, um zu verheimlichen, was das Andere war."

Wir sagen und wiederholen es noch einmal, daß wir uns auf der Defensive halten. Wir halten es nicht für nöthig, zu beweisen, daß eine quacksalberische Arznei ein Gift ist. Der Verkäufer hat zu beweisen, daß sie Heilkraft besitzt. Wir haben nicht die Absicht, zu zeigen, daß das allgemeine Stimmrecht ein Uebel ist. Seine Vertheidiger mögen zeigen, daß es gut ist. Herr Mill sagt uns, daß, wenn die Macht für kurze Zeiträume an Volksvertreter gegeben wird, welche von allen erwachsenen Männern gewählt sind, es dann im Interesse dieser Vertreter liegen wird, die größte Glückseligkeit der größten Menge zu befördern. Um dies zu beweisen, ist es nöthig, daß er drei Sätze beweist: erstens, daß das Interesse einer solchen Versammlung von Volksvertretern mit dem Interesse der Wähler gleichbedeutend sein wird; zweitens, daß das Interesse der Wähler mit dem des Volkes identisch sein wird; und endlich drittens, daß das Interesse einer Generation eines Volkes mit dem aller folgenden Generationen zusammenfallen wird. Die ersten beiden Sätze sucht Herr Mill zu beweisen und scheitert darin. Den letzten versucht er gar nicht einmal zu beweisen. Wir weigern uns daher, seine Schlüsse anzunehmen. Ist das unvernünftig?

Es ist uns niemals im Traum eingefallen, was wir nach Bentham behauptet haben sollen, daß es der Menschheit zum größten Glück gereichen könnte, die Reichen zu plündern. Aber wir „neigen uns einigermaßen zu der Ansicht," obwohl nicht ohne Zweifel, und mit einer Neigung, der Ueberführung zu weichen, daß es im pecuniären Interesse einer einzigen Generation in einem dicht bevölkerten Lande liegen könne, die Reichen zu plündern. Warum wir uns zu dieser Ansicht neigen, das werden wir auseinandersetzen, wenn wir eine Theorie der Regierung an eine Encyklopädie schicken. Jetzt sind wir nur verpflichtet, zu sagen, daß dies unsere Ansicht ist, und wir werden bei dieser Ansicht bleiben, bis Jemand uns einen Grund für eine andere Ansicht beibringt.

Herrn Bentham's Erwiederung an uns ist nur eine Behauptung.

Er darf nicht glauben, daß wir unhöflich gegen ihn sein wollen, indem wir dieselbe einfach leugnen. Thatsache ist, daß fast alle Regierungen, welche es jemals in der civilisirten Welt gegeben hat, wenigstens theilweise monarchisch und aristokratisch gewesen sind. Die erste Regierung, welche auf Grundsätzen aufgebaut wurde, die sich denen der Utilitarier nähern, war, glauben wir, die der Vereinigten Staaten. Daß die Armen sich niemals vereinigt haben, um die Reichen in den Regierungen der alten Welt zu plündern, beweist eben so wenig, daß sie sich nicht allenfalls vereinigen könnten, um die Reichen unter einem System des allgemeinen Stimmrechtes zu plündern, als die Thatsache, daß die englischen Könige aus dem Hause Braunschweig keine Nero's und Domitian's gewesen sind, beweist, daß man Monarchen mit Sicherheit die unumschränkte Macht anvertrauen kann. Darüber, was das Volk in einem Zustande vollkommener Souveränetät thun würde, können wir nur nach Anzeichen urtheilen, welche, obwohl sie selten an und für sich viele Bedeutung haben, und obgleich sie immer ohne große Schwierigkeiten unterdrückt werden, doch von großer Bedeutung sind, denen gleichen, wodurch unsere Hausthiere uns zuweilen daran erinnern, daß sie mit den grimmigsten Ungeheuern des Waldes verwandt sind. Es würde nicht verständig sein, von dem Betragen eines Hundes, welcher unter dem Stocke sich krümmt (was der Fall des italienischen Volkes ist), oder von dem Betragen eines mit den besten Bissen einer wohlversehenen Küche überfütterten Hundes (der Fall des amerikanischen Volkes) auf das Benehmen eines Volkes zu schließen, welches weiter nichts ist als ein wild gewordener Hund, der eine Woche lang im Schnee der Pyrenäen gefastet hat. Keine Erschütterung, sagt Herr Bentham, ist jemals in der That durch den Wunsch erzeugt, Alles auf ein Niveau zurückzuführen; der Wunsch ist als ein Schleier vorgeschoben worden; aber etwas Anderes ist der wahre Zweck gewesen. Wir wollen das Alles zugeben. Aber warum hat man dies „Alles auf ein Niveau zurückführen" als einen Schleier in bewegten Zeiten vorgeschoben, um die wahren Zwecke der Unruhestifter

zu verheimlichen? Versuchen Menschen mit Erklärungen, welche einen Selbstmord der Hoffnung in sich schließen, Andere zu verlocken? Hat man Hungersnoth, Pestilenz, Sclaverei jemals dem Volke vorgehalten, um es anzuziehen? Wenn dies „Alles auf ein Niveau zurückführen" zu einem Vorwande für Ruhestörungen gemacht ist, so bleibt der Grund gegen die Lehre des Herrn Bentham so stark, als ob es der wahre Zweck der Ruhestörungen gewesen wäre.

Aber der Haupteinwand, welchen Herrn Bentham gegen unsere Kritik macht, bleibt uns noch zu betrachten übrig. „Der Kern der Anklage gegen den Verfasser der Schrift ist, daß er eine ausgearbeitete Abhandlung über die Regierung geschrieben und die ganze Wissenschaft von der Annahme gewisser Neigungen der menschlichen Natur abgeleitet hat. Nun fragen wir im Namen von Sir Richard Birnie und aller Heiligen: woraus sollte man sie sonst ableiten? Hat irgend Jemand sich zu irgend einer Zeit eingebildet, daß der Gegenstand, Zweck und die Absicht der Regierung, wie sie sein sollte, etwas Anderes ist, als dieselbe Operation in ausgedehnter Weise durchzuführen, welche jener verdienstvolle Oberrichter im Kleinen in Bow-Street ausübt? nämlich Einen daran zu verhindern, dem Andern Schaden zu thun? Man denke sich nun, daß die Whigs von Bow-Street sich gegen den Satz erheben wollten, daß ihre Wissenschaft aus gewissen Neigungen der menschlichen Natur abgeleitet werden sollte und dann folgendermaßen raisonniren würden:

„Wie sollen wir denn nun zu richtigen Schlüssen über einen Gegenstand kommen, der für das Glück der Menschheit so wichtig ist? Gewiß nur durch die Methode, welche in jeder Experimentalwissenschaft, worauf man sie angewandt hat, die Macht und das Wissen unserer Gattung beträchtlich erhöht; durch die Methode, an deren Stelle unsere neuen Philosophen Wortklaubereien setzen möchten, welche kaum der barbarischen Redner und Gegenredner des Mittelalters würdig sind. Durch die Methode der Induction: indem wir den gegenwärtigen Zustand der Welt beobachten, die Geschichte der Vergangenheit genau

studiren; das Zeugniß der Thatsachen sichten, diejenigen, welche authentisch sind, sorgfältig zusammenfügen und einander gegenüberstellen; indem wir mit Urtheil und Vorsicht allgemeine Schlüsse ziehen; indem wir beständig neue Thatsachen herbeibringen, um die Theorie, welche wir aufgebaut haben, daran zu prüfen; indem wir sie verbessern oder ganz und gar fallen lassen, je nachdem diese neuen Thatsachen beweisen, daß sie theilweise oder im Kern ungesund ist. Wenn wir auf diese Weise geduldig, fleißig, aufrichtig vorangehen, so können wir hoffen, ein System zu bilden, welches dem, das wir eben untersucht haben, eben so sehr an Prätension nachsteht und an wahrem Nutzen überlegen ist, wie die Verordnungen eines großen Arztes, welche mit jedem Stadium, jeder Krankheit und mit der Körperbeschaffenheit jedes Patienten wechseln, der Pille des marktschreierischen Quacksalbers überlegen sind, welche alle Menschen in allen Klimaten von allen Krankheiten curiren soll."

„Man denke sich nun — ja wahrhaftig, man denke sich nun, daß diese weisen Worte in Bow-Street ausgesprochen würden, und wie schnell die praktischen Häscher erwiedern würden, daß das Alles ganz schön sein möchte, aber daß, so weit sie die Geschichte studirt hätten, der unverblümte Sachbestand schließlich doch der wäre, daß Mengen von Menschen eine Neigung zum Diebstahl hätten, und daß es ihnen obläge, sie zu fangen; daß auch sie die Thatsachen gesichtet hätten, und daß, um es grade heraus zu sagen, ihre einfache Meinung sei, daß ihre Brüder von der rothen Weste — obwohl es ihnen leid thun möchte, von irgend Jemandem schlecht zu denken — auf eine oder die andere Weise sich nach der andern Seite hinlehnten und mehr darauf bedacht wären, den Fall zum Nutzen der Angeklagten in Verwirrung zu bringen, als die Pflicht guter und treuer Beamten zu üben. Ein solches Urtheil würde man ohne allen Zweifel über solche Wetterhähne in dem Mikrokosmus von Bow-Street fällen. Es brauchte noch nicht ganz sicher daraus zu folgen, daß sie in einer Verschwörung wären, die Läden der Goldschmiede zu plündern oder das Unterhaus in Brand zu stecken; aber

es würde ganz klar sein, daß sie ein Gefühl hätten, daß sie auf der Seite der Diebe ständen, und daß Niemand sich auf sie verlassen sollte, der für die Sicherheit seiner Vorrathskammern besorgt wäre."

Dies Alles ist sehr witzig; aber es trifft uns nicht. Bei dieser Gelegenheit müssen wir uns schmeicheln, daß wir einem praktischen Häscher mehr gleichen als Herr Mill oder Herr Bentham. Es würde allerdings für einen Richter sehr albern sein, in dem Stile unsers Artikels oder desjenigen des Herrn Bentham zu reden, wenn er die Anordnung eines Polizeiamtes bespräche; aber in der Hauptsache würde er, wenn er gesunden Menschenverstand hätte, genau so verfahren, wie wir es empfehlen. Er würde, wenn er angestellt wäre, für die Sicherheit des Eigenthums in einer Stadt zu sorgen, aufmerksam den Zustand der Stadt in Betracht ziehen. Er würde in Erfahrung bringen, an welchen Orten, zu welchen Zeiten und unter welchen Umständen Diebstahl und Schandthaten am häufigsten vorgenommen würden. Sind die Straßen (so würde er fragen) am meisten bei Sonnenuntergang oder um Mitternacht von Dieben besucht? Gibt es öffentliche Vergnügungsörter, welche Taschendieben besondere Gelegenheiten geben? Gibt es Quartiere, welche vollständig von einer gesetzlosen Bevölkerung bewohnt werden? Was sind die Diebsherbergen und welches die Läden der Hehler? Wenn er sich ganz der Thatsachen vergewissert hätte, so würde er danach handeln. Eine starke Abtheilung von Polizeibeamten würde für Petticoat Lane *) nöthig sein, eine andere für den Eingang zum Parterre im Covent-Garden-Theater. Grosvenor Square und Hamilton Place **) würden wenig oder gar

---

*) Petticoat Lane ist eine äußerst übelberufene Straße in der City von London. Am Sonntag Morgen wird daselbst regelmäßig ein Markt abgehalten, der nur von Diebsgesindel frequentirt wird. Anständige Leute, welche hin und wieder aus Neugierde dort erscheinen, um sich die Sache anzusehen, werden fast immer nicht nur ganz ausgeplündert, sondern auch arg durchgeprügelt. A. d. Ü.

**) Grosvenor Square und Hamilton Place liegen mitten im Westende

keinen Schutz gebrauchen. Grade so sollten wir auch in Bezug auf die Regierung handeln. Die Lombardei ist von Tyrannen unterdrückt, und constitutionelle Hindernisse sind nöthig, um dem Volke Sicherheit zu geben. Dies Land ist, so zu sagen, eine Diebeshöhle, und Polizeibeamte sind dort sehr nöthig. Dänemark gleicht einer von jenen anständigen Straßen, worin es kaum nöthig ist, einen Häscher anzustellen, weil die Einwohner sich sofort zusammenthun würden, um einen Dieb zu fassen. Und doch würden wir selbst in einer solchen Straße gern dann und wann einen Beamten erscheinen sehen, da seine gelegentliche Ueberwachung die Sicherheit noch vollständiger machen würde. Und selbst Dänemark würde unserer Ansicht nach sich unter einer constitutionellen Regierungsform besser befinden.

Herr Mill verfährt wie ein Polizeidirector, welcher, ohne eine einzige Frage über den Zustand seines Bezirkes zu stellen, seine Befehle ertheilen würde, wie folgt: „Mein Grundsatz ist, daß Jedermann nehmen wird, was er kann. Jeder Mensch in London würde ein Dieb sein, wenn es keine Diebesfänger gäbe. Dies ist ein unleugbares Princip der Menschennatur. Einige meiner Vorgänger haben ihre Zeit damit verschwendet, in bestimmten Pfandhäusern und bestimmten Bierschenken nachzufragen. Die Erfahrung ist durchaus getheilt. Ich sehe, daß von Menschen, welche sich ganz in derselben Lage befinden, der eine stiehlt und ein anderer sich eher seine Hand abbrennen würde. Deswegen vertraue ich einzig auf die Gesetze der Menschennatur und erkläre, daß alle Menschen in gleicher Weise Diebe sind. Jeder Mann, mag er hoch oder niedrig stehen, muß bewacht werden. Townsend soll besonders darauf achten, daß der Herzog von Wellington nicht das seidene Taschentuch des Kammerherrn bei dem Lever stiehlt.

---

von London und werden von Mitgliedern der höchsten Aristokratie und Gentry bewohnt. In Grosvenor Square wohnen unter Anderm der Graf Shaftesbury, Lord Stratford de Redcliffe, der Marquis von Exeter u. s. w., in Hamilton Place der Marquis von Stafford, die Herzogin von Norfolk und Andere. A. d. Ü.

Jemand hat seine Uhr verloren, geht zu Lord Fitzwilliam und untersucht seine Taschen danach; er ist ein eben so großer Hehler gestohlener Güter wie Ikey Solomons selbst. Sprecht mir nicht über seinen Rang, seinen Charakter und sein Vermögen. Er ist ein Mensch, und ein Mensch ändert seine Natur nicht, wenn er ein Lord genannt wird. *) Entweder werden die Menschen stehlen oder nicht. Wenn sie nicht stehlen, warum sitze ich denn hier? Wenn sie aber stehlen, so muß Se. Herrlichkeit ein Dieb sein." Die Whiggerei von Bow-Street würde vielleicht gegen diese Weisheit Einsprache thun. Würde Herr Bentham glauben, daß die Whiggerei von Bow-Street unrecht hätte?

Wir tadelten Herrn Mill, weil er seine Theorie aus den Grundsätzen der Menschennatur ableitete. „Im Namen von Sir Richard Birnie und allen Heiligen," ruft Herr Bentham, „woraus soll sie denn sonst abgeleitet werden?" Ungeachtet dieser feierlichen Beschwörung werden wir es unternehmen, Herrn Bentham's Frage mit einer andern zu beantworten. Wie gelangt er zu diesen Grundsätzen der Menschennatur, woraus er sich vornimmt, die Wissenschaft der Regierung abzuleiten? Wir glauben, daß wir es unternehmen können, ihm eine Antwort in den Mund zu legen; denn in der That gibt es nur eine Antwort, die möglich ist. Er wird sagen: durch die Erfahrung. Aber was ist der Betrag dieser Erfahrung? Ist es eine Erfahrung, welche die Erfahrung von der Aufführung Derjenigen einschließt, welchen die Macht der Regierung anvertraut ist; oder schließt sie diese Erfahrung aus? Wenn sie die Erfahrung von der Art und

---

*) „Wenn die Regierung darauf, als auf ein Gesetz der Menschennatur, gegründet ist, daß ein Mensch, wenn er dazu im Stande ist, Andern etwas fortnehmen wird, was sie besitzen und er verlangt, so ist es ganz klar, daß wenn ein Mensch König genannt wird, er darum seine Natur nicht ändert; so daß, wenn er Macht hat, zu nehmen, was ihm gefällt, er nehmen wird, was ihm gefällt. Zu vermuthen, daß er es nicht thun wird, heißt zu behaupten, daß die Regierung unnöthig ist, und daß menschliche Wesen sich von selbst enthalten werden, einander Schaden zuzufügen."

Mill über die Regierung.

Weise einschließt, in welcher Menschen handeln, wenn man ihnen die Macht der Regierung anvertraut hat, dann können diese Grundsätze der Menschennatur, aus welchen die Wissenschaft der Regierung abgeleitet werden soll, bloß dann bekannt werden, wenn man den Inductionsproceß durchgemacht hat, mittelst dessen wir zu der Wissenschaft der Regierung gelangen wollen. Unsere Kenntniß der menschlichen Natur wird, anstatt unserer Kenntniß von der Wissenschaft der Regierung vorauszugehen, ihr nachfolgen. Und man würde ganz richtig sagen können, daß wir mittelst der Wissenschaft von der Regierung und anderer verwandter Wissenschaften (zum Beispiel der Wissenschaft von der Erziehung, welche ganz genau unter denselben Grundsatz fällt) zu der Wissenschaft von der menschlichen Natur gelangen.

Wenn wir auf der andern Seite die Theorie der Regierung aus den Grundsätzen der menschlichen Natur ableiten wollen, und dabei nicht die Art und Weise in Betracht gezogen haben, in welcher Menschen handeln, wenn man ihnen die Macht der Regierung anvertraut hat, dann müssen diese Grundsätze fehlerhaft sein. Sie sind nicht durch eine gehörig reichliche Deduction gebildet worden. Wir schließen von dem, was ein Mensch in einer Lage thun wird, auf das, was er in einer andern thun wird. Zuweilen können wir ganz dazu berechtigt sein, solche Schlüsse zu ziehen. Wenn wir nicht die Mittel haben, um über einen bestimmten uns vorliegenden Fall in's Reine zu kommen, sind wir genöthigt, uns auf Fälle zu beziehen, welche einige Aehnlichkeit damit haben. Aber die beste Methode ist, über den bestimmten Fall uns zu unterrichten, und wenn dies irgendwie möglich ist, so sollte es geschehen. Als das gelbe Fieber zuerst ausbrach, war ein Arzt allenfalls berechtigt, es so zu behandeln, wie er gewohnt gewesen war, solche Krankheiten zu behandeln, welche im Ganzen genommen die meiste Aehnlichkeit damit hatten. Aber was würden wir jetzt von einem Arzte denken, der uns sagen würde, daß er seine Behandlung des gelben Fiebers aus den Grundsätzen der allgemeinen Pathologie ableitete? Wir würden ihn gewiß fragen, ob er, als er

seine pathologische Theorie bildete, die Thatsachen in Betracht gezogen hätte, welche man über das gelbe Fieber ausgemacht hatte, oder nicht? Wenn er es gethan hätte, so würde man richtiger sagen können, daß er durch seine Erfahrung in Fällen von gelbem Fieber zu den pathologischen Grundsätzen gelangt wäre, als daß er seine Behandlung des gelben Fiebers aus den Grundsätzen der allgemeinen Pathologie abgeleitet hätte. Wenn er es nicht gethan hätte, so sollte er kein Recept für uns schreiben. Wenn wir das gelbe Fieber hätten, so würden wir einen Mann, der nichts als Fälle von gelbem Fieber behandelt hätte, einem Andern vorziehen, der sich jahrelang in den Hospitälern von Paris und London umhergetrieben hätte, aber nichts von unserer bestimmten Krankheit wüßte.

Wir wollen Lord Bacon für uns sprechen lassen: „Inductionem censemus eam esse demonstrandi formam, quae sensum tuetur, et naturam premit, et operibus imminet, ac fere immiscetur. Itaque ordo quoque demonstrandi plane invertitur. Adhuc enim res ita geri consuevit, ut a sensu et particularibus primo loco ad maxime generalia advoletur, tanquam ad polos fixos, circa quos disputationes vertantur; ab illis caetera, per media, deriventur, viâ certe compendiariâ, sed praecipiti, et ad naturam imperviâ, ad disputationes proclivi et accommodatâ. At, secundum nos, axiomata continenter et gradatim excitantur, ut non, nisi postremo loco, ad maxime generalia veniatur.“ Können irgend welche Worte genauer die politischen Auseinandersetzungen des Herrn Mill beschreiben, als diejenigen, in welchen Lord Bacon so die Wortkämpfe der Scholastiker beschreibt? Herr Mill springt auf einmal zu einem allgemeinen Grundsatze von der weitesten Ausdehnung über, und leitet aus diesem allgemeinen Grundsatz syllogistisch Alles ab, was darin eingeschlossen ist. Wir sagen mit Bacon: „non, nisi postremo loco, ad maxime generalia veniatur.“ In der vorliegenden Untersuchung ist die Wissenschaft der menschlichen Natur das „maxime generale.“ Hierauf stürzt sich der Utilitarier sofort los, und leitet daraus hundert Wissen-

schaften ab. Aber der wahre Philosoph, der inductive Denker, wandert langsam dazu hinauf durch die hundert Wissenschaften hindurch, von denen die Wissenschaft von der Regierung eine ist.

Da wir jenes unvergleichliche Werk, das edelste und nützlichste aller Werke des menschlichen Verstandes, das Novum Organum, vor uns liegen haben, so werden wir einige Zeilen daraus abschreiben, in denen die utilitarische Philosophie sprechend ähnlich geschildert ist.

„Syllogismus ad principia scientiarum non adhibetur, ad media axiomata frustra adhibetur, cum sit subtilitati naturae longe impar. Assensum itaque constringit, non res. Syllogismus ex propositionibus constat, propositiones ex verbis, verba notionum tesserae sunt. Itaque, si notiones ipsae, id quod basis rei est, confusae sint, et temere a rebus abstractae, nihil in iis quae superstruuntur est firmitudinis. Itaque spes est una in Inductione vera. In notionibus nil sani est, nec in logicis nec in physicis. Non substantia, non qualitas, agere, pati, ipsum esse, bonae notiones sunt; multo minus grave, leve, densum, tenue, humidum, siccum, generatio, corruptio, attrahere, fugare, elementum, materia, forma, et id genus, sed omnes phantasticae et male terminatae."

Man setze an die Stelle der Worte: „substantia, generatio, corruptio, elementum, materia" der alten Scholastiker Herrn Mill's „Schmerz, Vergnügen, Interesse, Macht, Gegenstände des Verlangens," und die Worte Bacon's werden auf das laufende Jahr eben so gut passen, wie auf den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Wir haben jetzt alle Einwände durchgenommen, welche Herr Bentham gegen unsern Artikel gemacht hat, und unterwerfen uns in allen streitigen Punkten dem Urtheile des Publicums.

Der Rest von Herrn Bentham's Artikel besteht aus einer Auseinandersetzung des utilitarischen Princips, oder wie er bestimmt, daß es heißen soll, „des Princips der größten Glückseligkeit." Er scheint zu glauben, daß wir es angegriffen haben. Wir haben niemals nur

eine Silbe dagegen geäußert. Wir sprachen mit Geringschätzung von der utilitarischen Secte, wie wir von ihr dachten und noch denken; aber wir tadelten sie nicht, weil sie dieser Lehre folgt. Als wir sie angriffen, wollten wir eben so wenig das Princip der größten Glückseligkeit angreifen, als wir, wenn wir sagen, daß der Mohamedanismus eine falsche Religion ist, die Einheit Gottes zu leugnen beabsichtigen, welche der erste Artikel des mohamedanischen Glaubens ist; eben so wenig wie Herr Bentham, wenn er die Whigs verhöhnt, sie deswegen tadeln will, weil sie das göttliche Recht der Könige leugnen. Wir haben in unserm ganzen Artikel von der Voraussetzung aus gesprochen, daß der Zweck der Regierung sei, der Menschheit die größte Glückseligkeit zu bringen.

Herr Bentham gibt einen Bericht über die Art und Weise, wie er zu der Entdeckung über das Princip der größten Glückseligkeit kam. Dann beschreibt er weiter die Wirkungen, welche diese Entdeckung seiner Ansicht nach hervorbringt, in so rhetorischer und feuriger Sprache, daß, wenn es von irgend Jemand anders geschrieben wäre, ein echter Utilitarier das Buch jedenfalls mit Widerwillen fortgeworfen haben würde.

„Die einzigen gegen das neue Princip vorgebrachten Grundsätze, welche irgend welche Bedeutung haben, waren die, welche unter dem Namen „Sittlichkeitsgefühl" und „ursprünglicher Vertrag" bekannt sind. Das neue Princip überwältigte den ersten von ihnen dadurch, daß es ihm einen Führer für seine Entscheidungen gab, und den andern dadurch, daß es unnöthig machte, auf einen entfernten und nur in der Einbildung existirenden Vertrag sich zu beziehen für etwas, was offenbar das Geschäft jedes Menschen und jeder Stunde war. Im ganzen Gesichtskreise der Moral und Politik waren die Folgen herrlich und groß. Man könnte ohne Gefahr der Uebertreibung sagen, daß Diejenigen, welche im Dunkel gesessen, ein großes Licht gesehen hatten. Der Nebel, worin die Menschen gegen einander angestoßen waren, wurde weggefegt, wie damals, als die Sonne der astronomischen

Wissenschaft in der vollen Entwicklung des Gesetzes der Schwere aufstieg. Wenn der Zweck der Gesetzgebung die größte Glückseligkeit war, so war Sittlichkeit die Beförderung desselben Zweckes durch das Betragen des Einzelnen; und durch Analogie war die Glückseligkeit der Welt die Sittlichkeit der Nationen.

„Alle die erhabenen Dunkelheiten, welche den Geist des Menschen seit der ersten Bildung der Gesellschaft verfinstert gehalten hatten; die Trugbilder, deren Füße auf der Erde und deren Häupter in den Wolken gewesen waren, versammelten sich bei dem Klange dieses neuen Princips der Verbindung und Vereinigung, und standen in geordneter Reihe da, wo Alles Ordnung, Symmetrie und Kraft war. Das, wofür die Menschen gekämpft und geblutet hatten, während sie es wie durch einen Spiegel und im Dunkeln gesehen hatten, wurde zum Gegenstande substantieller Kenntniß und lebhafter Auffassung gemacht. Die Gebeine der Weisen und Vaterlandsfreunde fuhren in ihren Gräbern auf, als sie sahen, daß das, was sie im Düstern gesehen und verfolgt hatten, das gemeinsame Erbtheil der Welt geworden war. Und das große Resultat wurde durch keine übernatürlichen Mittel zu Stande gebracht, noch durch irgend welche beispiellose Verkettung der Umstände erzeugt. Es wurde von keinen Orakeln vorausgesagt und durch keine Wunderzeichen angedeutet, sondern durch die ruhige und wiederholte Ausübung der ersten Gottesgabe, des gesunden Menschenverstandes, hervorgebracht."

Herrn Bentham's Entdeckung nähert sich, wie wir glauben zeigen zu können, in Wichtigkeit nicht dem Gesetze der Schwere, womit er sie vergleicht. Jedenfalls scheint uns Herr Bentham ungefähr so zu handeln, wie Sir Isaak Newton gethan haben würde, wenn er umhergelaufen wäre und sich gerühmt hätte, daß er der Erste gewesen sei, der den Maurern gelehrt hätte, nicht von Gerüsten hinabzuspringen und ihre Beine zu brechen.

Glaubt Herr Bentham irgend einen neuen Beweggrund darzulegen, welcher die Menschen dazu veranlassen soll, die Glückseligkeit der

Gattung zu befördern, zu welcher sie gehören? Durchaus nicht. Er gibt ausdrücklich zu, daß, wenn man ihn fragt, warum Regierungen versuchen sollten, die größtmögliche Glückseligkeit zu befördern, er keine Antwort darauf geben kann.

„Die wahre Antwort," sagt er, „schien zu sein, daß die Menschen im Großen und Ganzen einer Regierung nicht erlauben sollten, ihnen mehr Unrecht oder weniger Gutes zu thun, als sie können. Was eine Regierung thun sollte, ist eine geheimnißvolle und tief eingehende Frage, worauf die antworten mögen, welche wissen, was sie bedeutet; aber was andere Menschen thun sollten, ist eine Frage, die durchaus nicht geheimnißvoll ist. Das Wort „sollten" muß, wenn es irgend etwas bedeutet, sich auf irgend eine Art von Interesse oder Beweggründen beziehen, und welches Interesse eine Regierung hat, Gutes zu thun, wenn sie dabei interessirt ist, Uebles zu thun, das ist eine Frage für die Scholastiker. Thatsache scheint zu sein, daß „sollte" nicht den Regierungen als Eigenschaft beilegbar ist. Die Frage ist nicht, warum Regierungen verpflichtet sind, dieses oder jenes nicht zu thun, sondern warum andere Menschen ihnen dies erlauben sollten, wenn sie etwas dagegen thun können. Es handelt sich nicht darum, zu bestimmen, warum der Löwe keine Schafe fressen soll, sondern warum Menschen nicht ihren eigenen Hammelbraten essen sollen, wenn sie können."

Das Princip des Herrn Bentham ist, wenn wir es verstehen, das, daß die Menschen handeln sollten, daß sie ihre größte Glückseligkeit zuwege bringen. Das Wort „sollten," sagt er uns, hat gar keine Bedeutung, wofern es nicht in Bezug auf irgend ein Interesse gebraucht wird. Aber das Interesse des Menschen ist mit seiner größten Glückseligkeit gleichbedeutend; und deshalb heißt, wenn man sagt, daß Jemand etwas thun sollte, dies, daß er es für seine größte Glückseligkeit thun sollte. Und wenn man sagt, daß die Menschheit so handeln sollte, daß sie ihre größte Glückseligkeit zuwege bringt, so

sagt man, daß die größte Glückseligkeit eben die größte Glückseligkeit ist — und das ist Alles.

Geht Herrn Bentham's Princip darauf hinaus, in irgend Jemandem einen Wunsch nach einem Dinge zu erregen, das er nicht gewünscht, oder irgend etwas zu thun, was er nicht gethan haben würde, wenn das Princip nie zu Tage gekommen wäre? Wo nicht, so ist es ein durchaus nutzloses Princip. Nun verfolgt aber Jedermann seine eigene Glückseligkeit oder sein Interesse — man mag es nun nennen wie man will. Wenn seine Glückseligkeit mit der Glückseligkeit der Gattung zusammenfällt, dann wird er, mag er nun überhaupt jemals von dem Principe der größten Glückseligkeit gehört haben oder nicht, nach seinem besten Wissen und Fähigkeiten versuchen, die größte Glückseligkeit der Gattung zuwege zu bringen. Aber wird, wenn das, was er für seine größte Glückseligkeit hält, mit der größten Glückseligkeit der Menschen unvereinbar ist, dieses neue Princip ihn in eine andere Gemüthsverfassung bringen? Herr Bentham selbst gibt, wie wir gesehen haben, zu, daß er keinen Grund angeben kann, warum Jemand das größte Glück Anderer befördern sollte, wenn ihr größtes Glück mit dem, was er für sein eigenes hält, unvereinbar ist. Wir möchten sehr gern wissen, wie es mit dem utilitarischen Princip aussehen würde, wenn man es auf einen einfachen gebieterischen Satz zurückführt. Wird es so damit gehen — „verfolgt Eure eigene Glückseligkeit?" Dies ist überflüssig. Jedermann verfolgt sie, je nach seiner Einsicht, und hat sie immer verfolgt und wird sie auch immer verfolgen. Zu sagen, daß ein Mensch irgend etwas gethan hat, heißt zu sagen, daß er es that im Glauben, es würde zu seinem Glücke beitragen. Wird es so mit dem Principe gehen — „verfolgt die größte Glückseligkeit der Menschheit, mag es nun zu Euerm eigenen größten Glücke sein oder nicht?" Dies ist albern und unmöglich, und Herr Bentham gibt das auch selbst zu. Aber wenn das Princip nicht auf eine von diesen beiden Arten dargelegt werden kann, so sehen wir nicht ein, wie man es überhaupt darlegen will. Auf

eine von diesen beiden Arten dargelegt, ist es ein selbstverständlicher Satz — wahr, aber durchaus ohne alle Folgen. Auf die andere Weise dargelegt, ist es ein Widerspruch in sich selbst. Herr Bentham hat ausdrücklich die Albernheit von der Hand gewiesen. Sollten wir dann also den Truismus annehmen?

Es scheint somit, daß es zwei große Wahrheiten gibt, welche die utilitarische Philosophie der Menschheit mittheilen soll — zwei Wahrheiten, welche eine Umwälzung in den Sitten, Gesetzen, Regierungen, der Literatur, kurz dem ganzen Organismus des Lebens hervorbringen sollen. Die erste von diesen ist speculativ, die zweite praktisch. Die speculative Wahrheit ist, daß die größte Glückseligkeit die größte Glückseligkeit ist. Die praktische Regel ist sehr einfach, denn sie lehrt bloß, daß Menschen niemals, wenn sie etwas wünschen, unterlassen sollen, etwas zu wünschen, und wenn sie etwas thun, unterlassen sollen, es zu thun! Es ist eine große Beruhigung für uns, zu denken, daß wir bereitwillig unsere Beistimmung der ersten dieser großen Lehren gaben, sobald sie uns vorgetragen wurde, und daß wir lange versucht haben, so weit die menschliche Schwachheit es uns erlauben wollte, nach der letztern unser Leben einzurichten. Uebrigens sind wir geneigt, zu vermuthen, daß die Unglücksfälle, welche das Menschengeschlecht betroffen haben, weniger dem Umstande zuzuschreiben gewesen sind, daß die Menschen nicht wußten, daß Glückseligkeit Glückseligkeit war, als daß sie nicht wußten, wie sie sie erlangen sollten; weniger, weil sie vernachlässigten, das zu thun, was sie thaten, als weil sie nicht im Stande waren zu thun, was sie wünschten, oder nicht wünschten zu thun, was sie hätten wünschen sollen.

So frivol, so unnütz ist diese Philosophie: controversiarum ferax, operum effoeta, ad garriendum prompta, ad generandum invalida*). Der einfache Handwerker, welcher eine kleine Verbesserung in der Einrichtung der Sicherheitslampe oder Dampfschiffe entdeckt, thut mehr für das Glück der Menschheit, als das „prachtvolle

*) Baco, Novum Organon.

Princip," wie Herr Bentham es nennt, in zehntausend Jahren thun wird. Der Handwerker lehrt uns, wie wir in geringem Maße es besser machen konnten, wie vorher. Der Utilitarier räth uns mit großem Aufwande, es so gut zu machen, wie wir können.

Die Lehre von einem Sittlichkeitsgefühl mag sehr unphilosophisch sein, aber wir glauben nicht, daß man beweisen kann, daß sie schädlich ist. Die Menschen hatten nicht gewisse Neigungen und Abneigungen, weil sie an ein Sittlichkeitsgefühl glaubten, sondern sie gaben den Namen Sittlichkeitsgefühl einer Empfindung, welche sie in ihren Herzen fanden, wie sie auch immer da hineingekommen sein mochte. Wenn sie ihr überhaupt keinen Namen gegeben hätten, so würde sie doch Einfluß auf ihre Handlungen geübt haben, und es wird nicht sehr leicht sein, zu beweisen, daß sie ihre Handlungen um so mehr beeinflußt hat, weil sie dieselbe „Sittlichkeitsgefühl" genannt haben. Die Theorie des ursprünglichen Vertrages ist eine Erfindung und sogar eine sehr alberne Erfindung; aber in der That bedeutete sie, was das Princip der größten Glückseligkeit, wenn dies jemals ein Losungswort für politische Streitigkeiten werden sollte, bedeuten wird: das heißt das, was die, welche es gebrauchen, damit bezeichnen wollen. Der eine Ausdruck wie der andere lautet sehr gut in politischen Clubs; aber in den wirklichen Kämpfen des Lebens heißen unsere Leidenschaften und Interessen sie bei Seite zu treten und ihre wahre Stelle einzunehmen. Das Princip der größten Glückseligkeit ist immer unter den Worten Gesellschaftsvertrag, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Vaterlandsliebe, Freiheit u. s. w. verborgen gewesen, grade so weit es für das wahre oder eingebildete Glück derer paßte, welche diese Worte gebrauchten, um die größte Glückseligkeit der Menschheit zu befördern. Und dessen können wir sicher sein, daß die Worte größte Glückseligkeit niemals in dem Munde irgend eines Menschen mehr bedeuten werden, als die größte Glückseligkeit Anderer, in so fern sie mit der verträglich ist, welche er für seine eigene hält. Der Plan, eine schlechte Welt dadurch zu verbessern, daß man den Leuten lehrt, alten Dingen neue

Namen zu geben, erinnert uns an den Plan von Walter Shandy, den Verlust der Nase seines Sohnes dadurch zu ersetzen, daß er ihn Trismegistus taufte. Was die Gesellschaft braucht, ist ein neuer Beweggrund, nicht ein neuer Cant. Wenn Herr Bentham irgend einen noch unentdeckten Grund ausfindig machen kann, der die Menschen dazu zu bewegen vermag, die größte Glückseligkeit zu verfolgen, so wird er allerdings ein großer Wohlthäter unserer Gattung sein. Aber diejenigen, deren Glück mit dem allgemeinen Glück zusammenfällt, befördern jetzt auch das allgemeine Glück nach ihrem besten Vermögen und Wissen, und Herr Bentham gesteht selbst zu, daß er kein Mittel hat, diejenigen, deren Glück nicht mit dem allgemeinen Glücke zusammenfällt, zu überreden, nach seinem Grundsatze zu handeln. Ist nun aber dies nicht ein schlimmer Rath mit Wörtern ohne Verständniß? Wenn die einzige Frucht des „prachtvollen Princips" die sein soll, daß die Bedrücker und Diebe der nächsten Generation davon reden sollten, das größte Glück der größten Menge zu suchen, grade wie dieselbe Classe von Menschen in unserer Zeit davon gesprochen haben, die protestantische Verfassung aufrechthalten zu wollen — grade wie sie unter Königin Anna davon sprachen, daß sie das Gute der Kirche suchten, und unter Cromwell, daß sie den Herrn suchten — wo liegt da der Gewinn? Ist nicht schon jede große Frage in eine hinreichend dunkle Wolke bedeutungsloser Worte eingehüllt? Ist es so schwer für irgend Jemand, eins oder das andere von den guten alten englischen Stichwörtern zu faseln, welche sein Vater und Großvater vor ihm gefaselt haben, daß er in der Schule der Utilitarier eine neue Spielerei mit Worten lernt, daß Narren in die Hände klatschen und kluge Leute hohnlachen? Unsere Landsleute mögen ihre Augen auf die Neophyten dieser Secte gerichtet halten und sehen, ob wir uns in der Voraussetzung irren werden, welche wir jetzt auszusprechen wagen. Bald, das prophezeihen wir, wird man finden, daß, wie aus einem verdorbenen Dummkopf ein Utilitarier wird, so aus einem verdorbenen Utilitarier ein Schwindler wird.

Die erhabenste Stellung, welche das Princip der größten Glückseligkeit jemals möglicherweise erlangen kann, ist, daß es unter Zeitungsschreibern und Parlamentsmitgliedern eine beliebte Phrase wird; daß es der Würde nachfolgen mag, welche der „ursprüngliche Vertrag,“ die „Verfassung von 1688“ und andere Ausdrücke derselben Art genossen haben. Wir glauben nicht, daß es eine weniger biegsame Faselei ist, als die, welche ihr vorausgegangen sind, oder daß es nicht eben so leicht einen Vorwand für irgend einen Plan liefern wird, wofür man einen Vorwand brauchen mag. Der „ursprüngliche Vertrag“ bedeutete in dem Conventparlamente das coordinirte Ansehen der drei Stände. Wenn morgen ein radicaler Aufstand erfolgen sollte, so würde der „ursprüngliche Vertrag“ eben so gut für einjährige Parlamente und allgemeines Stimmrecht gelten. Die „herrliche Verfassung“ hat wiederum Alles, Eines nach dem Andern, bedeutet: die Habeas-Corpus-Acte, die Suspension der Habeas-Corpus-Acte, die Testacte, die Abschaffung der Testacte. Für eine Reihe von Jahren hat es keine einzige wichtige Maßregel gegeben, deren Widersacher sie nicht für verfassungswidrig erklärt und deren Anhänger nicht behauptet hätten, daß sie mit dem wahren Geiste der Verfassung übereinstimmte. Ist es leichter, ausfindig zu machen, was für das größte Glück der Menschheit ist, als was die englische Verfassung ist? Wo nicht, so wird das Princip der größten Glückseligkeit sein, was die „Hauptsätze der Verfassung“ sind, ein Ding, woran Jeder appelliren kann und das Jeder in dem Sinne versteht, der ihm am besten paßt. Es wird billiges Brot, theures Brot, Freihandel, Schutzzölle, einjährige Parlamente, siebenjährige Parlamente, allgemeines Stimmrecht, Old Sarum, Geschworenengericht, Kriegsgericht bedeuten — kurz Alles, gut, schlecht oder mittelmäßig, was irgend Jemand aus Habgier oder Wohlwollen zu vertheidigen unternehmen will. Bei dem Notar wird es sechs Schilling und acht Pence, im Pfarrhause den Zehnten, im Hause des Grundherrn Jagdgesetze bedeuten. Vom Gesetze der Gebräuche (dem Anscheine nach die radicalste legislative Verbesserung in

unserer Geschichte) sagte man, daß es keine andere Wirkung gehabt habe, als drei Wörter einer Uebertragung hinzuzufügen. Die allgemeine Annahme des großen Princips des Herrn Bentham würde, so weit wir sehen können, keine andere Wirkung haben, als daß diejenigen Redner, welche, während sie auf einen Gedanken warten, dadurch Zeit gewinnen (wie Bankiers, welche in Scheidemünze zahlen, wenn Alles herbeistürzt, um Geld zu holen), daß sie Worte aussprechen, die nichts bedeuten — „das größte Glück" oder vielmehr als die längere Redensart „die größte Glückseligkeit der größten Menge" an die Stelle des „unter den gegenwärtigen Verhältnissen," „jetzt, da ich auf meinen Beinen stehe," und „Herr Sprecher, ich für meine Partie will grade heraussagen" setzen würde. In der That, Grundsätze dieser Art gleichen den Formularen, welche von den Stempelverkäufern verkauft werden, mit Lücken für die Namen der Parteien und für die besondern Umstände jedes einzelnen Falles — reine Gewohnheitsanfänge und Schlüsse, welche in gleicher Weise dem ehrlichsten und unredlichsten Recurrenten zu Gebote stehen. Alles hängt von der Ausfüllung ab.

Das Princip der „größten Glückseligkeit" des Herrn Bentham ist in der christlichen Sittlichkeit eingeschlossen, und unserer Ansicht nach ist es dort in einer unendlich gesundern und philosophischern Form dargestellt, als in utilitarischen Speculationen. Denn im neuen Testament ist es weder ein selbstverständlicher Satz, noch ein Widerspruch in den Ausdrücken, und wie es von Herrn Bentham dargelegt ist, muß es entweder das eine oder das andere sein. „Thue Du, wie Du willst, daß Andere Dir thun, und liebe Deinen Nächsten als Dich selbst." Das sind die Vorschriften von Jesus Christus. In einem weitern Sinne verstanden, sind diese Vorschriften in der That eine Anweisung für jeden Menschen, die größte Glückseligkeit der größten Menge zu befördern. Aber diese Anweisung würde durchaus bedeutungslos sein, wie sie es in der That in Herrn Bentham's Philosophie ist, wenn sie nicht von einer Sanction begleitet wäre. In dem christlichen Plane ist sie daher von einer Sanction von ungeheurer Kraft begleitet. Einem

Menschen, dessen größtes Glück in der Welt mit dem größten Glücke der größten Menge unvereinbar ist, wird die Aussicht auf ein unendliches Glück im andern Leben gegeben, von welchem er sich dadurch ausschließt, daß er seinen Mitmenschen hienieden Schaden zufügt.

Das ist praktische Philosophie, so praktisch wie die, auf welche die Criminalgesetzgebung gegründet ist. Man sagt einem Menschen, etwas zu thun, was er sonst nicht thun würde, und gibt ihm einen neuen Beweggrund, es zu thun. Herr Bentham kann seinen Schülern keinen neuen Beweggrund geben. Er hat Talent genug, irgend etwas zu bewirken, das bewirkt werden kann. Aber Menschen zu bewegen, zu handeln ohne einen Antrieb, das ist selbst für ihn zu viel. Er sollte bedenken, daß die ganze große Welt der Moral nicht bewegt werden kann, wenn nicht derjenige, welcher sie bewegt, einen Standpunkt für seine Maschinen außerhalb derselben erlangen kann. Er handelt, wie Archimedes gethan haben würde, wenn er die Erde mit einem Hebel zu bewegen gesucht hätte, welcher auf der Erde selbst fixirt gewesen wäre. Die Wirkung und Gegenwirkung heben einander auf. Der Arbeiter arbeitet und die Erde bleibt ruhig. Herr Bentham kann uns nur sagen, etwas zu thun, was wir schon immer gethan haben und fortgesetzt haben würden zu thun, wenn wir auch nie von dem Princip der größten Glückseligkeit gehört hätten — oder aber etwas zu thun, wozu wir keinen begreiflichen Grund haben und was wir deshalb nicht thun werden. Herrn Bentham's Princip ist im besten Falle nicht mehr, als die goldene Regel des Evangeliums ohne die Sanction desselben. Alle Uebel, welche es daher in Gesellschaften gegeben haben mag, in welchen die Autorität des Evangeliums anerkannt ist, können, wie es uns scheint, a fortiori, in Gesellschaften vorhanden sein, in welchen das utilitarische Princip erkannt ist. Wir vermuthen nicht, daß es schwieriger für einen Tyrannen oder einen Ankläger ist, sich und Andere zu überreden, daß, wenn er diejenigen tödten läßt, welche sich seiner Macht widersetzen oder von seinen Meinungen abweichen, er die größte Glückseligkeit verfolgt, als

daß er thut, wie er möchte, daß ihm geschehe. Aber die Religion gibt ihm einen Beweggrund, zu thun, wie er will, daß man ihm thue, und Herr Bentham gibt ihm keinen Beweggrund, der ihn dazu antreiben könnte, das allgemeine Glück zu befördern. Wenn auf der andern Seite das Princip des Herrn Bentham nur bedeutet, daß Jedermann sein eigenes größtes Glück verfolgen sollte, so behauptet er bloß das, was Jedermann weiß, und empfiehlt, was Jedermann thut.

Nicht auf dem Principe der größten Glückseligkeit wird Herrn Bentham's Ruhm ruhen. Er hat den Menschen nicht gelehrt, ihr eigenes Glück zu verfolgen, denn das haben sie immer gethan. Er hat ihnen nicht gelehrt, das Glück Anderer auf Kosten ihres eigenen zu befördern, denn das wollen und können sie nicht thun. Aber er hat ihnen geehrt, wie sie in einigen sehr wichtigen Punkten ihr eigenes Glück befördern können, und wenn seine Schule ihm eben so erfolgreich in dieser Beziehung nachgestrebt hätte, wie in dem Kniffe, selbstverständliche Dinge als Entdeckungen hinzustellen, so würde der Name „Benthamite" kein Spottname geworden sein. Aber nur Wenige von denen, welche sich in besonderer Weise als seine Jünger ansehen, haben irgend etwas Anderes mit ihm gemein als seine Fehler. Die ganze Wissenschaft der Jurisprudenz ist die seinige. Er hat viel für die Nationalökonomie gethan; aber wir wissen nicht, daß in einer von beiden Wissenschaften Mitglieder seiner Secte irgend welche Verbesserungen angebracht haben. Er entdeckte Wahrheiten; Alles, was sie gethan haben, war, diese Wahrheiten unbeliebt zu machen. Er erforschte die Philosophie des Gesetzes; er konnte ihnen bloß lehren, gegen Advocaten zu brummen.

Wir fürchten keine Gefahr für die Einrichtungen Englands von Seiten der Utilitarier. Unsere Befürchtungen sind ganz anderer Art. Wir scheuen uns vor der Gehässigkeit und der Unehre eines Bundes mit ihnen. Wir wünschen eine breite und klare Grenzlinie zwischen den verständigen Freunden der Reform und einer Secte gezogen zu sehen, welche all ihren Einfluß von der Unterstützung erhalten, die sie ihr unvor-

sichtiger Weise haben angedeihen lassen und sie jetzt mit dem tödtlichen Hasse der Undankbarkeit haßt. Es gibt jetzt nicht und hat auch niemals eine Partei in England gegeben, die so unbeliebt war. Sie haben bereits die Wissenschaft der Nationalökonomie — eine Wissenschaft, welche für die Wohlfahrt der Nationen von höchster Bedeutung ist — für die Mehrheit des Volkes zu einem Gegenstande des Ekels gemacht. Die Frage der Parlamentsreform wird dasselbe Schicksal theilen, wenn sich einmal in der öffentlichen Meinung eine Verbindung zwischen Reform und Utilitarianismus herstellen wird.

Wir sind gegen kein Mitglied der Secte feindselig gestimmt und für Herrn Bentham fühlen wir die höchste Bewunderung. Wir wissen, daß unter seinen Jüngern einige Männer mit guten Absichten und auch einige talentvolle Männer sich befinden; aber wir können nicht sagen, daß die Logik, auf welche sie stolz sind, ihren Verstand stärken, noch daß der Plan der Sittlichkeit, welchen sie angenommen haben, ihre Herzen bessern wird. Ihre Theorie der Moral verdient übrigens wohl einen Artikel für sich, und vielleicht werden wir dieselbe bei einer künftigen Gelegenheit ausführlicher besprechen, als Zeit und Raum uns gegenwärtig erlauben.

Ueber
utilitarische Logik und Politik.
(1830.)

III.

Wir sind lange der Ansicht gewesen, daß die Utilitarier allen ihren Einfluß einem reinen Wahn zu verdanken gehabt haben; nämlich daß sie, während sie behaupten, daß sie ihre Geister einer intellectuellen Zucht von ungewöhnlicher Strenge unterworfen, alle Sentimentalität bei Seite geschoben und in der Kunst der logischen Beweisführung erstaunliche Geschicklichkeit erlangt haben, in der That der großen Menge gebildeter Menschen grade in den Eigenschaften bei Weitem nachstehen, in welchen sie selbst hervorzuragen glauben. Sie haben sich ohne Zweifel von der Herrschaft einiger albernen Vorstellungen frei gemacht. Aber ihr Kampf um intellectuelle Emancipation hat, wie unkluge und heftige Kämpfe um politische Emancipation nur zu oft enden, einen bloßen Wechsel der Tyrannen zur Folge gehabt. In der That sind wir durchaus nicht sicher darüber, ob wir nicht den ehrwürdigen Unsinn, welcher über die Ultratories unbegrenzte Herrschaft ausübt, der emporgekommenen Dynastie der Vorurtheile und Sophismen vorziehen, wodurch sich die Revolutionäre der moralischen Welt haben fesseln lassen.

Die Utilitarier sind zuweilen als unduldsam, anmaßend, irreligiös, als Feinde der Literatur, der schönen Künste und der häuslichen Tugenden geschmäht worden. Sie sind wegen einiger Dinge, deren

sie sich wirklich schuldig gemacht hatten, und wegen anderer, woran sie ganz unschuldig waren, verunglimpft worden. Aber fast Niemand scheint bemerkt zu haben, daß fast alle ihre eigenthümlichen Fehler von dem vollständigen Mangel an umfassender und genauer Art der Beweisführung herrühren. Wir sind schon seit längerer Zeit davon überzeugt gewesen, daß dies in der That der Fall ist und daß, wenn einmal ihre Philosophie kühn und schonungslos untersucht werden sollte, die Welt sehen würde, daß sie sich in ihnen geirrt hat.

Wir haben den Versuch gemacht und er ist uns über unsere heißblütigsten Erwartungen hinaus gelungen. Ein auserwählter Ritter der Schule ist gegen uns in's Feld gezogen. Ein Specimen seiner logischen Fähigkeiten liegt jetzt vor uns, und wir verpflichten uns, zu beweisen, daß kein Pfründner bei einer antikatholischen Versammlung, kein echtblauer (Tory) Baronet nach der dritten Flasche im Pittclub jemals eine solche vollständige Unfähigkeit im Verstehen oder Beantworten eines Grundes gezeigt hat, wie sich in den Speculationen des utilitarischen Apostels darstellt; daß er weder unsere Meinung, noch die Meinung des Herrn Mill, noch die des Herrn Bentham, noch seine eigene versteht, und daß die einzelnen Theile seines Systems — wenn man das Wort „System" so mißbrauchen darf — in unmittelbarem Widerspruch zu einander stehen.

Wenn wir dies gezeigt haben, werden wir ihn im unbestrittenen Besitz aller Vortheile lassen, welche er daraus ziehen kann, daß er das letzte Wort hat. Unser Zweck ist nur, das Publicum zu überzeugen, daß nichts in der weitberühmten Logik der Utilitarier liegt, wovor sich irgend ein einfacher Mensch zu fürchten brauchte; und daß diese Logik Niemanden täuschen wird, der es wagt, ihr in's Gesicht zu blicken.

Der Kritiker in der „Westminster Review" beginnt damit, daß er uns beschuldigt, einen wichtigen Theil von der Beweisführung des Herrn Mill falsch dargestellt zu haben:

„Der erste Auszug, welcher von den Kritikern der „Edinburgh Review" aus der Schrift Mill's gegeben wurde, war eine vereinzelte

Stelle, die absichtlich dessen entkleidet war, was vorausgegangen war und was folgte. Der Verfasser hatte bemerkt, daß „einige tiefe und wohlwollende Erforscher der menschlichen Angelegenheiten zu dem Schlusse gelangt wären, daß unter allen möglichen Regierungsformen die unumschränkte Monarchie die beste sei.“ Das ist, was die Kritiker im Anfang ausgelassen hatten. Er fügt dann (wie in dem Auszuge) hinzu, daß die Erfahrung, wenn wir bloß die Außenseite der Thatsachen in's Auge fassen, über diesen Gegenstand getheilt zu sein scheint; an einem Orte gibt es Caligula's und am andern Könige von Dänemark. „Da somit die Oberfläche der Geschichte kein bestimmtes Unterscheidungsmerkmal abgibt, müssen wir über die Oberfläche hinausgehen und auf die innern Triebfedern unsern Blick richten.“ Dies haben die Kritiker am Ende ausgelassen.“

Es ist vollkommen richtig, daß unserm Citat aus der Schrift des Herrn Mill, wie den meisten andern Citaten, etwas vorausging und nachfolgte, was wir nicht citirt haben, aber wenn der Kritiker in der „Westminster Review“ damit sagen will, daß das, was vorausging oder was nachfolgte, wenn es citirt wäre, gezeigt haben würde, daß wir die ausgezogene Stelle falsch ausgelegt hätten, so versteht er den Herrn Mill nicht recht.

Herr Mill sagt unzweifelhaft, daß, da die Oberfläche der Geschichte kein bestimmtes Unterscheidungsmerkmal gibt, wir über die Oberfläche der Geschichte hinausgehen und zu den innern Springfedern vordringen müssen. Aber diese Ausdrücke können auf mehrfache Weise gedeutet werden. In welchem Sinne gebraucht Herr Mill sie nun? Wenn er meint, daß wir die Thatsachen mit strenger Aufmerksamkei betrachten sollen, so hat er darin vollkommen recht. Aber wenn er meint, daß wir die Thatsachen mit allen ihren scheinbaren Widersprüchen unerklärt lassen sollten, daß wir einen allgemeinen Grundsatz von der weitesten Ausdehnung niederlegen und Lehrsätze aus diesem Grundsatze durch syllogistische Beweisführung ableiten sollten, ohne dabei zu erwähnen, ob diese Lehren mit den Thatsachen übereinstimmen oder

nicht — so ist dies unvernünftig; und es ist ganz klar, daß er dies letztere meint, denn er beginnt unmittelbar, ohne die geringste Erklärung der widersprechenden Erscheinungen zu haben, welche er selbst beschrieben hat, folgendermaßen über die Oberfläche hinauszugehen: „Daß ein menschliches Wesen danach verlangen wird, die Person und das Eigenthum eines Andern seinem Vergnügen dienstbar zu machen, ungeachtet des Schmerzes oder des Verlustes von Vergnügen, welchen es jenem andern Individuum verursachen mag, ist die Grundlage der Regierung. Das Verlangen nach dem Gegenstande schließt das Verlangen nach der nöthigen Macht in sich, den Zweck zu erreichen.“ Und so fährt er fort, Folgerungen daraus abzuleiten, die im graden Widerspruche mit dem stehen, was er selbst über die Lage des dänischen Volkes bemerkt hat.

Wenn wir annehmen, daß der Zweck der Regierung die Beschützung der Personen und des Eigenthums der Menschen ist, so müssen wir behaupten, daß überall, wo dieser Zweck erreicht wird, das Princip der guten Regierung existirt. Wenn dieser Zweck sowohl in Dänemark als in den Vereinigten Staaten von Amerika erreicht wird, so muß das, was eine gute Regierung ausmacht, sowohl in Dänemark als in den Vereinigten Staaten existiren, unter welchem Titel oder Namen es sich auch verkleiden mag. Wenn die Menschen unter Nero und dem Nationalconvent in Furcht standen, ihr Leben und ihren Besitz zu verlieren, so folgt daraus, daß die Ursachen, woraus die schlechte Regierung entspringt, sowohl in dem römischen Despotismus als in der französischen Demokratie existirten. Was ist es denn nun, das sich in Dänemark und den Vereinigten Staaten, aber nicht im römischen Reich oder unter der Verwaltung Robespierre's fand, und das Regierungen, welche in ihrer äußern Form weit verschieden sind, praktisch gut macht? Sei es, was es wolle, es ist gewiß nicht das, was Herr Mill a priori beweist, daß es sein müsse — nämlich eine demokratische Versammlung von Volksvertretern. Denn die Dänen haben keine solche Versammlung.

Das latente Princip der guten Regierung sollte man, wie es uns scheint, in der nämlichen Weise aufsuchen, wie Lord Bacon sich vornahm, das Princip der Wärme aufzusuchen. Man mache eine möglichst große Liste (so sagte dieser große Mann) von den Körpern, in welchen wir, wie verschieden sie auch im Aussehen von einander sind, Wärme wahrnehmen, und eine möglichst große Liste von denjenigen, welche, obwohl sie allgemeine Aehnlichkeit mit warmen Körpern haben, nichtsdestoweniger nicht heiß sind. Man beobachte die verschiedenen Grade der Wärme in verschiedentlich heißen Körpern, und dann, wenn man etwas findet, was sich in allen warmen Körpern findet und dessen Vermehrung oder Verminderung immer von einer Steigerung oder Verringerung der Wärme begleitet ist, so können wir hoffen, daß wir in der That den Gegenstand unserer Nachforschung entdeckt haben. In derselben Weise sollten wir die Verfassung aller jener Staaten untersuchen, in welchen unter irgend welcher Form die Segnungen der guten Regierung genossen werden, und wo möglich entdecken, in welcher Beziehung sie einander gleichen und worin sie sich alle von jenen Gesellschaften unterscheiden, in welchen der Zweck der Regierung nicht erreicht ist. Indem wir so verfahren, werden wir allerdings nicht zu einer vollkommenen Theorie der Regierung gelangen, aber doch zu einer Theorie, welche von großem praktischen Nutzen sein wird und welche die Erfahrung jeder nachfolgenden Generation wahrscheinlich der Vollendung näher und näher bringen wird.

Die Widersprüche, zu welchen Herr Mill sich hat verleiten lassen, da er eine entgegengesetzte Bahn einschlug, sollten allen Speculanten als Warnung dienen. Weil Dänemark gut von einem Monarchen regiert ist, der wenigstens dem Anscheine nach unbeschränkt ist, denkt Herr Mill, daß die einzige Art und Weise, wie man zu den richtigen Grundsätzen der Regierung gelangen kann, sei, sie a priori aus den Gesetzen der menschlichen Natur abzuleiten. Und zu welchem Schlusse kommt er durch diese Deduction? Wir wollen denselben in seinen eigenen Worten wiedergeben: „In der großen Entdeckung der Neuzeit, dem Repräsentativ-

system, wird sich vielleicht die Lösung aller speculativen und praktischen Schwierigkeiten finden. Wenn dies nicht geht, so scheinen wir zu dem außerordentlichen Schlusse gezwungen zu sein, daß gute Regierung unmöglich ist." Daß die Dänen ohne eine Volksregierung gut regiert werden, ist ein Grund, um die Theorie der Regierung aus einem allgemeinen Grundsatz abzuleiten, woraus es nothwendigerweise sich ergibt, daß eine gute Regierung ohne Volksvertretung unmöglich ist! Wir haben unser Bestes gethan, die Frage einfach hinzustellen, und wir glauben, daß, wenn der Kritiker der „Westminster Review" das, was wir geschrieben habe, zwei oder dreimal mit Geduld und Aufmerksamkeit durchlesen wird, eine Idee von unserer Meinung selbst seinem Geiste aufdämmern wird.

Es folgen dann einige Einwände, welche so frivol und ungerecht sind, daß wir uns fast schämen, ihrer Erwähnung zu thun.

„Als gesagt wurde, daß in Dänemark ein Streit war, in welchem der König und die Aristokratie gleiche Macht hatten, so wurde damit gesagt, daß ein Streit war, in welchem sie gleiche Macht hatten, aber daß er nicht andauerte. Die Macht war gleich, bis etwas der Gleichheit ein Ende machte, und so ist es mit allem Andern. Daß eine solche Gleichheit nicht dauern kann, ist grade, was Herr Mill bewiesen hat."

Nun behauptet Herr Mill — und das sagen wir ausdrücklich — zu beweisen, nicht bloß daß ein Streit, in welchem der König und die Aristokratie gleiche Macht haben, nicht dauern wird, sondern daß die Chancen wie Unendlichkeit zu eins gegen die Möglichkeit eines solchen Streites sind. Hier handelt es sich einfach um Thatsachen; wir citiren die Worte seiner Schriften und fordern den Kritiker der „WestminsterReview" heraus, unsere Genauigkeit in Frage zu stellen

„Es scheint unmöglich, daß solche Gleichheit jemals existiren könnte. Wie soll sie hergestellt werden? Oder durch welches Merkmal soll sie erkannt werden? Wenn es kein solches Merkmal gibt,

so muß es in allen Fällen das Resultat des Zufalls sein. Wenn so, so sind die Chancen dagegen wie Unendlichkeit zu eins."

Der Kritiker hat die Theilung der Macht mit der gleichen Vertheilung der Macht verwechselt. Herr Mill sagt, daß die Theilung der Macht niemals lange existiren kann, weil es fast unmöglich ist, daß die gleiche Vertheilung der Macht überhaupt jemals existiren sollte.

„Als Herr Mill behauptete, daß es nicht im Interesse weder der Monarchie noch der Aristokratie liegen könne, sich mit der Demokratie zu vereinigen, ist es ganz klar, daß er nicht behauptete, daß, wenn die Monarchie und Aristokratie in einem zweifelhaften Kampfe mit einander lägen, nicht eine von beiden Parteien den Beistand der Demokratie annehmen würde. Er sprach davon, daß sie auf die Seite der Demokratie treten würden, nicht davon, daß sie der Demokratie gestatteten, auf eine Seite mit ihnen zu treten."

Wenn Herr Mill irgend etwas gemeint hat, so muß er dies gemeint haben: daß die Monarchie und Aristokratie niemals, in ihrer Feindschaft gegen einander, ihre Feindschaft gegen die Demokratie vergessen werden.

„Die Monarchie und Aristokratie," sagt er, „haben alle möglichen Beweggründe, zu suchen, unumschränkte Macht über die Personen und das Eigenthum des Volkes zu erhalten. Die Folgerung ist unvermeidlich. Sie haben alle möglichen Beweggründe, sich zusammenzuthun, um jene Macht zu erhalten, und wenn nicht das Volk Macht genug hat, um beiden die Spitze zu bieten, so haben sie keinen Schutz. Die gleiche Vertheilung ist daher ein Ding, dessen Vorhandensein nach dem möglichst besten Zeugniß als unmöglich angesehen werden muß."

Wenn Herr Mill bloß meinte, was der Kritiker in der „Westminster Review" ihm unterlegt, so würde sein Grund die allgemein bekannte Theorie von der gleichen Vertheilung ganz unberührt lassen. Denn es ist grade die Theorie von der gleichen Vertheilung, daß die Hilfe des Volkes von den Adligen erbeten werden wird, wenn sie hart

von dem Könige gedrängt sind, und von dem Könige, wenn er hart von dem Adel gedrängt ist, und daß, als Preis dafür, daß das Volk abwechselnd seine Unterstützung der Krone und der Aristokratie gibt, es etwas für sich selbst erhalten wird, wie der Kritiker zugibt, daß es in Dänemark gethan hat. Wenn Herr Mill dies zugibt, so gibt er die einzige Theorie der gleichen Vertheilung zu, von der wir jemals gehört haben, nämlich dieselbe Theorie, welche er für traumhaft und unbesonnen erklärt hat. Wenn er sie leugnet, so ist er mit dem Kritiker in der „Westminster Review" im Streit über die Erscheinungen der dänischen Regierung.

Wir kommen zu einer wichtigen Stelle. Unser Gegner hat, wie er glaubt, einen radicalen Irrthum entdeckt, welcher sich durch unsere ganze Beweisführung hindurchzieht und jeden Theil derselben verfälscht. Wir fürchten, daß wir ihm seinen Triumph verderben werden.

„Herr Mill hat niemals behauptet, daß unter keiner despotischen Regierung irgend ein menschliches Wesen, ausgenommen die Werkzeuge des Monarchen, mehr als die allernothwendigsten Lebensmittel besitzen, und daß der fürchterlichste Grad des Schreckens durch beständige Grausamkeit aufrecht gehalten wird. Er sagte, daß unumschränkte Macht in unfehlbarer Folge zu solchen Resultaten führt, wo die Macht über ein Volk erlangt ist und kein Hinderniß da ist. Der Kritiker auf dem Berge hat nie eine handgreiflichere falsche Citation gegeben."

„Der Geist dieses falschen Citats zieht sich durch jeden Theil der Erwiederung der „Edinburgh Review," welche sich auf die Schrift über die Regierung bezieht, und wird in so vielen Gestalten aufgetischt, wie das Römische Schweinefleisch. Die ganze Beschreibung von Herrn Mill's Beweisführung gegen den Despotismus, das Beispiel von den rechtwinkligen Dreiecken und dem Quadrat der Hypotenuse mit eingeschlossen, stützt sich auf diese Erfindung, das zu sagen, was der Verfasser nicht gesagt hat, und das ungesagt zu lassen, was er gesagt hat."

Wir glaubten und glauben noch, aus Gründen, welche unsere

Leser bald einsehen werden, daß wir den Grundsatz des Herrn Mill ganz gerecht dargestellt haben, und nach der Regel des Gesetzes und gesunden Menschenverstandes: ut res magis valeat, quam pereat. Wir wollen ihm übrigens allen Vortheil der Erklärung geben, welche sein Vertheidiger beigebracht hat, und sehen, was er dadurch gewinnen wird.

Die utilitarische Lehre ist also nicht, daß Despoten und Aristokratien immer das Volk auf das Aergste plündern und bedrücken, sondern daß sie dies nur dann thun werden, wenn keine Hindernisse da sind.

Zuvörderst ist es ganz klar, daß eine so hingestellte Lehre gar nichts nützt, wenn man nicht die Kraft der Hindernisse abschätzt. Das erste Gesetz der Bewegung ist, daß eine Kugel, welche einmal geworfen ist, in alle Ewigkeit mit unverminderter Schnelligkeit fortfliegen würde, wenn nicht Hindernisse dagegen wären. Thatsache ist, daß eine Kugel in ein paar Augenblicken aufhört zu fliegen, nachdem sie ein paar Klafter mit sehr wechselnder Geschwindigkeit geflogen ist. Jeder Mensch würde seinem Kinde den Hals umdrehen und seinen Freund bestehlen, wenn ihn nichts davon abhielte. In der That, das so formulirte Princip bedeutet weiter nichts, als daß die Regierungen bedrücken werden, wenn sie sich nicht der Bedrückung enthalten. Wir geben zu, daß das ganz richtig ist. Aber wir könnten eben so gut den Grundsatz umdrehen, und es als Fundamentalprincip der Regierung hinstellen, daß alle Herrscher gut regieren werden, wenn nicht irgend ein Beweggrund sie davon abhält, es zu thun.

Wenn es, wie der Kritiker in der „Westminster Review" anerkennt, gewisse Hindernisse gibt, welche unter staatlichen Einrichtungen, die dem Anschein nach äußerst willkürlich sind, zuweilen gute Regierung zuwege zu bringen und fast immer die Raubsucht und Grausamkeit der Mächtigen einigermaßen zurückhalten; — so muß doch wahrlich die Kenntniß dieser Hindernisse, ihrer Beschaffenheit und Wirkung, ein äußerst wichtiger Theil der Wissenschaft von der Regierung sein.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Sagt Herr Mill etwas über diesen Theil des Gegenstandes? Kein Wort.

Die Vertheidigungslinie, welche die Utilitarier jetzt halten, zieht offenbar die Mill'sche Theorie der Regierung von dem hohen Standpunkte herab, welcher von der ganzen Secte noch vor wenigen Monaten in Anspruch genommen wurde. Es ist nicht mehr ein praktisches System, welches geeignet ist, Staatsmänner zu leiten, sondern nur eine unfruchtbare Verstandesübung, wie jene Sätze in der Mechanik, worin die Wirkung der Reibung und des Widerstandes der Luft außer Acht gelassen wird, und welche deshalb, obwohl ganz richtig aus den Prämissen abgeleitet, doch in der Praxis durchaus falsch sind. Denn wenn Herr Mill beweisen will, daß die unumschränkte Monarchie und Aristokratie schädlich sind, ohne behindert zu sein; wenn er zugibt, daß es Hindernisse gibt, welche selbst unter unumschränkten Monarchien und Aristokratien eine gute Regierung zuwege bringen, und wenn er unterläßt, uns zu sagen, welcher Art diese Hindernisse sind und was für Wirkungen sie unter verschiedenen Verhältnissen hervorbringen, so theilt er uns gewiß keine wahrhaft nützlichen Kenntnisse mit.

Aber Thatsache ist — und es ist höchst sonderbar, daß der Kritiker in der „Westminster Review" dies nicht bemerkt hat — daß, wenn einmal das Vorhandensein einer Behinderung des Mißbrauches der Macht in Monarchien und Aristokratien zugegeben ist, die ganze Theorie des Herrn Mill sofort zu Boden fällt. Dies ist so handgreiflich, daß, trotz der Meinung des Kritikers in der „Westminster Review," wir Herrn Mill davon freisprechen müssen, daß er es beabsichtigt hat, dies zuzugeben. Wir glauben noch jetzt, daß die Worte: „wo die Macht über ein Volk erlangt ist und nichts im Wege steht" nicht bedeuten sollen, daß unter einer monarchischen oder aristokratischen Regierungsform es wirklich irgend ein Hinderniß geben kann, welches das Elend des Volkes irgend wie zu mildern vermag.

Denn alle möglichen Hindernisse kann man in zwei allgemeine Abtheilungen unterbringen — Mangel an Willen und Mangel an

Staatliche Bibliothek Bamberg

Macht. Wenn nun ein König oder eine Aristokratie, welche die Macht besitzen, das Volk zu plündern und zu bedrücken, des Willens dazu ermangeln, so muß man alle Mill'schen Grundsätze der Menschennatur für ungesund erklären. Er sagt uns, „daß das Verlangen, unumschränkte Macht zu besitzen, Andern Schmerz zuzufügen, ein unabtrennbarer Theil der menschlichen Natur sei," und daß eine Kette von Schlüssen, die eng und stark in höchst ungewöhnlicher Weise sei, zu dem Schlusse leite, daß diejenigen, welche diese Macht besitzen, immer wünschen werden, sie zu gebrauchen. Es ist daher klar, daß, wenn Herrn Mill's Grundsätze gesund sind, das Hinderniß für eine monarchische oder aristokratische Regierung nicht der Mangel des Willens, zu bedrücken, sein wird.

Wenn ein König oder eine Aristokratie, welche den Willen haben, wie Herr Mill uns sagt, daß sie ihn immer haben müssen, das Volk mit der äußersten Strenge zu bedrücken, nicht die Macht dazu haben, dann muß die Regierung, bei welchen Namen man sie auch nennen mag, in der Wirklichkeit eine gemischte Regierung oder eine reine Demokratie sein, denn es ist ganz klar, daß das Volk einige Macht in dem Staate besitzt — einige Mittel, um Einfluß auf die nominellen Herrscher auszuüben. Aber Herr Mill hat bewiesen, daß keine gemischte Regierung möglicherweise existiren kann, oder wenigstens, daß eine solche Regierung zu einem sehr schleunigen Ende kommen müsse; deshalb muß jedes Land, in welchem Leute, die nicht im Dienste der Regierung stehen, nur eine Zeit lang mehr als die allernothwendigsten Lebensmittel sich haben erwerben können, eine reine Demokratie sein, d. h. Frankreich vor der Revolution und Irland in dem letzten Jahrhundert waren reine Demokratien. Preußen, Oesterreich, Rußland, alle Regierungen der civilisirten Welt, sind reine Demokratien. Wenn dies nicht eine reductio ad absurdum ist, so wissen wir nicht, was es ist.

Die Irrthümer des Herrn Mill rühren hauptsächlich von dem Radicalfehler in seiner Beweisführung her, welchen wir in unserm

letzten Artikel mit den Worten Lord Bacon's beschrieben. Der Kritiker in der „Westminster Review" ist nicht im Stande, die Bedeutung unserer Auszüge aus dem Novum organum zu entdecken und drückt sich folgendermaßen aus:

„Die Citate aus Bacon sind verkehrte Anwendungen, so wie sie irgend Jemand auf etwas machen kann, was er nicht leiden mag. Es ist eben so wenig Aehnlichkeit zwischen Schmerz, Vergnügen, Beweggründen u. s. w. und substantia, generatio, corruptio, elementum, materia — als zwischen Linien, Winkeln, Größen u. s. w. und denselben."

Es würde vielleicht unvernünftig sein, zu erwarten, daß ein Schriftsteller, der sein eigenes Englisch nicht verstehen kann, Lord Bacon's Latein verstehen sollte. Wir wollen deshalb versuchen, unsere Meinung klarer zu machen.

Was Lord Bacon an den Scholastikern seiner Zeit tadelt, ist dies — daß sie in syllogistischer Weise über Wörter abhandelten, welche nicht genau definirt waren, wie z. B. feucht, trocken, Zeugung, Verderbniß u. s. w. Herrn Mill's Irrthum ist genau von derselben Art. Er handelt syllogistisch über Macht, Vergnügen und Schmerz ab, ohne mit einem dieser Wörter einen bestimmten Begriff zu verbinden. Der Kritiker in der „Westminster Review" sagt: „Es ist eben so wenig Aehnlichkeit zwischen Schmerz und substantia, als zwischen Schmerz und einer Linie und einem Winkel. Mit seiner Erlaubniß gleichen allerdings in demselben Punkte, worauf sich Bacon's Bemerkung bezieht, die Gegenstände des Herrn Mill der substantia und dem elementum der Scholastiker und unterscheiden sich von den Linien und Größen Euklid's. Wir können a priori über mathematische Gegenstände abhandeln, weil wir sie mit einer Genauigkeit definiren können, welche alle Möglichkeit der Verwirrung ausschließt. Wenn ein Mathematiker nur im Geringsten lax in seinen Begriffen sein, wenn er sich durch den unbestimmten Sinn in die Irre führen lassen wollte, welche Wörter im Munde des Volkes haben, oder auch durch den Anblick

einer schlecht gezeichneten Figur; wenn er in seinen Abhandlungen vergessen wollte, daß ein Punkt untheilbar ist, oder daß die Definition einer Linie Breite ausschließt, so würde es gar kein Ende mit seinen Irrthümern nehmen. Die Scholastiker versuchten in mathematischer Weise über Dinge abzuhandeln, welche nicht mit mathematischer Genauigkeit definirt waren und vielleicht nicht so definirt werden können. Wir wissen, was für Folgen dies hatte. Herr Mill hat in unserer Zeit dasselbe zu thun versucht. Er spricht z. B. von Macht, als ob die Bedeutung des Wortes „Macht" eben so bestimmt wäre, wie die Bedeutung des Wortes „Kreis." Aber wenn wir seine Speculationen genauer untersuchen, so finden wir, daß seine Vorstellung von „Macht," in den Worten Bacon's, „phantastica et male terminata" ist.

Es gibt zwei Bedeutungen, worin man das Wort „Macht" und diejenigen Wörter gebrauchen kann, welche die verschiedenen Vertheilungen der Macht bezeichnen, wie z. B. Monarchie: die eine Bedeutung ist, wie sie beim Volke existirt und oberflächlich ist, die andere wissenschaftlicher und genauer. Herr Mill sollte, da er a priori zu schließen unternahm, genau dargelegt haben, in welcher Bedeutung er Wörter dieser Art zu gebrauchen gedachte, und unveränderlich bei der einen Bedeutung, welche er bestimmte, geblieben sein. Anstatt dessen eilt er von der einen Bedeutung vorwärts und rückwärts zur andern, und bringt zuletzt Schlüsse heraus, welche auf keine von beiden passen.

Der Zustand der beiden Staaten, auf welche er sich selbst bezogen hat — das Königreich Dänemark und das römische Kaiserreich — mag dazu dienen, unsere Meinung zu erläutern. Wenn wir bloß die Oberfläche der Verhältnisse in's Auge fassen, so würden wir Dänemark eine despotische Monarchie, und die römische Welt in dem ersten Jahrhundert nach Christo eine aristokratische Republik nennen. Caligula war in der Theorie nichts mehr, als eine von dem Senat erwählte Magistratsperson und dem Senate unterworfen. Jene unverantwortliche Würde, welche in den beschränktesten Monarchien unserer Zeit der Person des Monarchen beigelegt wird, gehörte niemals den

ersten Cäsaren zu. Das Todesurtheil, welches der große Rath der Republik über Nero aussprach, war in genauem Einklange mit der Theorie der Verfassung. Und doch näherte sich in der Wirklichkeit die Macht der römischen Kaiser der absoluten Herrschaft mehr, als die irgend eines Fürsten im modernen Europa. Auf der andern Seite würde der König von Dänemark, der theoretisch genommen, der despotischste aller Fürsten ist, in der Praxis es höchst gefährlich finden, sich der Grausamkeit und Zügellosigkeit hinzugeben. Auch gibt es, unserer Ansicht nach, im gegenwärtigen Augenblicke keinen einzigen Monarchen in unserm Theile der Welt, der so viel wirkliche Macht über das Leben seiner Unterthanen hat, wie Robespierre zu einer Zeit, wo er in einem Kramladen wohnte und bei einem Restaurant zu Mittag aß, über das Leben derer ausübte, welche er seine Mitbürger nannte.

Herr Mill und der Kritiker der „Westminster Review" scheinen darüber einig zu sein, daß es in keiner Gesellschaft lange eine Theilung der Macht zwischen einem Monarchen, einer Aristokratie und dem Volke geben kann, ja nicht einmal zwischen zwei von ihnen. Wie auch die Macht vertheilt sein mag, eine von den drei Parteien wird, nach ihnen, unfehlbar das Ganze für sich in Besitz nehmen. Was versteht man nun aber hier unter Macht? Wenn Herr Mill von dem äußern Scheine der Macht spricht, von der Macht, welche von der Theorie der Verfassung anerkannt ist, so ist er handgreiflich im Unrecht. In England haben wir z. B. Jahre lang den Namen und die Form einer gemischten Regierung gehabt, wenn nichts mehr. Allerdings gibt Herr Mill zu, daß es einen Schein gibt, welcher die Theorie der gleichen Vertheilung annehmbar erscheinen läßt, obwohl er behauptet, daß dieser Schein trügerisch ist. Aber wenn er das Wort „Macht" in einer tiefern und philosophischen Bedeutung gebraucht, so hat er womöglich noch mehr Unrecht als in der erstern Voraussetzung. Denn wenn er in Erwägung gezogen hätte, worin die Macht eines menschlichen Wesens über andere menschliche Wesen schließlich bestehen muß, so würde er eingesehen haben, nicht nur, daß es gemischte Regierungen in

der Welt gibt, sondern, daß alle Regierungen in der Welt, und alle Regierungen, welche man als in der Welt vorhanden voraussetzen kann, in der That gemischt sind.

Wenn ein König die Wunderlampe Aladin's besäße; wenn er mit der Hilfe eines Geistes regierte, der die Töchter und Frauen seiner Unterthanen durch die Luft in den königlichen Hirschpark brächte und Jedermann in Stein verwandelte, der einen Finger gegen die Regierung Sr. Majestät rühren würde — dann allerdings würde es einen ungemischten Despotismus geben. Aber zum Glück kann ein Herrscher nur mittelst seiner Unterthanen befriedigt werden. Seine Macht hängt von ihrem Gehorsam ab, und da drei oder vier unter ihnen ihm überlegen sind, so kann er den unwilligen Gehorsam Einiger nur durch den willigen Gehorsam Anderer erzwingen. Man nehme nur einen, welche man gemeinhin unumschränkte Fürsten nennt, z. B. Napoleon. Hätte Napoleon durch Paris wandern, und in jedem Hause, an welchem er vorbei kam, einen Kopf abschneiden können? Gewiß nicht ohne den Beistand einer Armee. Wenn er es nicht konnte, warum konnte er es nicht? Weil das Volk hinreichende physische Kraft hatte, ihm Widerstand zu leisten und jene Macht zur Vertheidigung seines Lebens und des Lebens ihrer Kinder angewandt haben würde. Mit andern Worten, ein Theil der Macht war in der Demokratie unter Napoleon. Napoleon hätte sich wahrscheinlich in einem solchen abscheulichen Mißbrauche der Macht genüge thun können, wenn seine Armee ihm geholfen hätte. Aber wenn seine Armee sich auf die Seite des Volkes geschlagen hätte, so würde er sich durchaus hilflos gesehen haben; und selbst, wenn sie seinen Befehlen gegen das Volk gehorcht hätte, so würde sie ihm nicht erlaubt haben, sie selbst zu decimiren. Mit andern Worten, ein Theil der Macht lag in den Händen einer Minderheit des Volkes, d. h. in den Händen einer Aristokratie unter der Regierung Napoleon's.

Um uns näher zu kommen — Herr Mill sagt uns, daß es ein Mißverständniß ist, zu glauben, daß die englische Regierung gemischt ist. Er behauptet, und wir glauben, mit allen Staatsmännern der

utilitarischen Schule, daß sie rein aristokratisch ist. Es gibt allerdings eine Aristokratie in England, und wir fürchten, daß ihre Macht größer ist, als sie sein sollte. Sie haben Macht genug, die Jagdgesetze und Korngesetze aufrecht zu halten. Aber sie haben nicht Macht genug, die Personen von Menschen aus der niedrigsten Volksclasse nach ihrem Belieben muthwilliger Beschimpfung zu unterwerfen. Wir wollen einmal annehmen, daß sie ein Gesetz machen würden, daß jeder Edelmann mit zweitausend Pfund jährlicher Einnahme einen Tagelöhner oder armen Kerl mit der neunschwänzigen Katze durchhauen lassen könnte, wenn ihn die Lust dazu befallen möchte. Es ist ganz klar, daß der erste Tag, an welchem eine solche Prügelei vorgenommen würde, der letzte Tag der englischen Aristokratie sein würde. In diesem Punkte und in vielen andern, welche man nennen könnte, genießt das Volk auf unserer Insel eine eben so vollständige Sicherheit als ob es das allgemeine Stimmrecht besäße. Wir sehen daher, daß das englische Volk in seiner eigenen Hand eine hinreichende Sicherheit hält, daß die Aristokratie in einigen Punkten seinem Wünschen nachkommen wird; mit andern Worten, es hat einen gewissen Theil von Macht über die Aristokratie. Deshalb ist die englische Regierung gemischt.

Ueberall, wo ein König oder eine Oligarchie sich der allerärgsten Raubsucht und Tyrannei aus Furcht vor dem Widerstande des Volkes enthält, da ist die Verfassung, wie man sie auch immerhin nennen mag, einigermaßen demokratisch. Die Beimischung der demokratischen Macht kann gering sein. Sie kann viel geringer sein, als sie sein sollte, aber einige Beimischung gibt es gewiß. Ueberall, wo eine numerische Minderheit durch größern Reichthum oder Verstand, politische Einigkeit oder Kriegszucht, einen größern Einfluß auf die Gesellschaft ausübt, als irgend eine andere gleiche Anzahl von Personen, da existirt in der Wirklichkeit eine Beimischung von der Aristokratie, wie man auch die Regierungsform nennen mag. Und überall, wo ein einziger Mann aus irgend welchem Grunde dem Staate oder einem

Theile desselben so nothwendig ist, daß er mehr Macht besitzt als irgend ein anderer Mann, da gibt es eine Mischung von Monarchie. Dies ist die philosophische Classification der Regierungen, und wenn wir diese Classification benutzen, so werden wir finden, nicht nur, daß es gemischte Regierungen gibt, sondern daß alle Regierungen gemischt sind und immer sein müssen. Aber wir können mit Sicherheit Herrn Mill herausfordern, eine Definition von Macht zu geben oder eine Classification von Regierungen zu machen, welche seine Behauptung unterstützen könnte, daß eine dauernde Theilung der Gewalt unausführbar ist.

Offenbar muß das Glück der Völker von der wahren Vertheilung der Macht und nicht von Namen und Zeichen abhängen. Das Repräsentativsystem ist, obwohl unzweifelhaft eine große und kostbare Entdeckung in der Politik, nur eine von den vielen Arten, in welchen der demokratische Theil des Volkes die wenigen Regierenden im Zaume halten kann. Daß gewisse Menschen als Volksvertreter gewählt sind; daß es ein Stück Papier gibt, welches bemerkt, daß diese Vertreter gewisse Macht besitzen; diese Umstände bilden an und für sich noch keine Sicherheit für eine gute Regierung. Eine solche Regierung gab es nominell in Frankreich, während in der That eine Oligarchie von Ausschüssen und Clubs zu gleicher Zeit die Wähler und die Erwählten mit Füßen trat. Die Volksvertretung ist ein sehr glückliches Mittel, um große Mengen von Menschen in den Stand zu setzen, ihre Macht auszuüben und dabei weniger Unordnung zu riskiren, als sich sonst einstellen würde. Aber sie gibt ganz gewiß nicht an und für sich Macht. Wenn nicht eine Versammlung von Volksvertretern sicher ist, im letzten Ende von der physischen Kraft großer Volksmassen unterstützt zu werden, welche den Geist haben, die Verfassung zu vertheidigen, und den Verstand, sie zusammenwirkend zu vertheidigen, so kann der Pöbel der Stadt, in welcher sie sich versammelt, sie in Schrecken setzen; das Geheul der Zuhörer auf der Galerie kann ihre Berathungen zum Schweigen bringen; ein fähiges und kühnes Individuum kann sie

auflösen. Und wenn dieser Verstand und dieser Geist, wovon wir sprechen, allgemein in einer Gesellschaft verbreitet ist, da wird diese Gesellschaft selbst ohne eine Versammlung von Volksvertretern viele Segnungen der guten Regierung genießen. Wer ist besser im Stande, sich zu vertheidigen — ein starker Mann, der nichts hat als seine Fäuste, oder ein gelähmter Krüppel, der mit einem Schwerte beladen ist, welches er nicht aufheben kann? Das, glauben wir, ist die Verschiedenheit zwischen Dänemark und einigen neuen Republiken, in welchen die constitutionellen Formen der Vereinigten Staaten am genauesten nachgeahmt sind.

Man betrachte das lange Parlament an dem Tage, an welchem Karl kam, um die fünf Unterhausmitglieder festsetzen zu lassen — und wiederum an dem Tage, wo Cromwell mit seinem Fuß auf den Boden des Hauses stampfte. An welchem Tage war seine scheinbare Macht größer? An welchem Tage war seine wirkliche Macht geringer? Nominell ein Unterthan, war es im Stande, dem Monarchen zu trotzen. Nominell souverain, wurde es von seinem Diener aus dem Hause geworfen!

Verfassungen sind in der Politik, was Papiergeld im Handel ist. Sie sind sehr leicht und bequem. Aber wir müssen ihnen nicht den Werth zuschreiben, welcher in der That dem zugehört, was sie darstellen. Sie sind nicht die Macht, sondern nur Symbole der Macht und werden in einem gegebenen Falle sich durchaus unnütz erweisen, wenn nicht die Macht, welche sie darstellen, hervortritt. Die wahre Macht, wodurch der Staat regiert ist, besteht aus allen den Mitteln, welche alle seine Mitglieder besitzen, einander Schmerz oder Vergnügen zu bereiten.

Die Natur eines circulirenden Mediums kann durch die Erscheinungen eines Handelsstaates beträchtlich in's Klare gestellt werden. Und in derselben Weise kann es denen, welche die Natur und das Wirken der äußern Zeichen der Macht zu verstehen wünschen, nützlich sein, Staaten zu betrachten, in welchen keine solche Zeichen vorhanden

sind, z. B. die große Gemeinschaft der Nationen. Da finden wir nichts, was einer Verfassung analog wäre; aber finden wir nicht eine Regierung? Wir finden in der That eine Regierung in ihrer reinsten, einfachsten und verständlichsten Form. Wir sehen, wie ein Theil der Macht unmittelbar auf einen andern Theil der Macht wirkt. Wir sehen, wie eine gewisse Polizei aufrecht erhalten wird; wie die Schwachen bis zu einem gewissen Grade beschützt, die Starken bis zu einem gewissen Grade in Schranken gehalten werden. Wir sehen das Princip des Gleichgewichts in beständigem Wirken. Wir sehen das ganze System zuweilen zwanzig oder dreißig Jahre hinter einander ungestört durch irgend einen Versuch, Uebergriffe zu machen; und das Alles geschieht ohne eine gesetzgebende Versammlung oder eine ausübende Behörde, ohne Gerichtshöfe, ohne ein Gesetzbuch, welches diesen Namen verdiente; bloß durch die wechselseitigen Hoffnungen und Befürchtungen der verschiedenen Mitglieder des Bundes. In der Gemeinschaft der Nationen richtet sich die erste Appellation an die physische Gewalt. In den Gemeinschaften der Menschen dienen Regierungsformen dazu, diese Appellation aufzuschieben und machen sie oft ganz unnöthig. Aber sie bleibt den Unterdrückten oder Ehrgeizigen doch noch offen stehen.

Wir wollen natürlich nicht leugnen, daß eine Regierungsform, nachdem sie eine lange Zeit bestanden hat, die wirkliche Vertheilung der Macht im ganzen Gemeinwesen wesentlich beeinflussen wird. Dies geschieht, weil diejenigen, welche die Regierung leiten, mit denen, die von ihnen abhängig sind, eine geschlossene und disciplinirte Masse bilden, welche, da sie methodisch und im Einverständniß handeln, mächtiger ist, als irgend eine andere eben so zahlreiche Körperschaft, welche nicht so gut organisirt ist. Die Macht der Herrscher ist nicht, wie oberflächliche Beobachter zuweilen zu denken scheinen, ein Ding sui generis. Sie ist in ihrer Art der einer Bande von Verschworenen, welche sich zusammenthun, um sie über den Haufen zu werfen, völlig ähnlich, obwohl gewöhnlich an Menge überlegen. Wir haben in unserer Zeit die ausgedehnteste und am besten organisirte Verschwörung

gesehen, die es jemals gegeben hat; eine Verschwörung, welche alle Elemente wirklicher Macht in so hohem Maße besaß, daß sie im Stande war, mit einer starken Regierung in die Schranken zu treten und über sie zu triumphiren — nämlich die katholische Association. Ein Utilitarier würde uns wahrscheinlich sagen, daß die irischen Katholiken am ersten Tage der letzten Parlamentssession nicht die geringste politische Macht besaßen.

Wir wollen wirklich über die Oberfläche der Dinge hinausgehen; wir wollen, nach dem gesunden Sinn der Worte, zu den Springfedern inwendig vordringen; und je tiefer wir kommen, desto mehr werden wir Grund finden, über jene Theoretiker zu lächeln, welche behaupten, daß die einzige Hoffnung des Menschengeschlechts eine Regeldetrisumme und eine Balottirurne ist.

Wir müssen jetzt zu dem Kritiker in der „Westminster Review" zurückkehren. Der folgende Paragraph ist ein vorzügliches Beispiel von seiner eigenthümlichen Art und Weise, Gründe zu verstehen und zu beantworten.

„Die Erwiederung auf den Grund gegen „Sättigung" gibt die Antwort selbst an die Hand. Der Grund, warum es unnütz ist, zu versuchen, zu „sättigen," ist ganz richtig der, welchen die Kritiker in der „Edinburgh Review" angegeben haben — nämlich, daß die Anzahl der Diebe unbeschränkt ist. Es giebt Diebe und ihre Vettern, und Diener und Dienstmädchen und ihre Kinder bis in die vierzigste Generation. Es ist richtig, daß „ein Mann nicht König oder Mitglied der Aristokratie werden kann, wenn er will;" aber wenn die Räuber weiter keine Grenze finden, als ihre eigene Neigung, sich zu vermehren und zu vervielfältigen, so ist die Lage derer, welche leiden sollen, so elend wie sie nur sein kann. Es ist unmöglich, zu definiren, was „körperliche Vergnügungen" sind. Eine Herzogin von Cleveland war ein „körperliches Vergnügen." Die schändlichste Epoche in der Geschichte irgend eines Volkes — die der Restauration — zeigt

ein Beispiel davon, wie weit man in einem Versuche gehen kann, mit Vergnügungen dieser Art zu sättigen."

Mit einem solchen Schriftsteller zu streiten, ist grade so, als ob man mit einem Tauben spricht, der hie und da ein Wort aufgreift, mit seiner Antwort an dem Ziele vorbeischießt und durch jeden Versuch einer Erklärung sich nur immer tiefer in seinen Irrthum verwickelt. Damit übrigens unsere Leser die Fähigkeiten der neuen Philosophen vollständig schätzen mögen, wollen wir uns die Mühe geben, einige unserer streitigen Fragen noch einmal in's Auge zu fassen.

Herr Mill versucht zu beweisen, daß es keinen Punkt der Sättigung mit den Gegenständen des menschlichen Verlangens gibt. Er nimmt es dann als zugegeben an, daß die Menschen keine andern Gegenstände des Verlangens haben, als solche, welche sich einzig auf Kosten des Glückes Anderer erhalten lassen. Daraus schließt er, daß unumschränkte Monarchen und Aristokraten nothwendigerweise das Volk auf's Fürchterlichste bedrücken und ausplündern werden.

Wir antworten im Wesentlichen Folgendes darauf: es gibt zwei Arten von Gegenständen des Verlangens; diejenigen, welche bloß körperliches Vergnügen geben, und solche, welche durch das Medium der Ideenverbindungen gefallen. Gegenstände aus der erstern Classe kann ein Mensch nun freilich nicht erlangen, ohne Jemanden anders eines Theiles zu berauben; aber mit diesen ist dann auch Jedermann schnell befriedigt. Ein König oder eine Aristokratie können nicht einen sehr großen Theil des Reichthums der Nation auf bloß sinnliche Vergnügungen verwenden. Mit den Vergnügungen, welche uns als denkenden und vorstellenden Wesen zugehören, sind wir niemals gesättigt, das ist ganz richtig. Aber dann können auf der andern Seite viele von diesen Vergnügungen erlangt werden, ohne daß Jemand anders beschädigt wird, und einige von ihnen können nur dadurch erhalten werden, daß man Andern Gutes thut.

Der Kritiker der „Westminster Review" verspottete uns in seinem ersten Angriff auf uns, weil wir gesagt hätten, ein König oder eine

Aristokratie könnte leicht mit sinnlichen Vergnügungen gesättigt werden, und fragte, warum man nicht denselben Weg mit Dieben einschlüge. Wir waren nicht wenig überrascht, einen so albernen Einwand (wie wir glaubten) von Herrn Bentham zu hören. Wir gaben übrigens eine sehr einfache Antwort darauf. Die Anzahl der Diebe ist unbegrenzt. Jedermann, dem es gefällt, kann stehlen; aber irgend Jemand kann nicht ein Mitglied der Aristokratie oder König werden, wenn es ihm gefällt. Einen Dieb zu sättigen, heißt zwanzig andere Leute in Versuchung führen, zu stehlen. Aber wenn man einen König oder fünfhundert Edelleute mit körperlichen Vergnügungen sättigt, so erzeugen wir dadurch nicht mehr Könige oder Edelleute. Die Antwort des Kritikers in der „Westminster Review" haben wir oben angeführt; und es wird unsere Leser reichlich belohnen, wenn sie sich die Mühe geben wollen, sie zu prüfen. Wir haben niemals eine Stelle gelesen, welche so unbestimmte und verworrene Ideen enthält. Die Anzahl der Diebe, sagt unser Utilitarier, ist unbegrenzt. *Denn* es giebt Freunde und Anhänger des Königs und der Edelleute! Ist es möglich, daß er nicht merken sollte, daß dies in eine ganz andere Kategorie gehört? Die körperlichen Vergnügungen, welche ein Mensch, der Macht hat, seinen Geschöpfen austheilt, sind unzweifelhaft körperliche Vergnügungen *für seine Geschöpfe*. Aber das Vergnügen, welches er davon hat, daß er sie ihnen gewährt, ist kein körperliches Vergnügen. Es ist ein Vergnügen, welches ihm als einem denkenden und vorstellenden Wesen zukommt. Jedermann, der gesunden Menschenverstand besitzt, muß eingesehen haben, daß, als wir sagten, daß ein König oder eine Aristokratie leicht bis zur Sättigung mit sinnlichen Vergnügungen versorgt werden könnten, wir von sinnlichen Vergnügungen sprachen, welche sie *persönlich* genössen. Aber „es ist unmöglich," sagt der Kritiker, „zu definiren, was körperliche Vergnügungen sind." Unser College würde allerdings vermuthlich große Schwierigkeit dabei finden, und wenn wir über sein Talent für Classification aus dem unmittelbar darauf folgenden Beispiel schließen sollen, so möchten wir

ihm allerdings nicht rathen, den Versuch dazu zu machen. „Eine Herzogin von Cleveland war ein körperliches Vergnügen." Und an diese weise Bemerkung schließt sich noch eine Anmerkung, worin mitgetheilt wird, daß Karl II. der Herzogin von Cleveland das Geld gab, welches er für den Krieg mit Holland hätte ausgeben sollen! Wir wissen kaum, wie wir einem Menschen antworten sollen, der so viele Ansprüche mit so viel Unwissenheit vereinigt. Unter den vielen Utilitariern, welche über Hume, Condillac und Hartley sprechen, gibt es Einige, welche diese Schriftsteller gelesen haben. Der Kritiker möge einen unter diesen fragen, was er über die Sache denkt. Wir wollen uns nicht die Mühe geben, einen so wenig versprechenden Schüler durch seinen ersten Cursus der Metaphysik hindurchzupauken. Wir wollen daher nur sagen — und ihn rathen und sich darüber verwundern lassen, was wir nur damit meinen können — daß, unserer Ansicht nach, die Herzogin von Cleveland nicht bloß ein körperliches Vergnügen war; daß das Gefühl, welches einen Fürsten dazu treibt, eine Frau allen andern vorzuziehen und den Reichthum von Königreichen ihr zu Füßen zu legen, ein Gefühl ist, welches nur durch das Gesetz der Ideenverbindung erklärt werden kann.

Aber wir sind es müde (und noch mehr beschämt als müde), diese Dummheiten an's Licht zu ziehen; der ganze Artikel ist aus einem Guß. Eine Stelle müssen wir übrigens auswählen, weil dieselbe eine grobfalsche Darstellung enthält.

„Sie haben niemals auf die französische Revolution angespielt, um zu beweisen, daß die Armen geneigt waren, die Reichen zu plündern. — Sie sagten nur: „Sobald als die Armen wiederum angefangen hätten, ihre Hütten und ihren Salat mit den Schlössern und Banketten der Reichen zu vergleichen, würde es eine neue Schlägerei um das Eigenthum, eine neue allgemeine Gütereinziehung gegeben haben u. s. w."

Wir sagten, daß, wenn Herrn Mill's Principien der Menschennatur richtig wären, es eine neue Schlägerei um das

Eigenthum, eine neue Gütereinziehung gegeben haben würde. Wir haben in unserm letzten Artikel darauf noch ganz besonders hingewiesen. Wir zeigten, daß der Kritiker der „Westminster Review" uns mißverstanden hatte. Wir verweilten ausdrücklich auf der Bedingung, welche wir mit unserm Satze verbunden hatten. Wir sagten, daß wir unsere eigene Ansicht nicht ausgesprochen hätten und auch nicht aussprechen wollten. Und nach alle dem hält es der Kritiker der „Westminster Review" noch für geeignet, seine frühere falsche Darstellung zu wiederholen, ohne im Geringsten auf die Einschränkung Rücksicht zu nehmen, worauf wir in der ausdrücklichsten Weise seine Aufmerksamkeit gelenkt hatten!

Wir beeilen uns, zu dem merkwürdigsten Theile des uns vorliegenden Artikels zu gelangen, nämlich zu der Vertheidigung des Princips der größten Glückseligkeit. Der Kritiker beschuldigt uns, die Natur desselben vollkommen mißverstanden zu haben.

„Alles, was sie dargelegt haben, ist, daß sie es nicht verstehen. Anstatt des selbstverständlichen Satzes der Whigs, „daß das größte Glück das größte Glück ist," war das, was Herr Bentham bewiesen, oder wenigstens einen solchen Grundstein gelegt hatte, daß es leicht zu beweisen war — daß das größte Glück des Einzelnen auf die Dauer dadurch erlangt wird, daß er die größte Glückseligkeit der Masse verfolgt."

Es wurde ausdrücklich von dem Kritiker der „Westminster Review," wie wir in unserm letzten Artikel bemerkten, eingestanden, daß er keine Antwort auf die Frage geben konnte: warum Regierungen versuchen sollten, das möglichst große Glück herbeizuführen? Der Kritiker antwortet darauf, wie folgt:

„Nichts von der Art wird überhaupt zugegeben werden. In der Stelle, welche so ausgesucht war, um an die andern geheftet zu werden, handelte es sich um die Frage, was der Zweck der Regierung war; worin man von der Regierung als von einem Proceß sprach, nicht als von einem Dinge, das im Stande sei, Freude oder Schmerz

zu empfinden. In diesem Sinn ist es ganz richtig, daß „sollte" den Regierungen nicht als Eigenschaft beilegbar ist."

Wir wollen noch einmal die Stelle anführen, welche wir in unserm letzten Artikel citirt haben, und hoffen wirklich, daß unser Bruder Kritiker sich etwas schämen wird, wenn er sie liest.

„Die wahre Antwort schien zu sein, daß Menschen im Großen und Ganzen nicht einer Regierung erlauben sollten, ihnen mehr Schaden oder weniger Gutes zuzufügen, als es ihnen möglich ist. Was eine Regierung thun sollte, ist eine geheimnißvolle und durchdringende Frage, welche diejenigen beantworten mögen, welche wissen, was sie bedeutet; aber was andere Menschen thun sollten, ist durchaus keine geheimnißvolle Frage. Das Wort „sollte" muß, wenn es irgend eine Bedeutung hat, sich auf irgend eine Art von Interesse oder Beweggründen beziehen; und welches Interesse eine Regierung daran hat, Recht zu thun, wenn sie grade ein Interesse daran hat, Unrecht zu thun, ist eine Frage für die Scholastiker. Thatsache scheint zu sein, daß „sollte" den Regierungen nicht als Eigenschaft beilegbar ist. Die Frage ist nicht, warum Regierungen verpflichtet sind, dieses oder jenes nicht zu thun, sondern warum andere Menschen es ihnen erlauben sollten, wenn sie es verhindern können. Es handelt sich nicht darum, zu bestimmen, warum der Löwe nicht Schafe fressen soll, sondern warum die Menschen nicht ihren eigenen Hammelbraten essen sollen, wenn sie können."

Wir fordern den Kritiker der „Westminster Review" heraus, diese Stelle mit dem „Principe der größten Glückseligkeit," wie er es jetzt darstellt, zu vereinigen. Er sagt uns, daß er unter Regierung nicht Leute verstand, welche mit der Macht der Regierung betraut wären, sondern einen bloßen Proceß, welcher unfähig ist, Freude oder Schmerz zu empfinden. Wir sagen, daß er die mit der Macht der Regierung betrauten Menschen meinte, und nichts Anderes. Es ist richtig, daß „sollte" nicht einem Processe als Eigenschaft beilegbar ist. Aber wem würde es jemals im Traum einfallen, über die Pflichten

eines Processes Fragen aufzustellen? Was meinte der Kritiker damit, wenn er sagte, daß eine Regierung kein Interesse daran haben könnte, Recht zu thun, wenn sie ein Interesse daran hat, Unrecht zu thun? Kann ein Proceß Interesse an einem von beiden haben? Und was meinte er mit seinem Vergleich über den Löwen? Ist ein Löwe ein Proceß, der nicht im Stande ist, Schmerz oder Freude zu empfinden? Und was meinte er mit dem Ausdruck „andere Menschen,“ welcher dem Worte „Regierung“ so unmittelbar entgegengestellt wurde? Aber das Publicum mag darüber Richter sein. Es ist überflüssig, über einen so klaren Punkt noch mehr Worte zu verlieren.

Der Kritiker scheint freilich zu fühlen, daß seine Ausdrücke nicht fortexplicirt werden können, und versucht, sich aus der Schwierigkeit herauszuwinden, indem er eingesteht, daß „die doppelte Bedeutung des Wortes: „Regierung“ nicht ohne Verwirrung klar gemacht werden konnte.“ Er hat aber nun, so versichert er uns, sich auf alle Fälle der Philosophie des Herrn Bentham bemächtigt. Das wahre und echte „Princip der größten Glückseligkeit“ ist, daß das größte Glück jedes Einzelnen mit dem größten Glück der Gesellschaft zusammenfällt, und alle andern „Principien der größten Glückseligkeit,“ welche es sonst noch geben mag, sind falsch. „Dies,“ sagt er, „ist der Geist von dem Principe des Herrn Bentham; und wenn irgend Etwas demselben in einer frühern Angabe zuwiderläuft, so soll es durch die vorliegende verbessert werden.“

Wahrlich, wenn ein ehrlicher und offener Gegner bei der Besprechung einer so verwickelten Frage, wie die über den Ursprung der moralischen Verpflichtung es ist, einige unvorsichtige Zugeständnisse gemacht hätte, welche mit dem Geist seiner Lehren unvereinbar wären, so würden wir nicht geneigt sein, unsers Sieges über ihn uns zu rühmen. Aber man braucht nicht zartfühlend gegen einen Schriftsteller zu sein, der in demselben Augenblicke, worin er seine Dummheiten eingesteht, diejenigen beschimpft, welche diese Dummheiten ent-

deckt haben, und sie anklagt, daß sie das mißverstanden haben, was er selbst in der That falsch dargestellt hat.

Dieser ganze Vorgang erläutert in ausgezeichneter Weise den wahren Charakter dieser Secte. Ein Artikel erscheint, welcher vorgibt, eine vollständige Entwicklung des Grundsatzes der größten Glückseligkeit mit den letzten Verbesserungen des Herrn Bentham zu geben. Der Schriftsteller rühmt sich, daß sein Artikel die Ehre hat, die Ankündigung und das Organ dieser wunderbaren Entdeckung zu sein, welche die „Gebeine der Weisen und Vaterlandsfreunde in ihren Gräbern auffahren" machen soll! Dies „prachtvolle Princip" wird dann also dargelegt: Die Menschheit sollte ihr größtes Glück verfolgen. Aber es gibt Personen, deren Interesse dem größten Glück der Menschheit entgegensteht. „Sollte" ist solchen Leuten als Eigenschaft nicht beilegbar. Denn das Wort „sollte" hat keine Bedeutung, wenn man es nicht mit Beziehung auf irgend ein Interesse gebraucht.

Wir antworteten mit größerer Sanftmuth, als wir gegen solchen Unsinn gezeigt haben würden, wenn er nicht, unserer Ansicht nach, von Herrn Bentham hergerührt hätte, daß Interesse gleichbedeutend sei mit größter Glückseligkeit; und daß deshalb, wenn das Wort „sollte" keine Bedeutung hätte, als wenn es in Bezug auf Interesse gebraucht wird, zu sagen, daß die Menschheit ihr größtes Glück verfolgen sollte, einfach heiße zu sagen: daß das größte Glück das größte Glück ist; daß jeder Einzelne sein eigenes Glück verfolgt; daß das, was er für sein Glück hält, entweder mit dem größten Glücke der Gesellschaft zusammenfällt oder nicht; daß (wenn das, was er für sein Glück hält, mit dem größten Glücke der Gesellschaft zusammenfällt) er versuchen wird, das größte Glück der Gesellschaft zu befördern, mag er nun jemals von dem „Principe der größten Glückseligkeit" gehört haben, oder nicht; und daß es, wie der Kritiker der „Westminster Review" selbst zugibt, wenn sein Glück mit dem größten Glück der Gesellschaft unvereinbar ist, keinen Grund gibt, weswegen er das größte Glück der Gesellschaft befördern sollte. Nun ist es ganz klar, daß es

Individuen gibt, welche das für ihr Glück halten, was nicht das größte Glück der Gesellschaft ist. Der Kritiker der „Westminster Review" gab zu, daß einige von diesen Individuen Recht hatten, und wollte keinen Grund angeben, welcher Einen von ihnen bewegen könnte zu glauben, daß er Unrecht hat: so daß das „prachtvolle Princip" sich entweder als etwas ganz selbstverständliches oder als ein Widerspruch in den Ausdrücken herausstellt; entweder dieser Grundsatz: „Thut, was Ihr thut," oder dieser Grundsatz: „Thut, was Ihr nicht thun könnt."

Der Kritiker der „Westminster Review" hatte so viel Witz, einzusehen, daß er diesen handgreiflichen Unsinn nicht vertheidigen konnte; aber anstatt wie ein Mann einzugestehen, daß er das ganze Wesen des „Princips der größten Glückseligkeit" im Sommer mißverstanden und während des Herbstes neues Licht erhalten hatte, versucht er den ersten Grundsatz unbemerkt fortzuescamotiren und einen andern, der ihm grade entgegengesetzt ist, an seine Stelle zu setzen, während er zugleich immerfort gegen unsere Unehrlichkeit losbellt, wie Jemand, der, während er die Karten umtauscht, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft dadurch von seinem Léger de main ablenkt, daß er Anklagen auf faules Spiel gegen andere Leute ausbrüllt!

Das „Princip der größten Glückseligkeit" für das laufende Quartal ist also dies: daß jeder Einzelne am besten sein eigenes Glück in dieser Welt dadurch befördern wird (wenn man religiöse Betrachtungen dabei aus dem Spiele läßt), daß er das größte Glück der ganzen Gattung befördert. Und dieses Princip, so sagt man uns, gilt eben so wohl in Bezug auf Könige und Aristokratien, als auf andere Leute.

„Es ist sicher, daß die einzelnen Wirkenden in irgend einer Regierung, wenn sie durchaus verständig wären und alle vorhandenen Umstände genau berechneten, ihr eigenes Glück in der Beförderung des allgemeinen suchen würden; was sie, wenn sie es wüßten, unter die Herrschaft des Herrn Bentham bringt. Der Fehler, das

Gegentheil zu glauben, liegt darin, daß man Verbrecher, welche so glücklich gewesen sind, der Bestrafung zu entgehen, mit denen zusammenwirft, welche das Risiko noch vor sich liegen haben. Man denke sich z. B., daß ein Mitglied des Unterhauses in diesem Augenblicke mit sich darüber zu Rathe ginge, ob es ihm schließlich zum Glück gereichen würde, wenn er anfangen wollte, so viel in seinen Kräften steht, schlecht zu regieren. Wenn er sicher sein könnte, eben so viel Glück zu haben, wie Einige, welche todt und dahin gegangen sind, so möchte es schwierig sein, eine Antwort für ihn zu finden. Aber er ist nicht sicher und kann nie sicher sein, bis er todt ist. Er weiß nicht, ob nicht vielleicht der Augenblick nahe ist, wo man die Mißregierung, wie er sich in Versuchung fühlt sie zu beginnen, fürchterlich züchtigen wird. Es ist nicht recht, das Beispiel von dem Diebe auszusuchen, der nicht an den Galgen kommt. Die Frage ist, ob das Stehlen in diesem Augenblick eine Beschäftigung ist, welche zu beginnen räthlich wäre, während die Aussicht auf den Galgen durchaus nicht vorüber ist. Dies ist der Geist des Bentham'schen Princips, und wenn etwas in einer frühern Auseinandersetzung dem entgegensteht, so soll es durch die vorliegende corrigirt werden."

Wir hoffen, daß wir nun endlich bei dem wirklichen „prachtvollen Princip" angelangt sind, dem Princip, welches wirklich „die Gebeine der Weisen und Vaterlandsfreunde auffahren machen" soll. Welche Wirkung es auf die Gebeine der Todten hervorbringen mag, das wollen wir nicht zu entscheiden wagen; aber gewiß wird es sehr wenig für das Glück der Lebenden thun.

Zuvörderst ist es vollkommen sicher, daß die utilitarische Theorie der Regierung (wie sie in der Schrift des Herrn Mill und in andern Werken über den Gegenstand, welche von der Secte veröffentlicht sind, entwickelt ist) auf diesen beiden Grundsätzen ruht: daß die Menschen ihrem Interesse folgen und daß das Interesse der Einzelnen dem Interesse der Gesellschaft entgegengesetzt sein kann und in der That auch beständig ist. Wenn diese beiden Grundsätze nicht zugegeben

werden, so enthält die Schrift des Herrn Mill keinen einzigen richtigen Satz. Alle seine Gründe gegen Monarchie und Aristokratie, alle seine Gründe zu Gunsten der Demokratie, ja sogar der Grund, mit welchem er beweist, daß es überhaupt nöthig ist, eine Regierung zu haben, müssen als vollständig werthlos verworfen werden.

Dies ist so handgreiflich, daß selbst der Kritiker der „Westminster Review," obwohl er sonst nicht den schärfsten Verstand hat, nicht umhin konnte, es einzusehen. So suchte er denn, nach der Manier solcher Denker, sich dadurch gegen den Einwand zu schützen, daß er zwei Dummheiten statt einer macht. „Alles dies," sagt er, „beweist bloß, daß die Mitglieder einer Regierung gut handeln würden, wenn sie allweise wären," und er sagt uns dann weiter, „daß, da die Herrscher nicht allweise sind, sie unveränderlich gegen diesen Grundsatz handeln werden, wo sie nur können, so daß die demokratischen Zügel doch nothwendig sein werden, um eine gute Regierung hervorzubringen."

Keine Form, welche die menschliche Narrheit annimmt, ist so herrlich und köstlich spaßhaft, wie das Schauspiel eines Utilitariers, der sich in einem Dilemma befindet. Wozu in aller Welt kann ein Grundsatz, nach welchem Niemand handeln wird, wenn er nicht allweise ist, nützlich sein? Eine gewisse höchst wichtige Lehre (so sagt man uns) ist so klar bewiesen worden, daß sie die Grundlage der Wissenschaft von der Regierung bilden sollte. Und doch soll das ganze Skelett der Regierung grade so geordnet werden, als ob diese fundamentale Lehre falsch wäre, und mit der Voraussetzung, daß kein menschliches Wesen jemals handeln wird, als ob es sie für wahr hielte.

Der ganze Beweisgrund der Utilitarier zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts geht von der Annahme aus, daß selbst die rohesten und ungebildetsten Menschen nicht für eine längere Zeit dazu bethört werden können, gegen ihren eigenen wahren Vortheil zu handeln. Und doch sagen sie uns jetzt, daß in allen aristokratischen Staaten die höhere und gebildete Classe nicht gelegentlich, sondern unveränderlich gegen ihr eigenes Interesse handeln wird. Nun liegt, so viel wir

sehen, der einzige Nutzen, etwas zu beweisen, darin, daß die Menschen es glauben sollen. Zu sagen, daß ein Mann thut, was seiner Ansicht nach seinem Glücke zuwiderläuft, ist ein Widerspruch in den Ausdrücken. Wenn daher die Regierung und die Gesetze nach der Annahme geordnet werden sollen, worauf die Schrift des Herrn Mill gegründet ist: daß alle Individuen, so wie sie Macht über Andere haben, gegen das allgemeine Glück handeln werden, dann müssen die Regierung und die Gesetze nach der Annahme geordnet werden, daß kein Individuum glaubt oder auch nur je glauben wird, daß sein eigenes Glück mit dem Glücke der Gesellschaft gleichbedeutend sei; das heißt, die Regierung und die Gesetze müssen nach der Annahme geordnet werden, daß kein menschliches Wesen jemals von Bentham's Beweis des „Princips der größten Glückseligkeit" überzeugt sein wird — eine Annahme, welche ganz richtig sein mag, aber unserer Ansicht nach nicht besonders für das Princip spricht, um welches es sich handelt.

Aber wo ist dies Princip bewiesen worden? Wir gestehen, wir sind neugierig, diesen Beweis zu sehen, welcher das Aussehen der Welt verändern und doch Niemanden überzeugen soll. Der komischste Umstand dabei ist, daß der Kritiker der „Westminster Review" selbst nicht zu wissen scheint, ob das Princip bewiesen ist oder nicht. „Herr Bentham," sagt er, „hat es bewiesen oder wenigstens einen solchen Grundstein gelegt, daß es keine Mühe kostet, es zu beweisen." Es ist doch wirklich höchst sonderbar, daß ein solcher Gegenstand in Zweifel gelassen werden sollte! Der Kritiker schlug in seinem ersten Artikel eine leichte Verbesserung in der Fassung des Princips vor; dann kündigte er an, daß das Princip den letzten Strich erhalten hatte, und renommirte mit dem Umstande, daß die „Westminster Review" als Organ dieses letzten Striches ausgewählt worden war. Ist es ihm niemals eingefallen, daß es eine kleine Verbesserung einer Lehre ist, wenn man sie beweist?

Herr Bentham hat das „Princip der größten Glückseligkeit," wie es jetzt dargelegt wird, nicht bewiesen. Er ist viel zu klug dazu,

etwas Derartiges beweisen zu wollen. In jenen Abschnitten seiner „Einleitung zu den Grundsätzen der Moral und Gesetzgebung," worauf uns der Kritiker in seiner Anmerkung verweist, findet sich kein Wort davon. Herr Bentham sagt ganz richtig, daß es keine Gelegenheiten gibt, in welchen Jemand nicht einige Beweggründe hat, das Glück anderer Menschen zu Rathe zu ziehen, und dann setzt er uns aus einander, was dies für Beweggründe sind — Sympathie bei allen Gelegenheiten und Liebe zu gutem Rufe bei den meisten Gelegenheiten. Dies ist grade die Lehre, welche wir gegen Herrn Mill und den Kritiker der „Westminster Review" vertheidigt haben. Die hauptsächlichste Anklage, welche wir gegen Herrn Mill vorgebracht haben, war, daß diese Beweggründe, welchen Herr Bentham so vielen Einfluß beilegt, in seiner Theorie ganz außer Acht gelassen wurden. Nun greift uns der Kritiker der „Westminster Review" in dem vorliegenden Artikel deswegen an, daß wir in dem Geist und fast mit den Worten des Herrn Bentham sagen, daß ein gewisser Zügel der Raubsucht und Grausamkeit der Menschen in ihrem Verlangen nach der guten Meinung Anderer vorhanden ist. Aber geht dieser Grundsatz, worüber wir vollkommen mit Herrn Bentham übereinstimmen, parallel mit diesem neuen „Princip der größten Glückseligkeit?" Es handelt sich nicht darum, ob die Menschen einige Beweggründe haben, das größte Glück zu befördern, sondern ob diejenigen Beweggründe, welche sie antreiben, das größte Glück zu befördern, die stärkern sind. Daß dies immer der Fall sein würde, wenn die Menschen nur ihre eigenen weltlichen Interessen verständen, ist die Ansicht des Kritikers. Da er einigen Zweifel darüber blicken läßt, ob Herr Bentham dies bewiesen hat oder nicht, möchten wir ihm rathen, den Punkt dadurch abzumachen, daß er es selbst beweist.

Der Kritiker hat nicht versucht, eine allgemeine Ausgleichung des „Princips der größten Glückseligkeit" zu geben, sondern hat zu beweisen gesucht, daß es in einem oder zwei besondern Fällen stimmt. Und selbst in diesen besondern Fällen ist er vollständig gescheitert. „Je-

mand," sagt er, „welcher die Umstände richtig berechnete, würde einsehen, daß es zu seinem größten Glücke wäre, sich des Stehlens zu enthalten, denn ein Dieb wird eher an den Galgen kommen als ein ehrlicher Mann."

Unserer Ansicht nach wäre es klug von dem Kritiker der „Westminster Review" gewesen, wenn er, ehe er eine solche Auseinandersetzung angefangen, ausgemacht hätte, worin die menschliche Glückseligkeit besteht. Jede von den alten philosophischen Secten hatte irgend eine Ansicht über diesen Gegenstand, welche ihnen zu einem unterscheidenden Merkmale diente. Das Summum bonum der Utilitarier besteht, so viel wir aus der eben angeführten Stelle schließen können, darin, nicht an den Galgen zu kommen.

Daß es unangenehm ist, gehängt zu werden, geben wir unserm Collegen sehr gern zu. Aber daß die ganze Frage des Glücks oder Unglücks auf diesen einzigen Punkt ankommt, können wir nicht so leicht zugeben. Wir müssen eben so wohl nach der Waare als nach dem Preise sehen, welchen man dafür bezahlt. Gewiß wird ein Dieb größere Gefahr laufen, an den Galgen zu kommen, als ein Tagelöhner; ein Officier in der Armee läuft größere Gefahr, erschossen zu werden, als der Commis eines Banquiers; ein Gouverneur von Indien läuft größere Gefahr, an der Cholera zu sterben, als ein Kammerherr. Aber folgt es daraus, daß jeder Mensch, welche Sitten oder Gefühle er haben mag, wenn er sein eigenes Glück verstände, lieber ein Commis als ein Fähnrich, oder lieber ein Kammerherr als Gouverneur von Indien sein möchte?"

Nichts kann alberner sein, als, wie der Kritiker der „Westminster Review," zu glauben, daß Diebe bloß deswegen stehlen, weil sie nicht die Chancen, an den Galgen zu kommen, so richtig berechnen, wie ehrliche Leute. Es scheint ihm niemals als möglich erschienen zu sein, daß ein Mensch das Leben eines Diebes dem Leben eines Tagelöhners so sehr vorziehen kann, daß er sich entschließen mag, der Gefahr der Entdeckung und Bestrafung zu trotzen, obwohl er vielleicht

sogar diese Gefahr für größer halten mag, als sie wirklich ist. Und wie soll man nach utilitarischen Grundsätzen einen solchen Menschen überzeugen, daß er Unrecht hat?

„Man wird Sie ausfindig machen!"

„Ganz sicher."

„Sie werden binnen zwei Jahren an den Galgen kommen."

„Ich erwarte, binnen einem Jahre an den Galgen zu kommen."

„Aber warum setzen Sie denn diese ungesetzliche Lebensweise fort?"

„Weil ich lieber ein Jahr lang mit einer Menge Geld leben, wie ein Edelmann gekleidet gehen, auf's Beste essen und trinken, öffentliche Vergnügungsorte frequentiren und eine feurige Geliebte besuchen will, als auf der Chaussee Steine zu klopfen oder am Webstuhle niederzusitzen und dabei sicher zu sein, gehörig alt zu werden. Es gefällt mir einmal so. Sind Sie mit der Antwort zufrieden?"

Ein König, fährt der Kritiker fort, würde, wenn er weise wäre, gut regieren, aus Furcht, seine Unterthanen zum Aufstande anzureizen. Deshalb ist das wahre Glück eines Königs mit dem größten Glücke der Gesellschaft identisch. Man sage Karl II., daß, wenn er seiner Königin treu, bei der Tafel mäßig, bei den Gebeten beständig, in seinen Ausgaben sparsam und in Geschäftssachen thätig sein würde; wenn er die Heerde von Sclaven, Narren und Kupplern aus White-Hall vertreiben und das Glück seines Volkes zur Richtschnur seines Betragens machen wollte, es viel wahrscheinlicher sein würde, daß er in Ruhe bis zu einem hohen Alter regieren möchte; daß seine Verschwendung und Tyrannei seine Unterthanen erbittert haben und ihn vielleicht zu einem so schrecklichen Ende bringen werden, als das seines Vaters war. Er würde wahrscheinlich antworten, daß er die Gefahr sähe, aber daß ihm das Leben ohne Bequemlichkeit und lasterhafte Vergnügungen nichts werth wäre. Und was hat unser Philosoph dagegen zu sagen? Sieht er nicht ein, daß es eben so unmöglich ist, Jemandem auszureden, daß er ein kurzes und lustiges Leben lieber hat als ein langes und langweiliges, als einem Grönländer seinen Thran

auszureden? Wir können sagen, daß der Geschmack des Diebes und des Tyrannen von dem unsrigen verschieden ist; aber welches Recht haben wir, wenn wir nur auf diese Welt sehen, zu sagen, daß sie nicht ihr größtes Glück auf sehr zweckmäßige Weise verfolgen?

Es zeugt von der ärgsten Unkenntniß der menschlichen Natur, wenn man annimmt, daß ein Anderer die Chancen anders berechnet als wir, bloß weil er das thut, was wir nicht thun würden, wenn wir an seiner Stelle wären. Jedermann hat seinen Geschmack und seine Neigungen, welche er auf eine Gefahr und mit Kosten zu befriedigen strebt, welche Menschen von verschiedener Gemüthsverfassung und Sitten für ausschweifend halten. „Warum," sagt Horaz, „hat der eine Bruder es so gern, auf dem Forum umherzuschlendern, auf dem Campus zu spielen und sich in den Bädern zu salben, daß er dies nicht für allen Reichthum der reichsten Besitzungen des Orients vertauschen möchte; während der Andere sich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang abquält, um sein Vermögen zu vergrößern?" Horaz schreibt diese Verschiedenheit dem Einflusse des Genius und des Sternes zu, unter welchem er geboren wurde, und achtzehnhundert Jahre haben uns nur gelehrt, unsere Unwissenheit unter einer philosophischeren Sprache zu verkleiden.

Wir glauben daher, daß der Kritiker der „Westminster Review," selbst wenn wir zugeben, daß seine Berechnung der Chancen richtig sei, seinen Satz nicht beweist. Aber er scheint uns die Chancen grobfalscher zu berechnen als irgend Jemand, der überhaupt in dieser Welt gehandelt und gedacht hat. Er sagt: „Es ist für das Glück eines Mitgliedes des Unterhauses, gut zu regieren; denn er kann niemals wissen, ob nicht der Augenblick vor der Thür steht, wo die schlechte Regierung fürchterlich gezüchtigt werden wird; wenn er sicher wäre, daß er eben so glücklich sein würde wie seine Vorgänger, so könnte es für sein Glück sein, schlecht zu regieren; aber er ist nicht sicher." Gewiß ist ein Parlamentsmitglied nicht sicher, ob er nicht vielleicht wegen seiner Opposition gegen die Reform vom Pöbel in Stücke gerissen oder von

einem revolutionären Gerichtshofe guillotinirt wird. Auch der Kritiker der „Westminster Review“ ist gar nicht sicher, ob er nicht vielleicht an den Galgen kommt, weil er für das allgemeine Stimmrecht schreibt. Wir werden vielleicht demokratische Metzeleien haben. Wir können auch aristokratische Aechtungen sehen. Es ist, Gottlob! nicht sehr wahrscheinlich, daß das Eine oder das Andere eintritt. Aber unserer Ansicht nach läuft der Radicale eben so große Gefahr wie der Aristokrat. Was unsern Freund, den Kritiker der „Westminster Review“ anbetrifft, so hat er, man muß das zugeben, ein eben so gutes Recht, wie irgend Jemand auf seiner Seite, „Antoni gladios contemnere.“ Aber man nehme den Mann, dessen Abstimmungen, so lange er überhaupt im Parlamente gesessen hat, ganz durchgehend schlecht gewesen, und stelle ihm einen Andern gegenüber, dessen Abstimmungen gut gewesen sind. Der Kritiker der „Westminster Review“ würde wahrscheinlich Herrn Sadler und Herrn Hume auswählen. Glaubt nun irgend ein verständiger Mensch (wird der Kritiker der „Westminster Review“ selbst es glauben?), daß Herr Sadler größere Gefahr läuft, wegen seines Verfahrens im Parlamente zu einem Ende voll Schrecken zu kommen, als Herr Hume? Herr Sadler weiß nicht, ob er nicht vielleicht dem Augenblicke ganz nahe ist, wo man ein Exempel an ihm statuiren wird, denn Herr Sadler weiß wo möglich noch weniger von der Zukunft als von der Vergangenheit. Aber er hat eben so wenig Grund, zu erwarten, daß man ein Exempel an ihm statuiren wird, als daß London im nächsten Frühlinge durch ein Erdbeben verschlungen wird, und es würde eben so dumm von ihm sein, nach der erstern als nach der letztern Annahme zu handeln. Es ist eine Gefahr da; aber man kann in Gefahr vor jedem Dinge sein, welches nicht einen Widerspruch in sich schließt; jedoch ist es eine Gefahr, gegen welche versichert zu sein kein Mensch, der gesunden Verstand hat, einen Schilling gäbe. Und doch sagt uns unser Kritiker in der „Westminster Review,“ daß diese Gefahr allein, abgesehen von allen Betrachtungen, welche uns die Religion, die Ehre oder die Wohlthätigkeit

eingibt, rein wenn man sie berechnete, ein kluges Mitglied des Unterhauses dazu bewegen würde, irgend welche Vortheile, welche man ihm als Lohn für seine Unterstützung schädlicher Maßregeln anbieten möchte, zurückzuweisen.

Wir haben bis jetzt Fälle untersucht, welche von unserm Gegner vorgeschlagen sind. Es ist jetzt für uns an der Reihe, einen vorzuschlagen, und wir bitten ihn, seine ganze Weisheit aufzubieten, ihn zu lösen.

Ein Dieb ist verurtheilt, gehängt zu werden. Am Vorabend des zur Hinrichtung angesetzten Tages tritt ein Gefangenwärter in seine Zelle und sagt ihm, Alles sei sicher, er brauche bloß hinauszuschlüpfen, seine Freunde warteten in der Nachbarschaft mit einer Verkleidung und auf einem amerikanischen Boote sei ein Fahrbillet für ihn genommen. Nun ist es offenbar für das größte Glück der Gesellschaft, daß der Dieb an den Galgen kommt und der bestochene Gefangenwärter überführt und bestraft wird. Wird uns der Kritiker der „Westminster Review" sagen, daß es für das größte Glück des Diebes ist, den Oberkerkermeister zu rufen und die ganze Geschichte anzugeben? Nun ist es entweder für das größte Glück des Diebes, an den Galgen zu kommen oder nicht. Wenn dem so ist, so fällt der Grund, womit der Kritiker der „Westminster Review" zu beweisen sucht, daß die Menschen ihr eigenes Glück nicht durch Stehlen befördern, zu Boden. Wenn dem nicht so ist, dann gibt es Menschen, deren größtes Glück von dem größten Glücke des Staates verschieden ist.

Um unsere Gründe in Kurzem zu resümiren, sagen wir, daß das „Princip der größten Glückseligkeit," wie es jetzt angegeben wird, demjenigen diametral entgegengesetzt ist, was vor drei Monaten in der „Westminster Review" aufgestellt wurde.

Wir sagen, daß, wenn das „Princip der größten Glückseligkeit," wie es jetzt hingestellt ist, richtig ist, die Schrift des Herrn Mill und alle andern Werke über die Regierung, welche wie jene Schrift von

der Voraussetzung ausgehen, daß Einzelne ein Interesse haben können, welches dem größten Glücke der Gesellschaft entgegengesetzt ist, im Kerne falsch sind.

Wir sagen, daß diejenigen, welche dies Princip als gesund hinstellen, darauf vorbereitet sein müssen, zu behaupten: entweder daß man Monarchen und Aristokraten die Regierung über das Volk anvertrauen kann, oder daß man von den Menschen nicht erwarten kann, daß sie ihrem eigenen Interesse folgen werden, wenn ihnen dieses Interesse aus einander gesetzt ist.

Wir sagen, daß, wenn man von Menschen nicht erwarten kann, daß sie ihrem eigenen Interesse folgen, wenn ihnen dieses Interesse aus einander gesetzt ist, die utilitarischen Grundsätze zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts gar nichts werth sind.

Wir sagen endlich, daß das „Princip der größten Glückseligkeit" nicht bewiesen ist; daß es allgemein nicht bewiesen werden kann; daß selbst in den besondern Fällen, welche der Kritiker ausgesucht hat, es nicht klar ist, daß das Princip richtig sei und daß man viele Fälle angeben kann, worin der gesunde Menschenverstand sofort erkennt, daß es falsch ist.

Wir überlassen es jetzt dem Kritiker der „Westminster Review," sein „prachtvolles Princip" so zu verändern und zu verbessern, wie es ihm gefällt. Unbegrenzt genommen, ist es falsch. Gehörig begrenzt, wird es unfruchtbar sein. Das „Princip der größten Glückseligkeit" vom 1. Juli war, so weit wir seine Bedeutung durch eine Wolke von Rodomontaden erkennen konnten, etwas Müßiges, das sich ganz von selbst verstand. Das „Princip der größten Glückseligkeit" vom 1. October ist, nach dem Ausdrucke der amerikanischen Zeitungen, „wichtig, wenn es wahr ist." Aber zum Unglück ist es nicht wahr. Wir wollen uns nicht mit der Vermuthung zu schaffen machen, welch neuer Grundsatz die Gebeine der Weisen und Vaterlandsfreunde am 1. December auffahren machen wird. Wir können bloß sagen, daß, wenn es nicht etwas unendlich viel Scharfsinnigeres ist als

seine beiden Vorgänger, wir es in Frieden lassen werden. Der Kritiker der „Westminster Review" kann, wenn er will, das Vergnügen des Sultans Schahriar genießen, eine schnelle Aufeinanderfolge jungfräulicher Theorien zu sich zu nehmen. Aber wir müssen es ablehnen, die Rolle des Wessirs zu spielen, welcher regelmäßig an dem Tage nach der Hochzeit sich einstellte, um die neue Sultanin zu erdrosseln.

Der Kritiker in der „Westminster Review" beschuldigt uns, gegen das „Princip der größten Glückseligkeit" eingewandt zu haben, daß es in der „christlichen Sittlichkeit eingeschlossen ist." Dies ist eine einfache Erfindung von ihm. Wir haben niemals die Sittlichkeit des Evangeliums angegriffen. Wir haben nur die Utilitarier getadelt, daß sie sich den Ruhm einer Entdeckung anmaßten, wo sie bloß jene Sittlichkeit gestohlen und beim Stehlen verdorben hatten. Sie haben die Vorschrift Christi genommen und den Beweggrund ausgelassen, und sie verlangen das Lob für eine höchst wunderbare und wohlthätige Erfindung, während Alles, was sie gethan haben, war, einen höchst nützlichen Grundsatz dadurch unnütz zu machen, daß sie ihn von seiner Sanction trennten. Nach religiösen Grundsätzen ist es richtig, daß jeder Einzelne sein eigenes Glück am besten dadurch befördern wird, daß er das Glück Anderer befördert. Aber wenn man religiöse Betrachtungen aus dem Spiele läßt, so ist es nicht richtig. Wenn wir nicht mit der Voraussetzung eines künftigen Lebens denken, wo bleibt da der Beweggrund? Wenn wir mit dieser Voraussetzung denken, wo bleibt da die Entdeckung?

Der Kritiker der „Westminster Review" sagt uns, daß „wir wünschen, die Wissenschaft von der Regierung in Unordnung zu bringen, weil wir keine Aussicht auf eine Ordnung haben, die mit unsern Wünschen übereinstimmt." Sein wüthender Eifer, Fragen in Ordnung zu bringen, gleicht dem eines Richters in einem von den Stücken Dryden's — wir glauben, es ist der Amphitryo — welcher einen Proceß zu entscheiden wünscht, nachdem er eine Partei gehört hat, und wenn er sich schließlich gezwungen sieht, die Angabe des Angeklagten

anzuhören, in Leidenschaft geräth und schreit: „Ja wahrhaftig, da sieht man es nun, was Sie gethan haben! Die Sache war noch vor einer Minute ganz klar und nun müssen Sie kommen und sie in Unordnung bringen!" Er ist der Zelot einer Secte. Wir suchen nach der Wahrheit. Er wünscht die Frage entschieden zu sehen. Wir wünschen sie erst gesichtet zu sehen. Die streitsüchtige Art und Weise, worin man uns vorgeworfen hat, Herrn Mill's System angegriffen und dabei kein eigenes System aufgestellt zu haben, erinnert uns daran, mit welchem Abscheu jener seichte Dogmatiker Epikur (von dessen Unsinn die Utilitarier die schlimmsten Partien wieder in's Leben zu rufen gesucht haben) vor dem scharfen und forschenden Skepticismus der zweiten Akademie zurückwich.

Es ist nicht unser Fehler, daß eine Experimentalwissenschaft von großer Ausdehnung nicht durch eine kurze Beweisführung in Ordnung gebracht werden kann; daß die Feinheit der Natur sowohl in der moralischen wie in der politischen Welt über die Feinheit der Logik den Sieg davonträgt. Der Quacksalber, welcher auf Treu und Glauben erklärt, daß Hunderte, welche als unheilbar aus den Hospitälern entlassen waren, durch den Gebrauch seiner Pillen und die Befolgung seiner gedruckten Vorschriften wieder jung geworden sind wie die Adler, wird vielleicht denken, daß, wenn Sir Henry Halford seinen Patienten den Puls fühlt, sie um ihren Zustand befragt und Jedem eine besondere Arznei verschreibt, er die Wissenschaft der Medicin in Unordnung bringt, um ein Honorar zu erhalten.

Wenn wir uns im Verlaufe dieses Streites enthalten haben, irgend eine Meinung über die politischen Einrichtungen Englands auszusprechen, so war dies nicht der Fall, weil wir keine Meinung haben, noch weil wir sie nicht bekennen wollen. Die Utilitarier waren allerdings, da sie wohl wußten, daß ihre gerühmte Theorie der Regierung vor der Forschung nicht Stand halten würde, Willens, den Streit über die Schrift des Herrn Mill in einen Streit über die Whigpartei, verrottete Boroughs, unbezahlte Obrigkeitspersonen und Angebungen

ex officio zu verwandeln. Als wir sie tadelten, weil sie Unsinn sprachen, schrien sie, man beleidigte sie, weil sie Anhänger der Reform wären; grade wie der arme alte Pistol schwor, daß die Schmarren, welche er von dem Knüppel in Fluellen bekommen hatte, aus den gallischen Kriegen herrührten. Wir hielten es indessen nicht für wünschenswerth, politische Fragen, über welche das Publicum in heftiger Aufregung ist, mit einem großen Probleme der Moralphilosophie zu vermengen.

Unsere Ideen über die Regierung sind übrigens nicht ganz unentschieden. Wir haben eine Ansicht über die Parlamentsreform, obwohl wir zu dieser Meinung nicht auf der Heerstraße gekommen sind, welche Herr Mill für die Erforscher der Staatswissenschaft geöffnet hat. Indem wir wahrscheinlich zum letzten Male von diesem Streite Abschied nehmen, wollen wir ganz gedrängt bemerken, was unsere Lehren sind. Vielleicht werden wir sie bei einer künftigen Gelegenheit des Weitern erklären und vertheidigen.

Unser heißer Wunsch und wir wollen hinzufügen, unsere innige Hoffnung ist, daß wir eine solche Reform des Unterhauses erhalten mögen, daß seine Abstimmungen die Meinung des englischen Mittelstandes getreu darstellen. Einen pecuniären Census halten wir für durchaus nothwendig, und bei der Bestimmung des Betrages würden wir die Grenzlinie so ziehen wollen, daß jeder anständige Landmann und Handelsmann die Wahlberechtigung besitzt. Wir möchten, daß alle jene Vortheile aufhörten, welche gewisse Formen des Eigenthums über andere Formen besitzen, bestimmte Theile des Eigenthums über andere gleiche Theile. Dies würde uns zufrieden stellen. Eine solche Reform würde nach Herrn Mill eine Aristokratie des Reichthums herstellen und den Staat schutzlos und allen Uebeln ungezügelter Macht ausgesetzt lassen. Sehr gern würden wir den ganzen Streit zwischen uns auf den Erfolg des Versuches ankommen lassen, welchen wir vorschlagen.

Das Gesetz der Bevölkerung.

Eine Abhandlung in sechs Büchern, als Gegenbeweis der Ueberfruchtbarkeit menschlicher Wesen, und Entwicklung des wahren Grundsatzes ihrer Vermehrung. Von Michael Thomas Sadler. London 1830.

Wir haben von Herrn Sadler kein gutes Buch erwartet, und es ist gut, daß wir es nicht gethan haben, denn er hat uns ein sehr schlechtes gegeben. Der Inhalt seiner Abhandlung ist außerordentlich und die Manier noch außerordentlicher. Seine Anordnung ist verworren, seine Wiederholungen endlos, sein Stil Alles, was er nicht sein sollte. Anstatt das, was er zu sagen hat, mit der Klarheit, Genauigkeit und Einfachheit zu sagen, worin die wissenschaftlichen Schriften zukommende Beredtsamkeit besteht, läßt er sich ohne Maß in dem unbestimmten, bombastischen Wortschwall gehen, welcher aus den schönen Sachen besteht, die fünfzehnjährige Knaben bewundern, und welche Jedermann, der nicht dazu bestimmt ist, sein ganzes Leben lang ein Knabe zu bleiben, nach fünfundzwanzig kräftig aus seinen Werken ausjätet. Derjenige Theil seiner beiden dicken Bände, welcher nicht aus statistischen Tabellen besteht, enthält zum größten Theil Ausrufungen, Apostrophen, Metaphern, Gleichnisse — und alle die schlechtesten in ihrer Art. Seine Gedanken sind in diesem schäbigen Glanze mit so viel Ueberfluß und so wenig Unterscheidung aufgeputzt, daß sie uns an eine Gesellschaft elender vagabundirender Schauspieler erinnern, welche Anzüge zerlumpten und fadenscheinigen Flitterstaates aus einem gemeinschaftlichen Schranke sich umgeworfen haben, die weder für ihre

Personen noch ihre Rollen passen, und welche sich dann den lachenden und mitleidigen Zuschauern in einem Zustande von Ziererei und Großmäulerei, von geschminkter und vergoldeter Bettelei darstellen. „O seltene Daniels!“ „Nationalökonom, gehe hin und thue desgleichen!“ „Hört, Ihr Nationalökonomen und Antipopulationisten!“ „Die Bevölkerung, wenn nicht geächtet und niedergeworfen von den cerberischen Hunden dieses elenden und grausamen Systems, drückt in der That gegen das Niveau der Subsistenzmittel, und indem sie dieses Niveau noch erhebt, fährt sie so fort, die Gesellschaft durch fortschreitende Stufen zu treiben, bis endlich die starke und unwiderstehliche Hand der Nothwendigkeit auf die geheime Feder des menschlichen Glückes drückt, und die Thore der Vorsehung fliegen offen und enthüllen dem bezauberten Blick das gelobte Land der zufriedengestellten und belohnten Arbeit.“ — Dies sind Beispiele von Herrn Sadler's Beredtsamkeit, welche wir auf's Gerathewohl herausgegriffen haben. Wir könnten leicht noch eine Menge anderer anführen; aber unsere Leser sehen sich, fürchten wir, schon veranlaßt, um Gnade zu bitten.

Viele ungereimte Verse und manche Reime sind gleichfalls durch diese Bände zerstreut, bald richtig, bald unrichtig citirt, bald gut, bald unerträglich, bald aus Shakspeare genommen und bald, so viel wir wissen, Herrn Sadler's eigenes Fabricat. „Der Mensch möge,“ so schreit dieser Philosoph, „Acht geben, wie er achtlos das ihm anvertraute Gut verletzt,“ und daraufhin bricht er in den folgenden Gesang aus:

„Viel Tausend' ruh'n im dunkeln Schicksalsschooß,
Nicht wissend, ob zu ew'gem Leben, ob
Zu ew'gem Tode sie bestimmt; nur Er
Entscheidet, ob Vernichtung sie soll treffen,
Ob er, ein zweiter Gott, zum Dasein sie
Wird rufen; ob den Strom er hemmen, ob
Den Lauf ihm zeigen wird, bis Erd' und Himmel
Im Meer der Ewigkeit, in Gott einst mündet.“

Wenn Herr Sadler diese Verse nicht selbst gemacht hat, so bitten wir

ihn herzlich um Verzeihung, daß wir ihn dessen beargwöhnt haben — ein Argwohn, welchen man, das geben wir zu, nicht leichthin gegen irgend ein menschliches Wesen hegen sollte. Wir können nur sagen, daß wir sie nie früher angetroffen haben und daß wir uns nicht sehr viel darum bekümmern, wie bald wir sie oder andere, die ihnen gleichen, wieder antreffen mögen.

Der Geist dieses Werkes ist eben so schlecht wie sein Stil. Wir haben nie ein Buch gesehen, welches so stark darauf hinwies, daß der Verfasser sehr zufrieden mit sich selbst und sehr unzufrieden mit allen Andern war; welches so viel von jener Art von Vorwürfen, welche man gewöhnlich nicht für Schimpfreden, und von der Art von Lob enthielt, welches man gewöhnlich nicht für Empfehlung hält. Malthus wird mit Worten angegriffen, welche man kaum für anständig halten würde, gegen Titus Oates zu gebrauchen. „Scheußlich,“ „abscheulich,“ „gotteslästerlich“ und andere ähnliche Beiwörter werden gegen jenen fähigen, vortrefflichen und ehrenwerthen Mann mit einer Verschwendung vorgebracht, welche in dem Beginn seines Buches Entrüstung, aber nach den ersten hundert Seiten nur Mattigkeit und Ekel erregen. In der Vorrede entschuldigt sich Herr Sadler mit dem Vorwande, in Eile gewesen zu sein. Zwei Drittel seines Buches, so sagt er uns, wurden in ein paar Monaten geschrieben. Wenn ihm irgendwelche Ausdrücke entfahren sind, welche man als persönliche Nichtachtung auslegen kann, so wird er tief bedauern, daß er nicht mehr Zeit hatte, sie nachzusehen. Wir müssen ihm bemerklich machen, daß der Ton seines Buches eine ganz andere Entschuldigung verlangt, und daß ein Vierteljahr, obwohl es eine kurze Zeit für Jemanden ist, ein Buch zu schreiben, eine sehr lange Zeit ist, in Wuth zu sein.

Die Behauptung, daß er in Wuth sei, wird Herr Sadler nicht zurückweisen. Sein Gegenstand, so sagt er uns, ist der Art, daß es „gottlos wäre, ruhig zu sein,“ und er rühmt sich, daß er, „anstatt sich der Zartheit des gegenwärtigen Zeitalters anzupassen, die Rechtschaffenheit früherer nachgeahmt hat, indem er sich durchweg mit der

äußersten Klarheit und dem größten Freimuth ausdrückt." Wenn Herr Sadler wirklich wünscht, daß der Streit über seinen neuen Grundsatz der Bevölkerung mit aller Ausgelassenheit des siebzehnten Jahrhunderts geführt werde, so können wir persönlich keinen Einwand dagegen haben. Wir fürchten uns eben so wenig vor einem Kampfe, worin Pardon weder gegeben noch genommen wird, wie er es nur thun kann. Aber wir möchten ihm rathen, ernsthaft in Erwägung zu ziehen, bevor er die versprochene Fortsetzung seines Werkes herausgibt, ob er nicht einer von der Classe der Schriftsteller ist, welche die Zartheit, die er beleidigt, besonders nöthig haben, und welche am meisten von jener schonungslosen Strenge zu fürchten haben würden, welche er ausübt und empfiehlt.

Es gibt nur eine Entschuldigung für die ausnehmende Bitterkeit, mit welcher das Buch geschrieben ist, und diese Entschuldigung ist nur eine schlechte. Herr Sadler glaubt, daß die Theorie von Malthus mit dem Christenthum und sogar mit den reinern Formen des Deismus unvereinbar ist. Nun würde, selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, ein höherer Grad von Milde und Selbstbeherrschung, als Herr Sadler gezeigt hat, einem Schriftsteller geziemt haben, der es unternommen hatte, die Religion der Liebe zu vertheidigen. Aber in der That ist die Beschuldigung, welche man gegen Malthus und seine Anhänger geschleudert hat, so albern, daß sie kaum eine Antwort verdient. Da sie übrigens fast auf jeder Seite des Sadler'schen Buches vorkommt, so wollen wir ein paar Worte darüber sagen.

Herr Sadler beschreibt das Princip von Malthus in den folgenden Worten:

„Es besagt, daß im Princip der Bevölkerung ein Uebel liegt, ein Uebel, das nicht zufällig, sondern immanent ist; nicht gelegentlich vorkommt, sondern beständig wirkt; nicht leicht, vorübergehend oder besänftigt, sondern Elend hervorbringt, womit verglichen Alles das, was durch menschliche Einrichtungen zugefügt wird, das heißt durch die Schwäche und Verworfenheit des Menschen, wie sie auch immer

angereizt sein mögen, leicht ist; endlich ein Uebel, wofür es nur ein einziges Heilmittel gibt, welches man lange übersehen hat und welches jetzt in Ausdrücken ausgesprochen wird, welche eher alles Andere als Vertrauen bezeugen. Es ist überdies ein Grundsatz, der in auffallender Weise kühn ist, wie er auch „klar" ist. Mit einer Anmaßung, um keinen passendern Ausdruck zu gebrauchen, wovon es zu bezweifeln steht, ob die heidnische oder christliche Literatur etwas Aehnliches liefert, behauptet es, dieses angenommene Uebel auf seine Quelle zurückzuführen, „die Gesetze der Natur, welche die Gottes sind," wodurch implicirt und in der That behauptet wird, daß das Gesetz, nach welchem die Gottheit ihre Sprossen vervielfältigt, und das, wonach er für ihre Unterhaltung sorgt, verschieden und in der That mit einander unverträglich sind."

„Diese Theorie," fügt er hinzu, „erniedrigt in der klaren Auffassung der Meisten den Charakter Gottes in jenem Attribute, welches, wie Rousseau treffend bemerkt hat, das wesentlichste ist, nämlich seine Güte, oder sonst stellt es seine Weisheit in Frage."

Nun ist es doch wohl ganz sicher, daß es moralisches und physisches Uebel in der Welt gibt. Jeder also, der an die Güte Gottes glaubt, wie wir es fest thun, muß glauben, daß es keine Unverträglichkeit zwischen der Güte Gottes und dem Vorhandensein von moralischem und physischem Uebel gibt. Wenn also die Güte Gottes nicht mit dem Vorhandensein von physischem und moralischem Uebel unverträglich ist — auf welche Gründe hin behauptet dann Herr Sadler, daß die Güte Gottes mit dem von Malthus formulirten Gesetze der Bevölkerung unverträglich sei?

Gibt es irgend eine Verschiedenheit zwischen der bestimmten Form des Uebels, welches durch Uebervölkerung entstehen sollte, und andern Formen von Uebel, deren Vorhandensein in der Welt uns bekannt ist? Es ist — so sagt Herr Sadler — nicht ein leichtes oder vorübergehendes, sondern ein großes und dauerndes Uebel. Die Frage nach dem Ursprunge des Uebels ist eine Frage von ja oder nein, nicht

eine Frage von mehr oder weniger. Wenn man eine Erklärung finden kann, wodurch die geringste Unbequemlichkeit, die jemals von einem empfindenden Wesen ausgehalten ist, mit dem göttlichen Attribut der Güte versöhnt werden kann, so wird diese Erklärung eben so gut auf die fürchterlichsten und ausgedehntesten Unglücksfälle passen, welche jemals das Menschengeschlecht befallen können. Die Schwierigkeit rührt von einem scheinbaren Widerspruch in den Ausdrücken her, und diese Schwierigkeit ist eben so vollständig bei einem Kopfweh, welches eine Stunde lang andauert, wie bei einer Pestilenz, welche ein Königreich entvölkert; bei einem Regenguß, der uns einen Augenblick schaudern macht, wie bei dem Orcan, in welchem eine Armada zertrümmert wird.

Nach Herrn Sadler ist es ein Fall von Anmaßung, wofür sich weder in der heidnischen, noch in der christlichen Literatur ein Beispiel findet, ein Uebel auf die Naturgesetze, welche die Gottes sind, als auf seine Quelle zurückzuführen. Ist die Hundswuth kein Uebel? Und ist es nicht ein Naturgesetz, daß die Hundswuth durch den Biß eines tollen Hundes mitgetheilt wird? Ist das Wechselfieber kein Uebel? Und ist es nicht ein Naturgesetz, daß unter gewissen Verhältnissen der menschliche Körper leicht vom Wechselfieber befallen wird? Wir wissen, daß es Uebel in der Welt gibt. Wenn man es nicht auf die Naturgesetze zurückführen kann, wie ist es da in die Welt gekommen? Ist es übernatürlich? Und wenn wir voraussetzen, daß es übernatürlich sei, ist da nicht die Schwierigkeit, es mit den göttlichen Attributen zu versöhnen, grade so groß, als wenn wir voraussetzen, daß es natürlich sei? Oder vielmehr, was bedeuten die Worte „natürlich“ und „übernatürlich,“ wenn man sie auf das Wirken desselben Geistes bezieht?

Herr Sadler hat in einem andern Theile seines Werkes versucht, diese auf der Hand liegenden Gründe durch eine Unterscheidung ohne einen Unterschied abzufertigen.

„Die Geißeln des menschlichen Lebens, als nothwendige Regulatoren der Zahl der Menschen, sind, wie auch von Einigen angenommen

wird, mit der Weisheit oder Güte des Weltregierers unvereinbar; obwohl Solche denken, daß es nur später in Betracht kommt, den unleugbaren Zustand der Thatsachen mit den Attributen, welche wir der Gottheit beilegen, zu versöhnen. Der Zweck des Erdbebens, sagen sie, des Orcans, der Dürre oder der Hungersnoth, wodurch Tausende und zuweilen fast Millionen Menschen auf einmal überwältigt werden oder dem andauernden Mangel zum Opfer fallen, ist gewiß unerforschlich. Wie eigenthümlich ist es, daß ein solcher Sophismus, so falsch als ein bloßes Beispiel, als Grund gelten soll, wie es lange der Fall gewesen ist! Das Princip der Bevölkerung wird als natürlicher Erzeuger von Uebeln der Menschheit erklärt, und es soll jene beständige und handgreifliche Tendenz haben, ihre Zahl so zu vergrößern, daß sie keine Lebensmittel finden können, was die unglücklichen und ekelhaften Folgen gehabt hat, welche so oft aufgezählt worden sind. Das ist also seine allgemeine Tendenz oder Regel. Aber gibt es in der Natur dieselbe beständige Tendenz zu diesen Erdbeben, Orcanen, Dürren und Hungersnöthen, wodurch so viele Millionen, wo nicht Myriaden, auf einmal überwältigt oder zu Grunde gerichtet werden? Nein, diese fürchterlichen Ereignisse sind seltsame Ausnahmen von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge; ihre Heimsuchungen sind theilweise, und sie kommen in weit aus einander liegenden Zeiträumen vor. Während die Religion ihnen ein sehr heiliges Amt angewiesen hat, bezieht die Philosophie sie ohne Mühe auf jene großen und wohlthätigen Naturgesetze, wodurch das All beherrscht wird. Aber gäbe es eine beständig wirkende Tendenz zu solchen unglücklichen Vorfällen; fühlten wir die Erde unter uns zittern und unaufhörliche und sichere Zeichen von der nahenden Katastrophe der Natur geben; würde man hören, wie der Orcan über seine verwüstenden Kräfte Heerschau hielte und beständig um uns herumsummte; wäre der Himmel wie Erz, ohne eine Wolke, um einen angenehmen Tropfen hervorzubringen, um die durstige Erde zu erfrischen, und eine Hungersnoth deshalb sichtlich herannahend; ich sage, würde ein solcher Zustand der Dinge, als sich aus den beständigen

Naturgesetzen ergebend, mit den Attributen verträglich sein, die wir der Gottheit zuschreiben, oder mit irgend welchen Attributen, welche in diesen erfinderischen Tagen ihr beigelegt werden könnten, so daß er dadurch mehr als der Quälgeist denn als der freundliche Wohlthäter der Menschheit dargestellt würde? Das Leben unter solchen Verhältnissen würde gleich der unaufhörlich bedrohten und elenden Existenz des Damokles am Tische des Dionysius sein, und der Tyrann selbst das würdige Bild der Gottheit der Antipopulationisten."

Wahrlich, dies ist elende Kleinkrämerei! Hängt diese große Frage von der Anzahl der schlechten Ernten oder der vulcanischen Ausbrüche ab? Herrn Sadler's Frömmigkeit würde, wie es scheint, gegen einen regnerischen Sommer aushalten, aber durch drei oder vier auf einander folgende über den Haufen geworfen werden. An den Küsten des Mittelländischen Meeres, wo Erdbeben selten sind, würde er ein Optimist sein. Südamerika würde ihn zu einem Skeptiker und Java zu einem entschiedenen Manichäer machen. Zu sagen, daß die Religion diesen Heimsuchungen eine feierliche Pflicht anweist, ist ganz unpassend. Warum ist der Mensch so gemacht, daß er solche Warnungen nöthig hat? Es ist eben so bedeutungslos, zu sagen, daß die Philosophie diese Ereignisse auf wohlthätige allgemeine Naturgesetze zurückführt. Insofern die Naturgesetze Uebel hervorbringen, sind sie offenbar nicht wohlthätig. Sie mögen viel Gutes hervorbringen. Aber warum ist dies Gute mit dem Uebel gemischt? Die feinsten und kräftigsten Geister haben Jahrhunderte lang daran gearbeitet, diese Schwierigkeiten zu lösen. Wir neigen uns zu der Ansicht, daß die wahre Lösung diejenige ist, welche Paley und Butler mehr angedeutet als entwickelt haben. Aber es gibt keine einzige Lösung, welche nicht eben so gut auf die Uebel der Uebervölkerung als auf irgend ein anderes Uebel passen wird. Viele vortreffliche Männer halten es für anmaßend, überhaupt solche große Fragen aufzuwerfen, und daß, obwohl es unzweifelhaft eine Erklärung gibt, unsere Fähigkeiten nicht hinlänglich erweitert sind, um diese Erklärung verstehen zu können. Diese Art

und Weise, die Schwierigkeit loszuwerden wird hinwiederum eben so gut auf die Uebel der Uebervölkerung wie auf irgend welche andere Uebel passen. Wir sind sicher, daß diejenigen, welche demüthig ihre Unfähigkeit eingestehen, das große Räthsel zu lösen, vernünftiger und anständiger handeln als Herr Sadler, der uns mit dem größten Vertrauen sagt, welches die Mittel und die Zwecke, die Regeln und die Ausnahmen in der Weltregierung sind; der einwilligt, etwas Uebel zu ertragen, ohne die Güte Gottes zu leugnen, aber ausdrücklich verkündigt, daß eine gewisse Menge von dürrem Wetter oder stürmischem Wetter ihn dazu zwingen würde, die Gottheit als Tyrannen ihrer Geschöpfe zu betrachten.

Die große Entdeckung, durch welche Herr Sadler, wie er glaubt, die Wege der Vorsehung gerechtfertigt hat, wird mit allem Pomp fetter Schrift angekündigt. Wir müssen ausdrücklich darum bitten, daß unsere Leser es aufmerksam durchsehen wollen.

„Keine Thatsache, welche sich auf das Menschengeschlecht bezieht, ist klarer erwiesen, sei es nun durch allgemeine Beobachtung oder durch klaren Beweis, als daß seine Fruchtbarkeit in verschiedenen Völkern und Ländern wechselt. Das Princip, welches diese Schwankung bewirkt, ohne die Nothwendigkeit jener grausamen und unnatürlichen Mittel, worauf so oft hingewiesen ist, umfaßt das, was ich das **Gesetz der Bevölkerung** zu nennen gedenke, und dieses Gesetz läßt sich also kurz ausdrücken:

„Die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen, unter sonst gleichen Verhältnissen, variirt in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Menge."

„Die eben gegebene Definition läßt sich folgendermaßen erweitern und erklären. Indem ich als etwas Selbstverständliches voraussetze, daß Heirathen unter durchaus gleichen Verhältnissen im Durchschnitt überall gleich furchtbar sein werden, wende ich mich dazu, zu bemerken, erstens, daß die Fruchtbarkeit einer gegebenen Anzahl von Ehen, wenn alle andern Verhältnisse dieselben sind, im Verhältniß zur Dichtigkeit

der Bevölkerung variiren wird, so daß diese Fruchtbarkeit die größte sein wird, wo die Menge auf einem gleichen Raume die kleinste ist, und umgekehrt die kleinste, wo diese Menge die größte sein wird."

Im Beginn schilt Herr Sadler Malthus, daß er seine Theorie in Ausdrücken vorbringt, welche aus den exacten Wissenschaften hergenommen sind. „Auf die Messung menschlicher Fruchtbarkeit angewandt," so sagt er uns, „ist geometrische Beweisführung die allerirrthümlichste, die es gibt," und weiterhin bemerkt er wiederum, daß Jene „eine unvernünftige und unehrerbietige Rolle spielen, welche die mächtige Tiefe der Gnade Gottes durch ihre Arithmetik zu messen vorgeben, und durch ihre geometrischen Verhältnisse beweisen wollen, daß es unangemessen ist, den Ausfluß jener Quelle des Lebens, welche in IHM liegt, zu erhalten und zu fassen."

Es scheint indessen, daß Herr Sadler keine Einwände gegen die Anwendung mathematischer Wörter überhaupt, sondern bloß gegen die richtige Anwendung der Wörter macht. Das Gesetz der umgekehrten Variation oder des umgekehrten Verhältnisses ist eben so gut ein Theil der mathematischen Wissenschaft wie das Gesetz der geometrischen Progression. Die einzige Verschiedenheit in dieser Beziehung zwischen Malthus und Herrn Sadler ist, daß Malthus weiß, was man unter geometrischer Progression versteht, und daß Herr Sadler nicht die geringste Idee davon hat, was eine umgekehrte Variation bedeutet. Hätte er den Satz verstanden, welchen er mit so vielem Pomp ankündigt, so müßte die lächerliche Albernheit desselben ihm sofort aufgestoßen sein.

Wir wollen einmal annehmen, daß es eine Strecke in den Hinterwäldern von Amerika oder Neu-Süd-Wales gibt, welche an Größe London gleichkommt und worauf nur ein einziges Paar, ein Mann und seine Frau leben. Die Bevölkerung von London mit seinen nächsten Vorstädten, ist jetzt wahrscheinlich anderthalb Millionen.*) Die durch-

*) Dies war 1830. Die Bevölkerung Londons beträgt jetzt (1860) 2,774,000. A. d. Ü.

schnittliche Fruchtbarkeit einer Ehe in London ist, wie Herr Sadler uns sagt, 2,35. Wie viele Kinder wird die Frau in den Hinterwäldern nach der Theorie des Herrn Sadler bekommen? Die Lösung dieses Problems ist leicht. Wie sich die Bevölkerung in diesem Strich Landes in den Hinterwäldern zu der Bevölkerung von London verhält, so wird sich die Anzahl von Kindern, die aus einer Ehe in London geboren werden, zu der Anzahl von Kindern verhalten, welche aus der Ehe dieses Paares in den Hinterwäldern entspringen, d. h.:

$$2 : 1{,}500{,}000 = 2{,}35 : 1{,}762{,}500.$$

Die Dame wird 1,762,500 Kinder bekommen, ein bedeutender „Ausfluß der Quelle des Lebens," um Herrn Sadler's hochtönenende Rhetorik zu borgen, wie ihn nur die nachkommenschafssüchtigsten Eltern wünschen könnten.

Aber wir wollen, anstatt eigene Fälle aufzustellen, einige von denen in Augenschein nehmen, welche Herr Sadler selbst zur Unterstützung seiner Theorie vorgebracht hat. Die folgende Tabelle (so sagt er uns) gibt einen frappanten Beweis von der Richtigkeit seines Hauptsatzes. Sie scheint uns nur zu beweisen, daß Herr Sadler nicht weiß, was umgekehrte Variation bedeutet.

Länder.	Einwohner auf die Quadratmeile, ungefähr. *)	Kinder aus einer Ehe.
Cap der guten Hoffnung	1	5,48
Nordamerika	4	5,22
Europäisches Rußland	23	4,94
Dänemark	73	4,89
Preußen	100	4,70
Frankreich	140	4,22
England	160	3,66

*) Es sind englische Meilen gemeint, wovon fünf auf eine deutsche gehen.
A. d. Ü.

Verhält sich 1 zu 160 wie 3,66 zu 5,48? Wenn Herrn Sadler's Grundsatz richtig wäre, so würde die Menge von Kindern welche aus einer Ehe am Cap der guten Hoffnung entständen, nicht 5,48, sondern fast 600 sein. Oder man nehme Amerika und Frankreich. Verhält sich 4 zu 140 wie 4,22 zu 5,22? Die Anzahl der Geburten in einer Ehe in Nordamerika sollte nach diesem Verhältniß beinahe 150 sein.

Herr Sadler stellt das Gesetz der Bevölkerung in England folgendermaßen hin:

„Wo es Einwohner auf die □Meile gibt:		da kommen auf 100 Ehen:
von 50 — 100	(2 Grafschaften)	420 Geburten
„ 100 — 150	(9 „)	396 „
„ 150 — 200	(16 „)	390 „
„ 200 — 250	(4 „)	388 „
„ 250 — 300	(5 „)	378 „
„ 300 — 350	(3 „)	353 „
„ 500 — 600	(2 „)	331 „
„ 4000 und mehr	(1 „)	246 „

„Nun halte ich es für ganz vernünftig zu schließen, daß, wenn es auch gar kein anderes Document gäbe, das sich auf diesen Gegenstand bezöge, die auf diese Weise aus dem Census Englands abgeleiteten Thatsachen vollkommen ausreichend sind, den Satz zu beweisen, daß die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen im umgekehrten Verhältniß zu ihren Mengen wechselt. Wie, frage ich, kann man dem entgehen?"

Wem, so fragen wir, soll man da entgehen? Verhält sich 246 zu 420 wie 50 zu 4000? Verhält sich 331 zu 396, wie 100 zu 500? Wenn das von Herrn Sadler formulirte Gesetz richtig wäre, so würden die Geburten aus 100 Ehen in dem am geringsten bevölkerten Theil von England $\frac{246 \times 4000}{50}$ sein, d. h. 19,680, also etwa hundert Kinder auf eine Mutter. Aber wir wollen diese Berech-

nungen nicht weiter fortsetzen. Die Albernheit des Sadler'schen Lehrsatzes ist so handgreiflich, daß es unnöthig ist, weitere Beispiele auszusuchen. Wir wollen sehen, was die Extreme der Bevölkerung und Fruchtbarkeit in wohlbekannten Ländern sind. Der Raum, welchen Herr Sadler gewöhnlich annimmt, ist eine Quadratmeile. Die Bevölkerung am Cap der guten Hoffnung ist, nach ihm, ein Mensch auf die Quadratmeile. Die von London ist 200,000 auf die Quadratmeile. Die Menge der Kinder am Cap der guten Hoffnung ist, so sagt uns Herr Sadler, 5,48 auf eine Ehe. In London, bemerkt er, sei sie 2,35 auf eine Ehe. Wie kann nun das, wovon alle Variationen zwischen 2,35 und 5,48 liegen, entweder in gradem oder umgekehrtem Verhältniß variiren, wie das, was alle Variationen zwischen 1 und 200,000 zuläßt? Herr Sadler kennt offenbar die Bedeutung des Wortes „Verhältniß" nicht. Eine Million ist eine größere Menge als zehn. Hundert ist eine größere Menge als fünf. Deshalb glaubt Herr Sadler, daß es ganz passend ist, zu sagen, daß hundert sich zu fünf verhält, wie eine Million zu zehn, oder im umgekehrten Verhältniß von zehn zu einer Million steht. Er nimmt sich vor zu beweisen, daß die Fruchtbarkeit der Ehen im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der Bevölkerung steht. Aber Alles, was er zu beweisen versucht, ist, daß, während die Bevölkerung von eins zu hundertundsechzig auf der Quadratmeile zunimmt, die Fruchtbarkeit sich von 5,48 auf 3,66 vermindern wird, und daß hinwiederum, während die Bevölkerung von einhundertsechzig- zu zweimalhunderttausend auf die Quadratmeile steigt, die Fruchtbarkeit von 3,66 auf 2,35 fallen wird.

Der Satz, welchen Herr Sadler aufstellt, ohne die Wörter zu verstehen, welche er gebraucht, würde uns allerdings, wenn er bewiesen werden könnte, über die Gefahren der Uebervölkerung beruhigen. Aber es ist, wie wir gezeigt haben, ein so erzalberner Satz, daß es schwer für irgend Jemanden ist, ernsthaft zu bleiben, wenn er denselben wiederholt. Das Aeußerste, was Herr Sadler jemals zu beweisen versucht hat, ist, daß die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts sich ver-

ringert, je dichter die Bevölkerung wird, aber daß die Verringerung der Fruchtbarkeit in äußerst geringem Verhältnisse zu der Vermehrung der Bevölkerung steht, so daß, während die Bevölkerung auf einer Quadratmeile sich zweihunderttausendfältig vermehrt, die Fruchtbarkeit sich um etwas mehr als ein halb verringert.

Beweist dieser Grundsatz die Ehre Gottes? Gibt er den Menschen neue Hoffnung oder Beruhigung? Nicht im Geringsten. Wir verpflichten uns, mit der äußersten Genauigkeit der Logik, aus Herrn Sadler's eigenen Grundsätzen und aus Thatsachen, welche allgemein bekannt sind, zu zeigen, daß jede Folgerung aus dem Gesetz der geometrischen Progression, welche von Malthus dargelegt ist, aus dem Gesetze folgen wird, welches von Herrn Sadler aufgestellt und fälschlich ein Gesetz der umgekehrten Variation genannt wird.

London ist der am dichtesten bevölkerte Ort in der ganzen Welt für seine Größe. Deshalb müßte die Fruchtbarkeit der Bevölkerung von London, nach Herrn Sadler, geringer sein, als die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen, welche auf irgend einem andern gleich großen Orte leben. Herr Sadler sagt uns, „daß die Verhältnisse der Sterblichkeit von den verschiedenen Graden beeinflußt werden, in welchen die Bevölkerung zusammengedrängt ist, und daß unter sonst gleichen Verhältnissen die relative Menge der Todesfälle in einem dünnbevölkerten oder Landbezirk geringer sei als die, welche in Städten stattfindet, und in Städten von mäßiger Größe wiederum geringer, als die, welche in großen und bevölkerten Städten existirt." Deshalb müßte die Sterblichkeit in London nach ihm größer sein, als an andern Orten. Aber obwohl, nach Herrn Sadler, die Fruchtbarkeit in London geringer ist, als anderswo und die Sterblichkeit daselbst größer, als an andern Orten, finden wir, daß selbst in London die Menge der Geburten die der Todesfälle bei Weitem übertrifft. In den zehn Jahren, welche mit 1820 zu Ende gegangen sind, gab es in den Sterblichkeitslisten fünfzigtausend Taufen mehr als Begräbnisse. Es ergibt sich

demnach, daß sogar in London selbst eine Zunahme der Bevölkerung durch innere Fortpflanzung stattfindet.

Nun folgt es, daß, wenn die Bevölkerung eines Ortes, worin die Fruchtbarkeit geringer und die Sterblichkeit größer ist als an andern Orten, doch durch Fortpflanzung sich steigert, an andern Orten die Bevölkerung sich auch vermehren und noch schneller vermehren wird. Es gibt ganz offenbar nichts in Herrn Sadler's gerühmtem Gesetze der Fruchtbarkeit, was die Bevölkerung abhalten wird, sich zu vervielfältigen, bis die ganze Erde eben so von menschlichlichen Wesen wimmelt wie das Kirchspiel von St. Giles.*) Wenn Herr Sadler dies leugnet, so muß er zugeben, daß in Oertern, welche nicht so dicht bevölkert sind wie London, die Ehen minder fruchtbar sein können als in London — was seinen eigenen Grundsätzen grade zuwiderläuft; oder daß an Orten, welche minder dicht bevölkert sind als London und sich in gleichen Verhältnissen befinden, die Menschen schneller sterben werden, was von Neuem seinen eigenen Grundsätzen grade zuwiderläuft. Wenn es sich nun klar herausstellt, wie es sich in der That aus Herrn Sadler's eigenen Lehrsätzen herausstellt, daß das Menschengeschlecht zu drei- oder vierhundert auf den Morgen Landes zusammengepfercht werden könnte, und insofern es sich um das Princip der Fortpflanzung handelt, sich noch weiter vermehren würde — welchen Vortheil hat da seine Lehre von einem religiösen oder moralischen Gesichtspunkte aus über die von Malthus? Das Princip von Malthus, sagt Herr Sadler, führt zu den gräßlichsten Folgen. Gut! aber entspringen nicht alle diese Folgen eben so wohl aus seinem eigenen Princip? Die offenbarte Religion verdammt Malthus. Gut! aber Herr Sadler muß den Vorwurf der Ketzerei theilen. Die Theorie von Malthus stellt die Gottheit als einen Dionys dar, der das Schwert über den Köpfen seiner zitternden Sclaven aufhängt. Gut! Aber mit welcher rhetorischen Figur sollen wir die Gottheit des Herrn Sadler darstellen?

*) Ein sehr armer, äußerst überfüllter und übelberüchtigter Theil von London. A. d. Ü.

Jemand, der der Sache der Religion nützlich sein will, sollte lange zögern, bevor er die Wahrheit der Religion von dem Ausgang eines Streites über Thatsachen in der natürlichen Welt abhängig macht. Eine Zeit lang kann es ihm allenfalls gelingen, eine Theorie, welche ihm mißfällt, unbeliebt zu machen, indem er dem Publicum einwendet, daß sie der heiligen Schrift zuwiderläuft und mit den Eigenschaften Gottes unvereinbar ist. Aber wenn schließlich eine überwältigende Masse von Beweisen darlegt, daß diese verleumdete Theorie richtig ist, was wird dann die Wirkung der Beweisgründe sein, wodurch der Widersacher der Theorie versucht hat, zu beweisen, daß sie mit der natürlichen und offenbarten Religion unversöhnlich ist? Gewiß nur die, die Menschen ungläubig zu machen. Wie die Israeliten in ihrer Schlacht mit den Philistern, hat er anmaßenderweise und ohne dazu berechtigt zu sein, den Bogen Gottes in das Lager gebracht, als ein Mittel, um den Sieg gewiß zu machen, und die Folge dieser Profanirung ist, daß, wenn die Schlacht verloren geht, der Bogen in die Hände des Feindes fällt.

In jeder Zeit ist die Kirche gegen diese unheilvolle und gottlose Hast von ihren ausgezeichnetsten Mitgliedern gewarnt worden, so von dem glühenden Augustin, dem feinen Aquinas, dem hochgebildeten Pascal. Die Warnung ist vergebens ausgesprochen worden. Jener enge Bund, welcher unter der Verkleidung der tödtlichsten Feindschaft beständig zwischen dem Fanatismus und dem Atheismus existirt hat, ist noch ungebrochen. Zu einer Zeit war der Ruf: „Wenn Ihr behauptet, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, so leugnet Ihr die Wahrheit der Bibel.“ Päpste, Kirchenversammlungen und religiöse Orden erhoben sich gegen die Ketzerei des Copernicus. Aber, wie Pascal sagte, sie konnten die Erde nicht daran verhindern, sich zu bewegen, noch hindern, daß sie sich selbst mit der Erde bewegten. Eines übrigens konnten sie thun und thaten sie auch. Sie konnten großen Massen lehren, die Bibel als eine Sammlung von Altweibermärchen zu betrachten, welche der Fortschritt der Civilisation und des Wissens

Schritt vor Schritt widerlegte. Sie hatten versucht, zu zeigen, daß das System des Ptolemäus eben so sehr ein Theil des Christenthums sei, wie die Auferstehung der Todten. War es da zu verwundern, daß, als das System des Ptolemäus für jeden gebildeten Menschen in katholischen Ländern zum Gegenstande des Spottes wurde, die Lehre von der Auferstehung in Gefahr gerieth? In der gegenwärtigen Generation und in unserm Vaterlande hat man mit eben so großer Narrheit das vorwaltende System der Geologie angegriffen, unter dem Vorwande, daß es mit den Büchern Mosis unvereinbar sei, und hier haben wir Herrn Sadler, der aus seinem besondern Religionseifer heraus zuerst beweist, daß die Lehre von der Ueberfruchtbarkeit mit der Güte Gottes unvereinbar ist, und dann Grundsätze aufstellt und Thatsachen angibt, woraus die Lehre von der Ueberfruchtbarkeit nothwendigerweise folgt. Diese dumme Frömmigkeit erinnert uns an die Abenteuer eines gewissen Missionärs, der ausging, um die Einwohner von Madagascar zu bekehren. Der gute Vater hatte eine Audienz bei dem König und fing damit an, Se. Majestät in der Geschichte des Menschengeschlechtes, wie sie in der heiligen Schrift niedergelegt ist, zu unterrichten. „So, Herr," sagte er, „wurde die Frau aus der Rippe des Mannes gemacht, und seit jener Zeit hat eine Frau immer eine Rippe mehr gehabt als ein Mann." — „Wahrlich, Vater, da müßt Ihr im Irrthume sein," erwiederte der König. — „Im Irrthume!" rief der Missionär. „Es ist eine unbestreitbare Thatsache. Mein Wort darauf! Mein Leben darauf!" Der gute Mann hatte dies als Thatsache von seiner Amme behaupten hören, als er ein Kind war, hatte es immer als eine starke Bestätigung der heiligen Schrift angesehen und glaubte es ganz und gar, ohne jemals daran gedacht zu haben, es zu bewahrheiten. Der König befahl, daß ein Mann und eine Frau, die magersten, welche man finden konnte, vor ihn gebracht wurden, und bat seinen geistlichen Lehrer, ihre Rippen zu zählen. Der Vater zählte hin und her, von oben und von unten, und fand doch immer in beiden dieselbe Zahl. Er räusperte sich dann, stammelte, stotterte und

fing an, den König zu versichern, daß, obwohl er einen kleinen Irrthum darin begangen habe, zu sagen, daß eine Frau mehr Rippen habe als ein Mann, er doch darin ganz Recht habe, daß die erste Frau aus der Rippe des ersten Mannes gemacht wurde. „Wie kann ich das glauben?" sagte der König. „Ihr kommt zu mir mit einer sonderbaren Geschichte, welche, wie Ihr sagt, Euch vom Himmel offenbart ist. Ich habe Euch bereits dazu gebracht, einzugestehen, daß die eine Hälfte davon eine Lüge ist, und wie könnt Ihr die Stirn haben, zu erwarten, daß ich die andere Hälfte glauben soll?"

Wir haben gezeigt, daß Herrn Sadler's Theorie, wenn sie richtig ist, eben so sehr eine Theorie der Ueberfruchtbarkeit ist, wie die von Malthus. Aber sie ist nicht richtig. Und wir wollen aus Herrn Sadler's eigenen Tabellen beweisen, daß sie nicht richtig ist.

Die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts in England berechnet Herr Sadler wie folgt:

Wo es Einwohner auf die Quadratmeile gibt:		da kommen auf 100 Ehen:
von 50 — 100	(2 Grafschaften)	420 Geburten
„ 100 — 150	9 „	396 „
„ 150 — 200	16 „	390 „
„ 200 — 250	4 „	388 „
„ 250 — 300	5 „	378 „
„ 300 — 350	3 „	353 „
„ 500 — 600	2 „	331 „
„ 4000 und mehr	1 „	246 „

Nachdem er diese Tabelle gegeben hat, beginnt er wie gewöhnlich zu prahlen und zu triumphiren. „Wenn es auch gar kein anderes Document gäbe, das sich auf diesen Gegenstand bezöge, so sind die auf diese Weise aus dem Census Englands abgeleiteten Thatsachen

vollkommen ausreichend, den Satz zu beweisen, daß die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen in umgekehrtem Verhältniß zu ihren Mengen wechselt." In keinem Falle würden diese Thatsachen beweisen, daß die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen in umgekehrtem Verhältnisse zu ihren Mengen wechselt, wenn man die Worte „in umgekehrtem Verhältnisse wechseln" in richtigem Sinne gebraucht. Aber gewiß würden sie, „wenn es auch gar kein anderes Document gäbe," den Anschein haben, auf etwas hinzudeuten, was so aussieht, wie das, was Herr Sadler unter Wechsel in umgekehrtem Verhältnisse versteht. Unglücklicherweise für ihn gibt es aber andere Documente, und er hat sie uns selbst geliefert. Wir wollen noch eine andere von seinen Tabellen ausziehen:

Tabelle 64

zeigt das Wirken des Gesetzes der Bevölkerung in den verschiedenen Bezirken der Grafschaft Lancaster.

Bezirk.	Bevölkerung auf jede Quadratmeile.	Quadratmeilen.	Ehen von 1811 bis 1821.	Taufen von 1811 bis 1821.	Taufen auf 100 Ehen.	Bevölkerung im Jahre 1821, ausschließlich der Städte unter besonderer Gerichtsbarkeit.
Lonsdale	96	441	3651	16,129	442	42,486
Almondneß	267	228	3670	15,228	415	60,930
Leyland	354	126	2858	11,182	391	44,583
West Derby	409	377	24,182	86,407	357	154,040
Blackburn	513	286	10,814	31,463	291	146,608
Salford	869	373	40,143	114,941	286	322,592

Herr Sadler freut sich sehr über diese Tabelle. Die Resultate, sagt er, haben ihn selbst überrascht, und das haben sie allerdings auch wohl thun können, wie wir gleich zeigen werden.

Das Resultat seiner Untersuchungen über Frankreich legt er in der folgenden Tabelle dar:

„Die ehelichen Geburten sind in jenen Departements, wo auf jeden Einwohner

			auf 1000 Ehen:
4 bis 5 Hect.	kommen	(2 Depart.)	5130
3 „ 4 „	„	3 „	4372
2 „ 3 „	„	30 „	4250
1 „ 2 „	„	44 „	4234
0,06 „ 1 „	„	5 „	4146
und 0,06 „	„	1 „	2557

Dann kommt das Triumphgeschrei, eben so regelmäßig wie „Gloria Patri!“ am Ende eines Psalms. „Gibt es eine Möglichkeit, die Schlüsse zu bestreiten, zu welchen uns diese Thatsachen zwingen? Nämlich, daß die Fruchtbarkeit der Ehen von der Dichtigkeit der Bevölkerung und in umgekehrtem Verhältnisse zu ihr geregelt ist?“

Allerdings sehen diese Tabellen, wenn man sie für sich allein betrachtet, gut für die Theorie des Herrn Sadler aus. Der muß ein stümperhafter Spieler sein, welcher nicht gewinnen kann, wenn man ihm erlaubt, die Karten nach seinem Belieben zu legen. Wir bitten um Erlaubniß, sie etwas mischen zu dürfen, und wollen unsern Lesern versprechen, daß diese Operation einige merkwürdige Folgen haben wird. In neun englischen Grafschaften, sagt Herr Sadler, in welchen die Bevölkerung 100 bis 150 auf die Quadratmeile ist, kommen auf 100 Ehen 396 Geburten. Weiterhin drückt er einigen Zweifel über die Genauigkeit der Documente aus, nach welchen diese Schätzung gebildet ist, und schlägt die Anzahl der Geburten auf 414 an. Er mag darunter wählen. Wir wollen ihm jeden Vortheil lassen.

In der Tabelle, welche wir citirt haben (Tab. 64), sagt er uns, daß in Almondneß, wo die Bevölkerung 267 auf die Quadratmeile ist, auf 100 Ehen 458 Geburten kommen. Die Bevölkerung von Almondneß ist zweimal so dicht wie die Bevölkerung der neun in der andern Tabelle erwähnten Grafschaften. Und doch ist die Anzahl

der Geburten aus einer Ehe in Almondneß größer als in jenen Grafschaften.

Ein anderes Mal sagt er uns, daß in drei Grafschaften, in welchen die Bevölkerung von 300 bis 350 auf die Quadratmeile war, auf 100 Ehen 353 Geburten kämen. Später schlägt er sie auf 375 an. Wir sagen wiederum, er mag darunter wählen. Aber aus seiner Tabelle von der Bevölkerung von Lancashire stellt es sich heraus, daß in dem Bezirke von Leyland, wo die Bevölkerung 354 auf die Quadratmeile ist, die Anzahl der Geburten aus 100 Ehen 391 ist. Hier sehen wir von Neuem, wie die Ehen fruchtbarer werden, je dichter die Bevölkerung wird.

Wir wollen jetzt den Census von Frankreich und England zusammen vergleichen. In zwei englischen Grafschaften, welche 50 bis 100 Einwohner auf der Quadratmeile enthalten, belaufen sich nach Herrn Sadler die Geburten aus 100 Ehen auf 420. Aber in vierundzwanzig französischen Departements, in welchen ein bis zwei Hecataren auf jeden Einwohner kommen, d. h. in welchen die Bevölkerung 125 bis 250, oder noch mehr, auf der Quadratmeile ist, beläuft sich die Anzahl der Geburten aus 100 Ehen auf 423 und einen Bruchtheil.

Weiterhin beläuft sich in fünf französischen Departements, in welchen weniger als eine Hecatare auf einen Einwohner kommt, d. h. in welchen die Bevölkerung mehr als 250 auf die Quadratmeile ist, die Anzahl der Geburten aus 100 Ehen auf 414 und einen Bruchtheil. Aber in den vier englischen Grafschaften, in welchen die Bevölkerung 200 bis 250 auf die Quadratmeile ist, beläuft sich die Anzahl der Geburten aus 100 Ehen nach einer von den Tabellen des Herrn Sadler nur auf 388, und nach seiner allerhöchsten Schätzung auf nicht mehr als 402.

Herr Sadler gibt uns eine lange Tabelle von allen Städten in England und Irland, welche, wie er uns sagt, seinen Grundsatz unwiderleglich beweist. Wir behaupten und werden beweisen, daß diese

Tabellen allein hinreichend sind, seine ganze Theorie über den Haufen zu werfen.

Es ist ganz richtig, daß in den großen Städten die Anzahl der Geburten aus einer Ehe kleiner zu sein scheint, als in den weniger bevölkerten Städten. Aber wir erfahren aus diesen Tabellen einige andere Thatsachen, welche wir sehr gern von Herrn Sadler erklärt sehen möchten. Wir finden, daß die Fruchtbarkeit in Städten, welche weniger als 3000 Einwohner haben, in der That weit größer ist als die durchschnittliche Fruchtbarkeit des ganzen Reiches, und daß die Fruchtbarkeit in Städten, welche zwischen 3000 und 4000 Einwohner haben, zum Mindesten so groß ist wie die durchschnittliche Fruchtbarkeit des ganzen Reiches. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit einer Ehe in Städten, welche weniger als 3000 Einwohner haben, ist etwa vier; in Städten, welche zwischen 3000 und 4000 Einwohner haben, 3,60. Nun war die durchschnittliche Fruchtbarkeit in England, als es nur 160 Einwohner auf eine Quadratmeile enthielt, und als demnach, dem neuen Gesetze der Bevölkerung zufolge, die Fruchtbarkeit größer gewesen sein müßte, als sie jetzt ist, nach Herrn Sadler nur 3,66 auf eine Ehe. Weiterhin ist die Fruchtbarkeit einer Ehe in den englischen Städten, welche zwischen 4000 und 5000 Einwohner haben, auf 3,56 angegeben. Aber wenn wir nun Sadler's Tabelle der Grafschaften ansehen, so finden wir die Fruchtbarkeit einer Ehe in Warwikshire und Staffordshire nur auf 3,48, und in Lancashire und Surrey nur auf 3,41 angegeben.

Diese Thatsachen sprechen gegen Herrn Sandler's Grundsatz, und die Thatsache, worauf er so viel Gewicht legt, daß die Fruchtbarkeit in den großen Städten geringer ist als in kleinen Städten, geht durchaus nicht darauf hinaus, für sein Princip zu sprechen. Wir haben nicht den geringsten Grund, anzunehmen, daß die Bevölkerung, auf einem gegebenen Raume, in London oder Manchester dichter ist, als in einer Stadt von 4000 Einwohnern. Aber es ist ganz sicher, daß die Bevölkerung in einer Stadt von 4000 Einwohnern dichter ist als

in Warwikshire oder Lancashire. Daß die Fruchtbarkeit von Manchester geringer ist als die Fruchtbarkeit von Sandwich oder Guildford, ist ein Umstand, welcher mit Herrn Sadler's Theorie nicht das Geringste zu thun hat. Aber daß die Fruchtbarkeit von Sandwich größer ist als die durchschnittliche Fruchtbarkeit von Kent; daß die Fruchtbarkeit von Guildford größer ist als die durchschnittliche Fruchtbarkeit von Surrey, wie es sich aus seinen eigenen Tabellen herausstellt, dies sind Thatsachen, welche mit seiner Theorie durchaus unvereinbar sind.

Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, warum das Menschengeschlecht in großen Städten nicht so fruchtbar ist als in kleinen Städten oder auf dem flachen Lande. Die Thatsache ist seit langer Zeit allgemein bekannt gewesen. Wir möchten sie denselben Ursachen zuschreiben, welche bewirken, daß das menschliche Leben in großen Städten kürzer ist: der allgemeinen Kränklichkeit und Kraftlosigkeit, wie sie durch eingeschlossene Luft und sitzende Lebensweise entsteht. Insoweit, aber nur insoweit, stimmen wir mit Herrn Sadler überein, daß, wenn die Bevölkerung in solchen Massen zusammengedrängt ist, daß die allgemeine Gesundheit und Kraft des Körpers durch die Zusammenpferchung und die damit verbundenen Gewohnheiten verringert werden, dann die Fruchtbarkeit der Art sich verringert. Aber dies ist offenbar ein Hinderniß aus derselben Classe wie Krieg, Pestilenz und Hungersnoth. Es ist ein Hinderniß, dessen Wirken Malthus zugegeben hat.

Daß irgend welches Zusammengedrängtsein, welches die allgemeine Gesundheit nicht berührt, die Fruchtbarkeit berührt, wird durch Herrn Sadler's eigene Tabellen nicht nur nicht bewiesen, sondern gradezu widerlegt. Herr Sadler geht dann auf Preußen über, und resümirt seine Mittheilungen über dieses Land wie folgt:

Einwohner auf eine deutsche Quadratmeile.	Anzahl der Provinzen.	Geburten aus 100 Ehen im Jahre 1754.	Geburten aus 100 Ehen im Jahre 1784.	Geburten aus 100 Ehen (Büsching.)
unter 1000	2	434	472	503
1000 bis 2000	4	414	455	454
2000 „ 3000	6	384	424	426
3000 „ 4000	2	365	408	394

Nach der Tabelle kommt, wie gewöhnlich, die Prahlerei:

„So wird das Gesetz der Bevölkerung auch aus den preußischen Registern abgeleitet; und würde die Beweisführung hier stehen bleiben, so wäre sie vollkommen. Die aus den Registern dieses und der früher erwähnten Länder erhaltenen Resultate, welche das Princip der menschlichen Vermehrung darlegen, wie sie es in der klarsten Weise thun, können in keiner nur möglichen Weise das Werk des Zufalls gewesen sein; im Gegentheil zeigt die Regelmäßigkeit, mit welcher die Thatsachen sich im Einklang mit diesem Principe anreihen, und die frappante Analogie, welche die gesammte Menge derselben unter einander haben, in gleicher Weise den Plan der Natur und die Gewißheit der Vollendung desselben."

Es thut uns leid, die Selbstgefälligkeit des Herrn Sadler stören zu müssen. Aber nach unserer Ansicht spricht diese Tabelle auf's Vollständigste gegen seinen ganzen Grundsatz. Wenn wir die Columnen von oben nach unten lesen, so scheinen sie allerdings zu seinen Gunsten zu sein. Aber wie steht es damit, wenn wir sie von links nach rechts lesen? Glaubt Herr Sadler, daß in den dreißig Jahren, welche zwischen 1754 und 1784 verflossen sind, die Bevölkerung Preußens sich vermindert hat? Keine Thatsache in der Geschichte ist besser bewiesen, als die, daß sie in dem langen Frieden, welcher auf den siebenjährigen Krieg folgte, mit großer Schnelligkeit zunahm. In der That

müßte die Fruchtbarkeit, wenn sie so wäre, wie Herr Sadler angibt, daß sie gewesen sei, mit großer Schnelligkeit sich vermehrt haben. Und doch ist das Verhältniß der Geburten zu den Ehen im Jahre 1784 größer als 1754, und zwar in jeder Provinz. Es ist somit ganz klar, daß die Fruchtbarkeit nicht immer abnimmt, wenn die Dichtigkeit der Bevölkerung sich steigert.

Wir wollen eine andere von den Tabellen des Herrn Sadler in Augenschein nehmen:

Tabelle 81

zeigt eine Schätzung der Fruchtbarkeit der Ehen in England am Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Orte.	Anzahl der Einwohner.	Eine Ehe im Jahre auf	Anzahl der Ehen.	Kinder aus einer Ehe.	Gesammtzahl der Geburten.
London	530,000	106	5000	4	20,000
Große Städe	870,000	128	6800	4,5	30,000
Kleine Städte und Dörfer	4,100,000	141	29,200	4,8	140,160
	5,500,000	134	41,000	4,65	190,160

Wenn man diese Tabelle ganz für sich allein betrachtet, so scheint sie, wie die meisten andern, die Theorie des Herrn Sadler zu unterstützen. Aber gewiß war London am Ende des siebzehnten Jahrhunderts weit dichter bevölkert als ganz England es jetzt ist. Und doch war die Fruchtbarkeit in London am Ende des siebzehnten Jahrhunderts 4; und die durchschnittliche Fruchtbarkeit des ganzen Reiches ist jetzt, nach Herrn Sadler selbst, nicht mehr als $3\frac{1}{2}$. Dann waren wiederum die großen Städte im Jahre 1700 weit dichter bevölkert als Westmor=

land und der North-Riding von Yorkshire es jetzt sind.*) Und doch war die Fruchtbarkeit in jenen großen Städten damals 4,5. Und Herr Sadler sagt uns, daß sie jetzt in Westmorland und dem North-Riding nur 4,2 ist.

Es ist kaum nöthig, irgend etwas über den Census der Niederlande zu sagen, da Herr Sadler selbst zugibt, daß es einigermaßen schwierig sei, denselben mit seiner Theorie in Einklang zu bringen; er hilft sich ungeschickter Weise, und wie uns scheint ganz ohne Grund, durch die Annahme, daß die officiellen Documente ungenau seien. Der Beweis, welchen er von den Vereinigten Staaten hergenommen hat, wird uns nur eine sehr kurze Zeit lang aufhalten. Er hat uns nicht gesagt (vielleicht konnte er uns auch nicht sagen), in welchem Verhältniß die Anzahl der Geburten in den verschiedenen Theilen jenes Landes zur Anzahl der Ehen steht. Er zeigt, daß in den dünn bevölkerten Staaten die Menge der Kinder in größerm Verhältniß zu der Menge der Erwachsenen steht als in den alten Staaten; und dies hält er für einen hinreichenden Beweis dafür, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung der Fruchtbarkeit ungünstig ist! Wir leugnen diese Schlußfolgerung durchaus. Nichts kann einfacher sein als die Erklärung dieser Erscheinung. Die Hinterwälder sind zum größten Theil von Auswanderern aus den alten Staaten bevölkert; und Auswanderer bekommen gewöhnlich viele Kinder. Sie sind fast immer kräftige Leute in der Blüthe ihrer Jahre. Herr Sadler gibt selbst in einem andern Theile seines Buches, in welchem er mit kläglichem Erfolg zu zeigen versucht, daß die schnelle Vervielfältigung der Menschen in Amerika hauptsächlich von der Auswanderung aus Europa herrührt, diese Thatsache in der einfachsten Weise an:

„Nichts ist sicherer, als daß die Auswanderung fast durchweg

---

*) Die Grafschaft Yorkshire zerfällt in drei Theile, den North-Riding, East-Riding und West-Riding. Ein französischer Journalist bemerkte unlängst, daß der „West-Riding" ein populärer Name für den östlichen Theil von London sei!! A. d. Ü.

von ledigen Leuten im Beginn des erwachsenen Alters unternommen wird; und zweitens, daß solche Personen, wie Dr. Franklin schon vor langer Zeit behauptet hat, sich verheirathen und Familien bilden.

„Dies ist aber noch nicht Alles. Es ist eben so wenig wahr, daß Auswanderer, im Allgemeinen genommen, aus Individuen in der Blüthe ihrer Jahre bestehen, als daß sie die thätigsten und kräftigsten ihres Alters sind, wie Dr. Seybert sie beschreibt. Sie sind in Bezug auf den Satz, um welchen es sich handelt, eine auserwählte Classe, selbst wenn man sie mit der ihres eigenen Alters im Allgemeinen genommen vergleicht. Ihr eigentlicher Zweck, wenn sie ihre Heimathsländer verlassen, ist, sich ein Leben zu gründen, ein Ausdruck, der keiner Erklärung bedarf; und so thun sie auch. Keine gleiche Menge menschlicher Wesen hat daher jemals einem Gemeinwesen eine so große oder schnelle Nachkommenschaft gegeben, als Ansiedler unveränderlich gethan haben."

Es ist ganz klar, daß Kinder in den Hinterwäldern von Amerika zahlreicher sind als in maritimen Staaten, nicht weil unbesetztes Land die Menschen fruchtbar macht, sondern weil die fruchtbarsten Menschen nach dem unbesetzten Lande gehen.

Herr Sadler wendet sich, nachdem er, seiner Ansicht nach, seine Theorie der Bevölkerung durch statistische Zeugnisse vollständig bewiesen hat, dazu, zu beweisen, „daß sie mit den Principien der Physiologie im Einklang steht oder vielmehr von denselben verlangt wird." Den zwischen ihm und seinen Widersachern bestehenden Unterschied schildert er folgendermaßen:

„Indem ich diesen Theil meines Gegenstandes weiter verfolge, muß ich damit anfangen, den Leser an den Unterschied zwischen Denen, welche die Ueberfruchtbarkeit der Menschheit annehmen, und mir zu erinnern, in Bezug auf die Principien, welche die Grundlage des gegenwärtigen Beweises bilden werden. Sie behaupten, daß die Production der Bevölkerung vorausgeht; ich im Gegentheil behaupte, daß die Bevölkerung der Production vorausgeht und in der That die Ursache der-

selben ist. Sie lehren, daß der Mensch je nach seinem Capital, oder im Verhältniß zu der Menge der Nahrung, welche er besitzt, erzeugt; ich behaupte, daß er verhältnißmäßig unfruchtbar ist, wenn er reich ist, und daß er erzeugt im Verhältniß zu seiner Armuth; wobei ich übrigens unter dieser Armuth einen an wirkliche Hungersnoth grenzenden Zustand eben so wenig verstehe, als sie wahrscheinlich behaupten würden, daß außerordentliche und schuldvolle Ausschweifung der große Schutzpatron der Bevölkerung ist. Mit einem Worte, sie behaupten, daß ein Zustand des Wohlbehagens und Reichthums der große Beförderer der Fruchtbarkeit ist; ich behaupte, daß ein beträchtlicher Grad von Armuth und selbst Mangel eine wirksamere Ursache eines höhern Grades menschlicher Fruchtbarkeit ist."

Um diesen Punkt zu beweisen, citirt er Aristoteles, Hippokrates, Dr. Short, Dr. Gregory, Herrn Villerie, Lord Bacon und Rousseau. Wir wollen darüber nicht streiten, denn uns scheint es ganz klar zu sein, daß, wenn es ihm gelingt, denselben zu beweisen, er seine eigene Theorie über den Haufen wirft. Wenn die Menschen im Verhältniß zu ihrer Armuth erzeugen, wie er uns hier sagt, und zu gleicher Zeit im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Menge erzeugen, wie er uns vorher gesagt hat, so folgt nothwendigerweise daraus, daß die Armuth der Menschen im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Menge stehen muß. Umgekehrtes Verhältniß ist freilich nicht, wie wir bereits gezeigt haben, der Ausdruck, welcher Herrn Sadler's Meinung darlegt. Um richtiger zu sprechen: es folgt aus seinen zwei Sätzen, daß, wenn die eine Bevölkerung dünner ist als die andere, sie auch ärmer sein wird. Ist dies der Fall? Herr Sadler sagt uns in einer jener Tabellen, welche wir bereits citirt haben, daß in den Vereinigten Staaten die Bevölkerung vier auf eine Quadratmeile und die Fruchtbarkeit 5,22 auf eine Ehe ist, und daß in Rußland die Bevölkerung dreiundzwanzig auf eine Quadratmeile und die Fruchtbarkeit 4,94 auf eine Ehe ist. Ist der nordamerikanische Tagelöhner ärmer als der russische Bauer? Wo nicht, was wird dann aus Herrn Sadler's Satz?

Der entscheidendste Beweis für die Theorie des Herrn Sadler ist, seiner Ansicht nach, derjenige, welchen er bis zuletzt aufgespart hat. Er wird von den Registern der englischen Aristokratie hergenommen. „Die Peers,“ sagt er, und ganz richtig, „bilden die Classe, über welche wir die genauesten statistischen Nachrichten besitzen.“

„Was ihre Zahl anbelangt, so ist dieselbe genau bekannt gewesen und verzeichnet, so lange überhaupt dieser Stand in England existirt hat. Mehrere Jahrhunderte lang ist die Hinzufügung eines einzigen Individuums dazu Gegenstand des öffentlichen Interesses und der Kenntnißnahme gewesen, da diese erbliche Ehre nicht nur persönliche Würde, sondern auch wichtige Vorrechte verleiht, und fast immer mit großem Reichthum und Einflusse gleichbedeutend ist. Die darauf bezüglichen Berichte werden mit der größten Aufmerksamkeit geführt, nicht bloß von den Erben und auf Erbschaft Hoffenden, sondern es appelliren an sie auch entferntere Verwandte, da sie Allen Auszeichnung verleihen, welche Anspruch auf eine solche Verwandtschaft machen können. So gibt es denn auch nur wenige Streitigkeiten über die Nachfolge zu diesem Range, ausgenommen solche, welche auf sehr entfernte Zeiten zurückgehen. In spätern Zeiten sind die Ehen, Geburten und Todesfälle des hohen Adels nicht nur von Denen, welche ein persönliches Interesse daran hatten, registrirt worden und ihnen bekannt gewesen, sondern sind auch periodisch veröffentlicht worden und somit beständiger Verbesserung und Durchsicht unterworfen gewesen, während viele der mächtigsten Beweggründe, welche Einfluß auf den menschlichen Geist haben, dazu beitragen, diese Berichte von der geringsten Verfälschung rein zu halten. Mit ihnen verglichen sind daher alle andern Register oder Berichte, mögen sie nun von vereidigten Untersuchern oder von andern herrühren, die Ungenauigkeit selbst.“

Herr Sadler wendet sich dann dazu, uns zu erzählen, daß die Peers eine Classe sind, welche Ehebündnisse schließen, und daß ihr durchgehendes hohes Alter beweist, daß sie auch eine gesunde Classe sind. Und doch erlöschen Adelsfamilien oft, und aus dieser Thatsache

zieht er den Schluß, daß sie eine unfruchtbare Classe sind. „Weit davon entfernt," sagt er, „in geometrischer Progression zuzunehmen, halten sie nicht einmal ihre Menge aufrecht. Die Natur verbietet ihre Zunahme."

„So," sagt er, „sind in allen Zeiten, so lange die Welt steht, und in jedem Volke der Erde die höchsten Classen der Bevölkerung die unfruchtbarsten und die niedrigsten die fruchtbarsten gewesen. So weit sich dies auf unser eigenes Vaterland bezieht, bleibt dies, von der niedersten Stufe der Gesellschaft an, dem irischen Bauer, bis zu der höchsten, dem britischen Peer, eine deutliche Wahrheit, und die Regulirung des Grades der Fruchtbarkeit im Einklange mit diesem Principe durch die dazwischenliegenden Abstufungen der Gesellschaft hindurch bildet einen von den Zügen des in diesen Blättern entwickelten Systems."

Wir stellen uns auf den Standpunkt, welchen Herr Sadler selbst eingenommen hat. Wir stimmen darin mit ihm überein, daß die Register der hohen englischen Aristokratie ein weit größeres Ansehen haben als irgend welche andere statistische Documente. Wir sind damit einverstanden, daß sein Princip nach diesen Verzeichnissen beurtheilt werden soll. Und wir treten ihm gegenüber, indem wir seine Thatsachen gradezu in Abrede stellen. Wir behaupten, daß die englischen Adligen nicht nur nicht ein unfruchtbarer, sondern ein außerordentlich fruchtbarer Theil des Volkes sind. Herr Sadler zieht den Schluß, daß sie unfruchtbar sind, weil die Adelstitel oft erlöschen. Ist dies die richtige Weise, den Punkt in's Klare zu stellen? Benutzt er so jene Verzeichnisse, über deren Genauigkeit und Ausführlichkeit er so lange Reden hält? Offenbar wäre es das Richtige für ihn gewesen, die Zahl der Ehen und die Zahl der Geburten in der hohen Aristokratie zu zählen. Dies hat er nicht gethan; wir aber haben es gethan, und was ist das Resultat?

Es ergibt sich aus der letzten Ausgabe von Debrett's „Peerage," welche im Jahre 1828 herausgekommen ist, daß es zu jener Zeit 287 Peers des Vereinigten Königreichs gab, welche einmal oder öfter

verheirathet gewesen waren. Die Menge der Kinder aus diesen Ehen belief sich auf 1437, mehr als fünf auf einen Peer, mehr als 4,3 auf eine Ehe, d. h. mehr als die durchschnittliche Menge in jenen Grafschaften Englands, in welchen nach Herrn Sadler's Angabe die Fruchtbarkeit am größten ist.

Aber dies ist noch gar nicht einmal Alles. Diese Ehen hatten im Jahre 1828 noch nicht ihre volle Wirkung gehabt. Einige von denselben waren erst vor kurzer Zeit geschlossen worden. Unter einer sehr bedeutenden Anzahl war aller Wahrscheinlichkeit nach weitere Nachkommenschaft zu erwarten. Um dieser Wahrscheinlichkeit Rechnung zu tragen, können wir sicher noch eins zu dem Durchschnitte, welchen wir bereits erhalten haben, hinzufügen und die Fruchtbarkeit einer hochadligen Ehe in England auf 5,3 anschlagen, höher als die Fruchtbarkeit, welche Herr Sadler der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zuschreibt. Selbst wenn wir dies nicht hinzurechnen, so ist die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen der Peers um ein Fünftheil höher, als die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen im ganzen Reich. Und das ist die unfruchtbare Classe! Das ist die Classe, welcher die Natur die Zunahme versagt hat! Das Zeugniß, worauf sich Herr Sadler selbst berufen hat, beweist, daß sein Princip falsch, durchaus falsch, haarsträubend und erzfalsch ist! Es beweist, daß eine Classe, welche die Hälfte eines jeden Jahres in der am meisten zusammengedrängten Bevölkerung der ganzen Welt zubringt, schneller erzeugt, als die, welche auf dem Lande leben; daß die Classe, welche das größte Maß von Wohlstand und Luxus genießt, schneller erzeugt als die Classe, welche arbeitet und Mangel leidet. Um etwas in Herrn Sadler's eigenem Stile zu reden, müssen wir eingestehen, daß wir selbst über die Resultate überrascht sind, welche unsere Prüfung der „Peerage" zu Tage gefördert hat. Wir hätten sicherlich gedacht, daß die Gewohnheiten des fashionabeln Lebens und langer Aufenthalt selbst in den luftigsten Theilen einer so großen Stadt, wie London es ist, der

Fruchtbarkeit der höhern Stände nachtheiliger gewesen wäre, als es in der That der Fall ist.

Es ist richtig, daß Adelstitel oft erlöschen. Aber es ergibt sich ganz klar aus dem, was wir angegeben haben, daß dies nicht deswegen ist, weil die Frauen der Peers unfruchtbar sind. Es ist nicht schwer zu entdecken, welcher Art die Ursachen wirklich sind. Zuerst sind die meisten Titel unserer Aristokraten auf die männlichen Erben beschränkt, so daß, obwohl die durchschnittliche Fruchtbarkeit einer hochadligen Ehe mehr als fünf ist, man sie doch zu dem Zwecke der Aufrechthaltung des Titels nur auf wenig mehr als zwei und ein halb anschlagen kann. Sodann sind, obwohl die Peers, wie Herr Sadler sagt, eine Classe sind, welche Ehebündnisse schließt, doch die jüngern Söhne der Peers ganz entschieden keine Classe, welche Ehebündnisse schließt, so daß es für einen Peer, obwohl er zum Mindesten eben so große Wahrscheinlichkeit hat, einen Erben zu bekommen wie seine Nachbarn, doch nicht so wahrscheinlich ist, daß er einen Erben aus einer Seitenlinie bekommt.

Wir haben jetzt, wie wir glauben, Herrn Sadler's Princip der Bevölkerung abgemacht. Unsere Leser müssen jetzt ziemlich genau darüber urtheilen können, in wie weit er fähig ist, eigene Theorien aufzustellen. Wir wollen ihnen deshalb nur ein paar Beispiele von der Geschicklichkeit und Gerechtigkeit geben, welche er zeigt, wenn er es unternimmt, die Theorien anderer Männer niederzureißen. Die Lehre von Malthus, daß die Bevölkerung, wenn sie nicht durch Mangel, Laster, übergroße Sterblichkeit oder die vorsichtige Selbstverleugnung Einzelner im Zaume gehalten würde, in geometrischer Progression zunehmen würde, ist nach Herrn Sadler's Ansicht zugleich falsch und scheußlich.

„Man kann es auf einen Blick leugnen,“ sagt er, „daß die Zunahme der Menschen geometrisch fortschreitet, und zwar aus diesem einfachen und entscheidenden Grunde, daß das Vorhandensein eines geometrischen Verhältnisses in den Werken der Natur weder wahr noch

auch möglich ist. Es würde alle Ordnung, Zeit, Größe und Raum in vollständige Verwirrung stürzen."

Dies ist eine so merkwürdige Probe von Logik, wie sie überhaupt der Welt seit jener Zeit dargeboten ist, wo Theorien auf das Princip gegründet wurden, daß die Natur sich vor dem leeren Raum scheue. Wir schlagen übrigens ein paar Seiten weiter, und wir finden dann, daß die geometrische Progression nur in solchen Fällen unnatürlich ist, in welchen Malthus glaubt, daß sie existirt, und daß in allen Fällen, in welchen Malthus das Vorhandensein eines geometrischen Verhältnisses leugnet, die Natur auf die andere Seite überspringt und jenes Verhältniß als das Verhältniß der Zunahme annimmt.

Malthus behauptet, daß die Nahrungsmittel nur in einem arithmetischen Verhältnisse zunehmen werden. „So viel die Natur mit dieser Frage zu thun hat," sagt Herr Sadler, „so könnten die Menschen zum Beispiel die doppelte Menge Erbsen pflanzen und eine doppelte Anzahl der nämlichen Thiere brüten lassen und doch dabei die gleiche Aussicht auf ihre Vervielfältigung haben." Wie kann Herr Sadler nun, wenn er denkt, daß, so weit die Natur in Betracht kommt, vier Schafe sich eben so schnell verdoppeln werden wie zwei, und acht eben so schnell wie vier, leugnen, daß das geometrische Verhältniß der Zunahme in den Werken der Natur existirt? Oder hat er eine eigene Definition für geometrische Progression eben so wohl wie für umgekehrtes Verhältniß?

Malthus und Diejenigen, welche mit ihm übereinstimmen, haben sich gewöhnlich auf die Vereinigten Staaten bezogen, als auf ein Land, worin das Menschengeschlecht in paradiesischem Verhältniß zunimmt, und haben fünfundzwanzig Jahre als die Zeitdauer festgesetzt, worin die Bevölkerung jenes Landes sich verdoppelt. Herr Sadler behauptet, daß es physisch unmöglich für ein Volk ist, sich in fünfundzwanzig Jahren zu verdoppeln, ja daß fünfunddreißig Jahre eine viel zu kurze Zeit dafür ist, daß die Amerikaner durch Erzeugung in weniger als siebenundvierzig Jahren sich nicht verdoppeln, und daß die

schnelle Zunahme ihrer Zahl durch Auswanderung aus Europa entsteht.

Auswanderung hat sicherlich dazu beigetragen, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu vermehren. Aber das Verhältniß dieser Zunahme ist so groß gewesen, daß, nachdem man die Wirkung der Einwanderung vollständig in Rechnung zieht, es noch ein Residuum geben wird, welches nur der Erzeugung zugeschrieben werden kann, und doch vollständig hinreicht, die Bevölkerung in fünfundzwanzig Jahren zu verdoppeln.

Herr Sadler gibt als Resultat aus vier Zählungen Folgendes an: „Im Jahre 1790 gab es in dem ganzen Umfange der Vereinigten Staaten 3,093,111 weiße Einwohner, im Jahre 1800 4,309,656, im Jahre 1810 5,862,093 und im Jahre 1820 7,861,710. Die Zunahme war also in dem ersten Zeitraume 39 Procent, im zweiten 36 Procent und im dritten und letzten 33 Procent. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß es durchaus unmöglich ist, aus solchen Zeiträumen wie diesen die geometrische Theorie der Zunahme des Menschengeschlechtes abzuleiten, was auch immer die Periode der Verdoppelung sein möge."

Herr Sadler ist ein schlechter Rechner. Die Zunahme in dem letzten Zeitraum ist nicht, wie er angibt, 33 Procent, sondern mehr als 34 Procent. Nun ist eine Zunahme von 32 Procent in zehn Jahren mehr als hinreichend, die Bevölkerung in fünfundzwanzig Jahren zu verdoppeln. Und wir glauben, man hat sehr guten Grund, anzunehmen, daß die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich alle zehn Jahre um 32 Procent vermehrt.

Unser Grundsatz ist folgender: Es gibt in den Vereinigten Staaten eine Classe von Personen, deren Zahl nicht durch Einwanderung vermehrt wird: die Negersclaven. Während des Zwischenraumes, welcher zwischen der Zählung von 1810 und der Zählung von 1820 verfloß, muß die Veränderung in ihrer Menge durch Fortpflanzung und zwar allein durch Fortpflanzung entstanden sein. Ihre Lage, obwohl viel glück-

licher als die der elenden Geschöpfe, welche die Zuckerpflanzungen von Trinidad und Demerara bebauen, kann man nicht als günstiger für Gesundheit und Fruchtbarkeit ansehen, als die der freien Arbeiter. Im Jahre 1810 war der Sclavenhandel erst kürzlich abgeschafft, und es gab in Folge davon weit mehr männliche als weibliche Sclaven, ein Umstand, der natürlich der Erzeugung nachtheilig war. Sclaven gehen beständig in die Classe freier Männer über; aber kein freier Mann steigt jemals in die Knechtschaft hinab, so daß die Zählung nicht die ganze Wirkung der Erzeugung darstellen wird, welche wirklich stattfindet.

Wir ersehen aus der Zählung von 1810, daß die Anzahl der Sclaven in der Union damals 1,191,000 war. Im Jahre 1820 hatten sie sich auf 1,538,000 vermehrt, das heißt sie hatten sich in zehn Jahren um 29 Procent vermehrt, nur drei Procent weniger als jenes Verhältniß der Zunahme, welches ihre Menge in fünfundzwanzig Jahren verdoppeln würde. Wir mögen daher wohl richtig berechnen, daß wenn die weiblichen Sclaven eben so zahlreich gewesen wären wie die männlichen, und wenn keine Freilassungen stattgefunden hätten, die Zählung der Sclavenbevölkerung eine Zunahme um 32 Procent in zehn Jahren ergeben haben würde.

Wenn wir berechtigt sind, 32 Procent als das Verhältniß hinzustellen, in welchem die weiße Bevölkerung von Amerika durch Erzeugung sich in zehn Jahren steigert, so wird daraus folgen, daß während der letzten zehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts etwa ein Sechstheil der Zunahme die Wirkung der Einwanderung war; von 1800 bis 1810 etwa ein Neuntheil und von 1810 bis 1820 ein Siebzehntheil. Das ist, was wir erwartet hatten, denn es ist klar, daß, wenn nicht die Menge der Einwanderer beständig zunimmt, sie im Vergleich zu der residirenden Bevölkerung relativ abnehmen muß. Die Menge der Personen, welche durch Einwanderung zwischen den Jahren 1810 und 1820 zu der Bevölkerung der Vereinigten Staaten hinzugefügt worden wäre, würde ungefähr 120,000 sein. Aus den

von Herrn Sadler selbst gelieferten Daten möchten wir schließen, daß dies eine richtige Schätzung sein würde.

„Dr. Seybert sagt, daß die Passagiere nach zehn von den hauptsächlichsten Häfen der Vereinigten Staaten im Jahre 1817 sich auf 22,235 beliefen, wovon 11,977 aus Großbritannien und Irland, 4164 aus Deutschland und Holland, 1245 aus Frankreich, 58 aus Italien, 290 aus den englischen Besitzungen in Nordamerika, 1569 aus den westindischen Inseln und 321 aus allen übrigen Ländern waren. Wir müssen übrigens mit dem Herausgeber von Styles' Register schließen, daß diese nicht die ganze Menge Derer umfassen, welche ankamen."

Wir haben nicht die Ehre, weder Dr. Seybert noch den Herausgeber von Styles' Register zu kennen. Wir können deshalb nicht so peremptorisch über ihre verschiedenen Ansprüche auf unser Vertrauen aburtheilen, wie Herr Sadler es zu thun für passend hält. Noch können wir mit dem übereinstimmen, was Herr Sadler sehr ernsthaft als einen Grundsatz anführt, Dr. Seybert's Zeugniß keinen Glauben zu schenken. „Solche Berichte," sagt er, „wenn sie nicht absichtlich übertrieben sind, müssen immer hinter der Wahrheit zurückbleiben." Es würde eine merkwürdige Frage der Casuistik sein, zu bestimmen, was Jemand in einem Falle thun sollte, in welchem er nur dann die Wahrheit sagen kann, wenn er sich absichtlicher Uebertreibung schuldig macht. Wir wollen übrigens mit Herrn Sadler annehmen, daß Dr. Seybert, der sich genöthigt sah, zwischen zwei Sünden zu wählen, lieber log als übertrieb, und daß er also die Anzahl der Einwanderer unterschätzt hat. Wir wollen das Doppelte von der Abschätzung des Doctors annehmen und voraussetzen, daß im Jahre 1817 45,000 Europäer nach den Vereinigten Staaten hinübergingen. Nun muß man sich daran erinnern, daß das Jahr 1817 ein Jahr der schwersten und allgemeinsten Noth in ganz Europa war, ein Jahr des Mangels an allen Orten und grausamer Hungersnoth an manchen. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß die Auswanderung des Jahres

1817 weit über dem Durchschnitte stand, vielleicht dreimal größer war als die eines gewöhnlichen Jahres. Bis zum Jahre 1815 machte der Krieg es fast unmöglich, aus England oder aus dem Continente nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Wenn wir die durchschnittliche Auswanderung der übrigbleibenden Jahre auf 16,000 anschlagen, so werden wir dabei wahrscheinlich nicht sehr im Irrthume sein. In den Jahren 1818 und 1819 war die Zahl gewiß beträchtlich über diesem Durchschnitt; in den Jahren 1815 und 1816 wahrscheinlich beträchtlich darunter. Aber selbst wenn wir annehmen wollten, daß in jedem Jahre, von dem Frieden an bis 1820, die Anzahl der Auswanderer so hoch gewesen wäre, wie wir sie für das Jahr 1817 in Anschlag gebracht haben, so würde die Zunahme durch Erzeugung unter den weißen Einwohnern der Vereinigten Staaten doch noch ungefähr 30 Procent in zehn Jahren sein.

Herr Sadler erkennt an, daß Cobbett die Zahl der Auswanderer übertreibt, wenn er sie auf 150,000 angibt. Und doch würde selbst diese Schätzung, so albern groß sie auch ist, nicht genügend sein, um die Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten nach den Grundsätzen des Herrn Sadler zu erklären. Er ist, so sagt er uns, „überzeugt, daß eine Verdopplung in 35 Jahren eine weit schnellere Verdopplung ist, als jemals bloß durch Erzeugung in jenem Lande stattgefunden hat." Eine Zunahme von zwanzig Procent in zehn Jahren durch Erzeugung würde deshalb das Alleräußerste sein, was er als möglich anerkennen wollte. Wir haben bereits durch Hinweisung auf die Zählung der Sclavenbevölkerung gezeigt, daß diese Lehre ganz lächerlich ist. Und wenn wir annehmen, daß sie richtig sei, werden wir zu dem Schlusse getrieben werden, daß über achtmalhunderttausend Menschen in einem Zeitraume von wenig mehr als fünf Jahren aus Europa nach den Vereinigten Staaten auswanderten. Die ganze Zunahme der weißen Bevölkerung in den Jahren 1810 bis 1820 war ein paar hundert weniger als zwei Millionen. Wenn wir nur zwanzig Procent von der in der Zählung von 1810 wiedergegebenen Zahl der

Erzeugung zuschreiben, so werden wir noch 830,000 Personen auf andere Weise unterzubringen haben, und zu glauben, daß die Auswanderer, welche zwischen dem Frieden von 1815 und der Zählung von 1820 nach Amerika gingen, mit den Kindern, welche ihnen dort geboren wurden, diese Zahl ausmachen würden, wäre der Gipfel der Albernheit.

Wir könnten noch weit mehr sagen; aber wir halten es gegenwärtig für unnütz. Wir haben gezeigt, daß Herr Sadler sorglos in der Sammlung von Thatsachen ist, und nicht aus Thatsachen Schlüsse zu ziehen vermag, wenn er sie gesammelt hat; daß er nicht die einfachsten wissenschaftlichen Ausdrücke versteht; daß er einen Satz hingestellt hat, dessen Bedeutung er gar nicht versteht; daß der Satz, welchen er eigentlich hinstellen will und welchen er zu beweisen sucht, unmittelbar zu allen jenen Folgen führt, welche er als gottlos und unsittlich darstellt, und daß man aus denselben Documenten, auf welche er sich berufen hat, beweisen kann, daß seine Theorie falsch ist. Wir können vielleicht den Gegenstand wieder aufgreifen, wenn sein zweiter Band erscheint. Inzwischen hoffen wir, daß er die Herausgabe desselben verschieben wird, bis er etwas Arithmetik gelernt und sehr viel Beredtsamkeit verlernt hat.

Das Gesetz der Bevölkerung.

(1831.)

II.

Widerlegung eines Artikels in der „Edinburgh Review," betitelt: „Sadler's Gesetz der Bevölkerung und Widerlegung der menschlichen Ueberfruchtbarkeit;" enthält gleichfalls weitere Beweise für das in jenem Werke ausgesprochene Princip, gegründet auf die Volkszählungen verschiedener Länder, welche unlängst veröffentlicht sind. Von Michael Thomas Sadler, Parlamentsmitglied. London 1830.

> „Bevor etwas gegen meine Abhandlung erschien, sagte man mir, ich müßte mich darauf gefaßt machen, daß ein Sturm sich dagegen erheben würde, da es von einigen Männern beschlossen war, daß es nöthig sei, daß mein Buch, wie der Ausdruck ist, niedergerannt werden solle." John Locke.

Wir haben, was wir sonst nicht zu thun pflegen, das Titelblatt des Herrn Sadler von Anfang bis zu Ende, mit Motto und Allem ausgeschrieben. Die Parallele, welche daselbst zwischen der „Abhandlung über den menschlichen Verstand" und der „Abhandlung über Ueberfruchtbarkeit" gezogen wird, ist entsetzlich albern. Wir können ihr übrigens eben so lächerliche Mottos an die Seite stellen. Wir erinnern uns, von einem dramatischen Stücke gehört zu haben, welches den Titel führte: „Nachrichten von Camperdown," und bald nach Lord Duncan's Sieg von einem Manne geschrieben war, der eben so zufrieden mit sich selbst war, wie Herr Sadler, und jetzt eben so vollständig vergessen ist, wie Herr Sadler es bald sein wird, nämlich Robert Heron. Sein Stück wurde auf die Bühne gebracht und im zweiten Acte, wie der Ausdruck ist, abgemacht; der Verfasser jedoch, welcher glaubte, daß es unbilliger und ungerechter Weise „niedergerannt" sei, gab es, um seine Kritiker zu beschämen, mit dem folgenden Motto von Swift heraus: „Wenn ein wahres Genie in der Welt erscheint, so

kann man es daran erkennen, daß alle Dummköpfe gegen dasselbe im Bunde sind." Wir erinnern uns an eine andere Anekdote, welche vielleicht einem so eifrigen Kirchlichen, wie Herr Sadler es ist, annehmbar sein wird. Ein gewisser Antinomischer Prediger, das Orakel einer Scheune, in einer Grafschaft, deren Namen wir aus guten Gründen verschweigen, beschloß, da er fand, daß die Gottesgelahrtheit an und für sich nicht einträglich genug war, damit das Stehlen von Hunden zu verbinden. Er hatte das Unglück, bei verschiedenen Missethaten dieser Art abgefaßt zu werden, und man brachte ihn daher vor zwei Richter, welche, kraft der ihnen durch eine Parlamentsacte verliehenen Machtvollkommenheit, ihn verurtheilten, für jeden Diebstahl ausgepeitscht zu werden. Die entehrende Strafe, welche der Pastor erhielt, verringerte natürlich die Gemeinde und der arme Mann stand in Gefahr, das tägliche Brot zu verlieren. Er brachte daher einen Zettel bei, worauf er feierlich seine Unschuld betheuerte, seine Leiden beschrieb und an die christliche Liebe des Publicums appellirte, und er setzte vor seine eindrucksvolle Ansprache diesen sehr passenden Text: „Dreimal wurde ich mit Ruthen geschlagen. St. Paul's Epistel an die Korinther." Er sah nicht ein, daß, obwohl St. Paulus gegeißelt worden war, keine Zahl von Peitschenhieben, wie arg sie auch gewesen sein mögen, einem Menschen an und für sich ein Anrecht darauf geben kann, für einen Apostel gehalten zu werden. Herr Sadler scheint uns in einen ziemlich ähnlichen Irrthum verfallen zu sein. Er sollte sich daran erinnern, daß, obwohl Locke ausgelacht gewesen sein mag, das Gleiche Sir Claudius Hunter widerfahren ist, und daß etwas mehr als das Gelächter aller Welt nöthig ist, um einen Locke zu machen.

Der Inhalt der vorliegenden Broschüre rechtfertigt die Parallele durchaus nicht, welche mit solcher Bescheidenheit auf dem Titelblatt angedeutet ist. Jedoch müssen wir zugeben, daß, obwohl Herr Sadler sich nicht zu dem Niveau von Locke erhoben, er doch das zu Stande gebracht hat, was fast eben so schwer, wenn auch nicht so ehrenvoll war — nämlich er ist unter sein eigenes hinabgesunken. Im besten

Falle ist er ein schlechter Schriftsteller. Seine Anordnung ist eine ausgearbeitete Verwirrung. Sein Stil ist mit großer Sorfalt in einer Weise zusammengesetzt, daß er durch eine möglichst große Menge von Wörtern eine möglichst geringe Wirkung hervorbringt. Während er auf den erhabenen Charakter eines christlichen Philosophen Anspruch macht, kann er niemals nur in einem einzigen Paragraphen weder die Ruhe eines Philosophen noch die Sanftmuth eines Christen bewahren. Seine Bosheit würde eine sehr geringe Menge von Witz furchtbar machen. Aber glücklicherweise gleichen seine Anstrengungen, zu verwunden, denen der Schlange eines Jongleurs. Die Giftbeutel sind voll, aber die Zähne sind ihnen ausgerissen. In dieser albernen Broschüre sind alle die unangenehmen Eigenthümlichkeiten seines Stiles und seiner Laune auf's Stärkste entfaltet. Von Anfang bis zu Ende ist er in einem Paroxysmus von Wuth und würde uns gewiß etwas zu Leide thun, wenn er nur wüßte wie. Wir wollen vorläufig nur ein einziges Beispiel geben. Andere werden sich finden, je weiter wir gehen. Wir lachten über einige elende Knittelverse, welche er anführte und welche wir, da wir sie früher nie gesehen hatten, für seine eigenen hielten. Wir sind jetzt sicher, daß, wenn der Grundsatz, nach welchem Salomon einen berühmten Fall von Kindschaft entschied, richtig ist, unser Argwohn begründet sein muß. Herr Sadler, der, was für Elemente der Dichterkraft ihm auch fehlen mögen, jedenfalls die dichterische Reizbarkeit in einer Fülle besitzt, welche für Homer selbst hingereicht haben würde, beschloß Repressalien an der Person zu nehmen, welche, wie er glaubte, ihn kritisirt hatte.*) Er hat daher eine Sammlung von Universitätsgedichten durchgestöbert, in der Hoffnung, unter den Leistungen seines vermeintlichen Gegners etwas eben so Schlechtes wie sein eigenes zu finden. Und wir müssen nach Recht und Billigkeit zugeben, daß ihm dies ziemlich gut gelungen

*) Sadler macht sich in seiner Gegenschrift über einen Vers lustig, der in Macaulay's Preisgedicht „Pompeji" vorkommt und also lautet: „My fame shall snatch from time a greener bloom!" A. d. Ü.

ist. Wir müssen zugeben, daß der Herr, um den es sich handelt, mit siebzehn Jahren zuweilen in seine Stilübungen eben so großen Unsinn hineinbrachte, wie Herr Sadler noch mit sechzig Jahren in seine Bücher hineinzubringen pflegt.

Herr Sadler beklagt sich, daß wir ganze Seiten darauf verwandt haben, ihn auszuschimpfen. Wir leugnen diese Beschuldigung. Wir haben allerdings in Ausdrücken des gerechten Tadels den Geist charakterisirt, welcher sich in jedem Theile seines weitschweifigen Buches vorfindet. Diese Ausdrücke des Tadels sind wir durchaus nicht geneigt, zurückzunehmen, und wir glauben, daß wir noch weit stärkere Ausdrücke hätten anwenden können, ohne weder die Wahrheit noch den Anstand im Geringsten zu verletzen. Wir haben uns selbst durch unsern Tact eine Grenze vorgeschrieben, insofern sie uns selbst gebührt. Aber wir glauben, daß man mit Herrn Sadler keine Nachsicht zu haben braucht. Ein Schriftsteller, der ausdrücklich ankündigt, daß er sich nicht der Feinheit der Zeit anbequemt hat, der sich rühmt, daß er überall mit der größten Einfachheit und Freimüthigkeit sich ausdrückt und dessen beständige Gewohnheit beweist, daß er unter Einfachheit und Freimüthigkeit Grobheit und Bosheit versteht, hat kein Recht, zu erwarten, daß Andere sich an Höflichkeiten halten sollen, welche er vergessen hat, oder Jemanden achten sollen, der aufgehört hat, sich selbst zu achten.

Herr Sadler erklärt, daß er niemals Malthus persönlich schlecht gemacht, sondern sich darauf beschränkt hat, die Lehren anzugreifen, welche dieser Schriftsteller behauptet. Wir möchten diesen Punkt allen Denen zur Entscheidung überlassen, welche Herrn Sadler's Buch oder nur zwanzig Seiten daraus gelesen haben. Besondere Beispiele von einer Stimmung anzuführen, welche das ganze Werk durchdringt und beseelt, hieße unsere Beschuldigung schwächen. Doch wollen wir, damit man uns nicht im Verdacht habe, zurückzuweichen, zwei Beispiele dafür geben — die beiden ersten, welche uns in's Gedächtniß zurückkommen. „Wessen Diener ist es, der so spricht?“ fragt Herr Sadler,

nachdem er einen von den Malthus'schen Sätzen in der außerordentlichsten Weise, obwohl, wie wir gern glauben wollen, ohne Absicht, falsch dargestellt hat. „Wessen Diener ist es, der so spricht? Der Dessen, welcher kleine Kinder liebt und beschützt?" — Weiterhin empfiehlt Malthus, vielleicht irrthümlich, aber gewiß aus menschlichen Beweggründen, daß, wenn man Almosen geben wolle, man sie nur in geringem Maße geben solle. Herr Sadler citirt die Empfehlung und fügt den folgenden höflichen Commentar hinzu: „Die Gnade der Verruchten ist grausam." Wir können nicht glauben, daß ein Schriftsteller, der sich in solchen unanständigen und ungerechten Angriffen auf professionellen und persönlichen Charakter gehen läßt, irgend ein Recht hat, sich über unsere Sarkasmen gegen seine Metaphern und Reime zu beklagen.

Wir wollen uns jetzt dazu wenden, die Erwiederung zu untersuchen, welche Herr Sadler es für angemessen gehalten hat, gegen unsere Gründe zu machen. Er beginnt damit, daß er unsere Bemerkungen über den Ursprung des Uebels angreift. Er sagt, sie seien zu tief für den gewöhnlichen Verstand, und er hofft, daß sie auch zu tief für unsern eigenen sind. Daß sie ihm tief erscheinen, können wir wohl glauben. Tiefe in ihrem ursprünglichen sowie in ihrem abgeleiteten Sinn ist ein relativer Ausdruck. Als Grildrig in dem Brogdignagischen Milchtopf fast ertrank, hielt er ihn gewiß für sehr tief. Aber für das gewöhnliche Verständniß würde unsere Beweisführung, davon sind wir überzeugt, gewiß ganz einfach erscheinen.

„Die Theorie von Malthus," sagt Herr Sadler, „kann nicht richtig sein, weil sie das Vorhandensein eines großen und schrecklichen Uebels voraussetzt und daher mit der Güte Gottes unvereinbar ist." Wir antworteten darauf Folgendes. Wir wissen, daß es große und schreckliche Uebel in der Welt gibt. Ungeachtet dieser Uebel glauben wir an die Güte Gottes. Warum können wir denn nicht fortfahren, an seine Güte zu glauben, obwohl ein anderes Uebel noch zu dem Verzeichniß hinzugefügt werden sollte?

Was antwortet Herr Sadler darauf? Er sagt uns einfach, daß wir zu verrucht sind, als daß man mit uns streiten könne. Er weicht vollständig von der Frage ab, eine Frage, daran muß man sich erinnern, welche nicht von uns aufgestellt ist, eine Frage, welche wir gewiß nicht unnöthigerweise aufgeworfen hätten, eine Frage, welche er selbst aufgeworfen hat, als in inniger Verbindung mit dem Gegenstande seiner beiden dicken Bände stehend. Er versucht einzelne Theile unserer Beweisführung zu bekritteln. Mit welchem Erfolg er seinen Guerillakrieg führt, nachdem er eine Hauptschlacht mit der Masse unserer Beweise abgelehnt hat, werden unsere Leser sehen.

„Der Kritiker verweist mich auf Paley, welcher, das gebe ich zu, etwas verständlicher über den Gegenstand ist, und der glücklicherweise grade den streitigen Punkt entschieden hat. Ich werde erst die Worte des Kritikers anführen, welcher, da er von meiner allgemeinen Beweisführung über die Größe der moralischen und physischen Uebel spricht, welche in der Theorie einbegriffen sind, die ich bekämpfe, seine Ideen folgendermaßen resümirt: Herr Sadler sagt, daß es kein leichtes oder vorübergehendes Uebel, sondern ein großes und dauerndes Uebel sei. Was nun? Die Frage nach dem Ursprunge des Uebels ist eine Frage, welche man mit „Ja" oder „Nein," nicht mit „mehr" oder „weniger" beantworten muß. — Aber was sagt Paley? Seine ausdrückliche Regel ist, daß, wenn wir nicht alle Erscheinungen in wohlwollende Absicht auflösen können, wir die wenigen den vielen, die kleinen den großen weichen lassen; daß wir unser Urtheil von einem großen und entscheidenden Uebergewicht abhängig sein lassen. Nun glaube ich, daß, wenn man diese beiden Autoritäten, welche einander in diesem Punkte grade gegenüberstehen, abwägt, es nicht schwer fallen wird, zu bestimmen, welche nachgeben muß, oder, wenn wir auf ein großes und entscheidendes Uebergewicht von Talent, Gelehrsamkeit oder Wohlwollen blicken, von wem wir unser Urtheil entlehnen werden. Die Frechheit, oder um milder zu sprechen, die Unwissenheit, sich in diesem Punkt auf Paley zu berufen, ist in der That staunenswerth."

Aber sieht denn Herr Sadler nicht, daß dieselben Worte, welche er aus Paley citirt, eine Widerlegung seiner ganzen Beweisführung in sich schließen? Paley sagt allerdings, wie jeder verständige Mann sagen würde, daß in einem gewissen Falle, welchen er speciell angeführt hat, das „Mehr" und „Weniger" in Frage kommt. Aber in welchem Falle? „Wenn wir nicht alle Erscheinungen in die Güte des Zweckes auflösen können." Es ist besser, daß es wenig Uebel gebe, als viel Uebel. Dies ist selbstverständlich. Aber es ist gleichfalls selbstverständlich, daß kein Uebel besser ist als ein wenig Uebel. Warum gibt es denn überhaupt Uebel? Es ist ein Geheimniß, welches wir nicht lösen können. Es ist ein Geheimniß, welches Paley selbst in denselben Worten, welche Herr Sadler citirt hat, zu lösen sich für unfähig erklärt, und weil er dieses Geheimniß nicht lösen kann, wendet er sich dazu, das Mehr und Weniger in Erwägung zu ziehen. Da wir an die göttliche Güte glauben, müssen wir nothwendigerweise glauben, daß die Uebel, welche existiren, nothwendig sind, um noch größere Uebel fernzuhalten. Aber welcher Art diese größern Uebel sein würden, das wissen wir nicht. Wie das Glück eines Theiles der empfindenden Schöpfung irgendwie vermindert würde, wenn zum Beispiel die Zähne der Kinder schmerzlos durchbrächen, das können wir nicht einsehen. Ganz genau so ist es mit dem Grundsatze von Malthus. Wenn die Ueberfruchtbarkeit existirt, so existirt sie unzweifelhaft, weil sie ein geringeres Uebel ist als ein anderes Uebel, welches sonst wahrscheinlich existiren würde. Kann Herr Sadler beweisen, daß dies eine Unmöglichkeit ist?

Ein einziger Ausdruck, welchen Herr Sadler über diesen Gegenstand gebraucht, reicht hin, zu zeigen, wie völlig unfähig er ist, darüber abzuhandeln. „Nach der christlichen Hypothese existirt kein Zweifel über den Ursprung des Uebels." Wir glauben, daß er gar nicht versteht, was unter dem Ursprunge des Uebels verstanden wird. Die christlichen Schriften behaupten nicht, eine Lösung dieses Geheimnisses zu geben. Sie berichten Thatsachen; aber sie lassen die metaphysische

Frage unbestimmt. Sie sagen uns, daß der Mensch fiel; aber warum er nicht so gemacht war, daß er nicht fallen konnte, oder warum das höchste Wesen nicht die Folgen des Falles in größerm Maße gemildert hat, als sie in der That gemildert worden sind, hat uns die heilige Schrift nicht gesagt und, man kann dies ohne Anmaßung sagen, konnte sie uns auch nicht angeben, wenn wir nicht sehr verschiedene Geschöpfe gewesen wären, als wir wirklich sind. Es liegt etwas entweder in der Natur unserer Fähigkeiten oder in der Art der Maschinerie, welche von uns für den Zweck des Denkens angewandt wird, was uns in diesen und ähnlichen Gegenständen zu einer hoffnungslosen Unwissenheit verurtheilt. Der Mensch kann diese erhabenen Gegenstände nur verstehen, wenn er aufhört, Mensch zu sein, grade wie eine Fliege ein Lemma von Newton nur dann verstehen kann, wenn sie aufhört, eine Fliege zu sein. Gegen das christliche System den Einwand zu machen, daß es uns keine Lösung dieser Schwierigkeiten gibt, heißt gegen das christliche System den Einwand machen, daß es für menschliche Wesen bestimmt ist. Unter den schwierigen Fragen der Akademie gibt es keine einzige, welche nicht eben so genau auf den Deismus als auf das Christenthum, und auf den Atheismus als auf den Deismus paßt. Schwierigkeiten gibt es in allen Dingen. Und doch sind wir sicher, daß etwas wahr sein muß.

Wenn die Offenbarung über den Gegenstand des Ursprungs des Uebels spricht, so spricht sie nur, um den Dogmatismus und die Verwegenheit zu entmuthigen. In dem ältesten, schönsten und tiefsten aller Werke über diesen Gegenstand, dem Buche Hiob, wird sowohl der Leidende, welcher sich über die göttliche Regierung beklagt, als auch die unklugen Rathgeber, welche versuchen, dieselbe mit falschen Gründen zu vertheidigen, durch die Stimme der höchsten Weisheit zum Schweigen gebracht und daran erinnert, daß die Frage über den Bereich des menschlichen Verstandes hinausgeht. St. Paulus bringt den vermeintlichen Gegenredner, welcher versucht, ihn zu einer Controverse zu bringen, in der nämlichen Weise zum Schweigen. Die Kirche ist seit

der Zeit der Apostel beständig durch diese Frage in Unruhe gehalten gewesen, und durch eine davon unzertrennliche Frage, nämlich die Frage nach dem Schicksal und dem freien Willen. Die größten Theologen und Philosophen haben anerkannt, daß diese Dinge zu hoch für sie wären, und sich damit zufrieden gegeben, Winke darüber fallen zu lassen, was die wahrscheinlichste Lösung sein möchte. Was sagt Johnson? „Alle unsere Anstrengung endet in dem Glauben, daß für die Uebel des Lebens ein guter Grund da sein mag, und in das Eingeständniß, daß wir den Grund davon nicht finden können." Was sagt Paley? „Keine allgemeine Lösung des Ursprungs des Uebels ist entdeckt worden. Ich meine keine Lösung, welche auf alle Fälle der Klage paßt. Die Erwägung allgemeiner Gesetze, obwohl sie die Frage von dem Ursprunge des Uebels sehr nahe betreffen mag, wie sie meiner Ansicht nach thut, beruht auf Ansichten, welche in keinem Verhältniß zu unsern Fähigkeiten stehen, und auf einem Wissen, welches wir nicht besitzen. Sie dient eher dazu, die Dunkelheit des Gegenstandes zu erklären, als uns deutliche Antworten auf unsere Schwierigkeiten zu geben." Was sagt die anmaßende Unwissenheit? „Nicht der geringste Zweifel existirt über den Ursprung des Uebels." Es ist merkwürdig, daß Herr Sadler uns nicht sagt, was seine Lösung ist. Wir glauben indessen, daß die Welt nur wenig durch sein Schweigen verlieren wird.

Er fällt dann wieder über den Kritiker her.

„Obwohl ich," sagt er, „durch Autoritäten, von welchen so leicht Niemand abweichen kann, nicht nur die Grausamkeit und Unsittlichkeit gezeigt habe, welche dieses System nothwendigerweise einschließt, sondern auch seinen abstoßendsten Zug, seine grobe Parteilichkeit, so hat er doch diesen wichtigsten Theil meiner Beweisführung ganz unterdrückt, da selbst die bloße Erwähnung desselben im Augenblicke die Sophismen an den Tag gestellt haben würde, zu welchen er seine Zuflucht genommen hat. Wenn er übrigens in ehrlicher Weise die ganze Frage behandeln will, so mag er mir zeigen, daß die „Hundswuth," welche

er als ein Beispiel der Gesetze Gottes und der Natur gibt, ein Unglück ist, wovon nur die Armen befallen werden, oder daß das „Wechselfieber,“ welches er in sehr unglücklicher Weise als Erläuterung der eingebildeten Uebel der Bevölkerung gewählt hat, Personen respectirt.“

Wir sagten nichts über diese Beweisführung, wie Herr Sadler sie nennt, bloß weil wir es nicht der Mühe für werth hielten, und wir sind einigermaßen beschämt, jetzt etwas darüber zu sagen. Aber da Herr Sadler so eifrig nach einer Antwort verlangt, soll er eine haben. Wenn es ein Uebel gibt, so muß es entweder theilweise oder allgemein sein. Was ist das bessere von den beiden? Hundswuth, sagt dieser große Philosoph, ist kein Beweis gegen die göttliche Güte, weil tolle Hunde in gleicher Weise Reiche und Arme beißen; aber wenn die Reichen davon verschont blieben, und nur neun Menschen daran litten, während jetzt zehn es thun, so würde die Hundswuth sofort, bloß weil sie weniger Uebel hervorbringen würde, als sie jetzt thut, ein Grund gegen die göttliche Güte werden! Einen solchen Satz aufzustellen, heißt schon, ihn zu widerlegen. Und achtet die Malaria nicht Personen? Sie verwüstet Rom. Verwüstet sie London? Es gibt Krankheiten, welche den tropischen Ländern eigenthümlich sind. Andere gibt es, welche man bloß in gebirgigen Districten findet, noch andere, welche auf Sumpfgegenden beschränkt sind, und wieder andere, welche in bestimmten Familien sich fortpflanzen. Ist das nicht Parteilichkeit? Warum ist es mehr mit der göttlichen Güte unvereinbar, daß arme Leute ein Uebel erdulden, welches Reiche verschont, als daß ein bestimmter Theil des Volkes Gicht, Scropheln, Wahnsinn und andere Krankheiten erbt? Und gibt es kein Unglück, unter welchem in der That nur die Armen leiden? Herr Sadler selbst gibt in diesem selben Paragraphen zu, daß es etwas Derartiges gibt; aber er sagt uns, daß diese Unglücksfälle die Wirkungen schlechter Regierung sind, und daß diese schlechte Regierung eine Folge der Nationalökonomie ist! Gut. Aber sieht er nicht ein, daß er die Schwierigkeit nur einen Schritt zurücklegt? Warum erlaubt die Vorsehung Menschen, deren Seelen

mit falschen und verderblichen Ideen gefüllt sind, Macht im Staate zu haben? Zu guten Zwecken, gewiß, wenn die Thatsache sich so verhält; aber zu Zwecken, welche für uns unerforschlich sind, die wir nur einen kleinen Theil des großen Planes sehen und diesen kleinen Theil nur für eine kurze Zeit lang sehen. Zweifelt Herr Sadler daran, daß das höchste Wesen eine eben so unbeschränkte Macht über die Revolutionen der Staaten als über die Organisation der natürlichen Körper hat? Gewiß nicht, und wenn nicht, so sehen wir nicht ein, daß er die Wege der Vorsehung rechtfertigt, wenn er die Noth, welche die Armen seinem Eingeständnisse nach erdulden, eher einem Irrthum in der Gesetzgebung zuschreibt, als einem physiologischen Gesetz. Wir mögen die Frage hin- und herwenden, wie wir können, und sie verkleiden, wie wir mögen, wir werden doch finden, daß sie sich schließlich in dasselbe große Räthsel auflöst: den Ursprung des physischen und moralischen Uebels, ein Räthsel, welches die größten menschlichen Geister in Verzweiflung aufgegeben haben, aber zu dessen Lösung Herr Sadler sich für vollständig befähigt hält.

Er klagt uns zunächst an, lange bei einer Wortkritik verweilt zu haben. Wir haben allerdings gegen die unpassende Anwendung der Worte „umgekehrtes Verhältniß" Einsprache gethan. Herr Sadler beklagt sich darüber mit seiner gewöhnlichen Bitterkeit.

„Um was streitet nun der Kritiker mit mir bei dieser Gelegenheit! Daß er die Bedeutung meiner Ausdrücke nicht versteht? Nein. Er gibt das Gegentheil zu. Daß ich den Sinn, in welchem ich sie angewandt, nicht völlig erklärt habe? Nein. Er weiß, daß eine Erklärung unmittelbar beigegeben ist, obwohl er sie sorgfältig unterdrückt hat. Daß ich den Sinn, in welchem ich sie angewandt, verändert habe? Nein. Ich fordere ihn heraus, es zu beweisen. Aber nichtsdestoweniger fährt er fort, auf vielen Seiten gegen das zu sprechen, wovon er weiß und auch in der That zugibt, daß ich es nicht gemeint habe, und dann dreht er sich um und spricht wiederum, obwohl allerdings weit schwächer, gegen das, wovon er sagt, daß ich es gemeint

habe. Nun appellire ich an den Leser, ob, selbst wenn ich mich über den Gebrauch eines Wortes im Irrthum befunden hätte, ein solches unwürdiges und albernes Benehmen nicht, wenn man sich allgemein danach richten wollte, den Streit über alle Gegenstände, wie richtig sie auch immerhin sein mögen, dazu machen würde, wozu er allerdings in solchen Händen immer hinabsinkt — einem Streit um Worte."

Die beste Weise, um Wortstreitigkeiten zu vermeiden, ist, die Worte in ihrer richtigen Bedeutung zu gebrauchen. Herr Sadler mag unsern Einwand für verfänglich halten; aber wie er ihn für albern halten kann, das können wir nicht gut einsehen. Wenn wir ihn dargestellt hätten als etwas meinend, was er nicht meinte, so würden wir schändlich gehandelt haben. Aber wir haben ihn nicht so dargestellt, und er selbst gibt es zu, daß wir ihn nicht darstellten, als ob er etwas meinte, was er nicht meinte. Jedermann hat in einer Beziehung ein Recht, seine eigenen Ausdrücke zu definiren; das heißt, wenn er eins zwei und zwei sieben nennen will, so würde es albern sein, ihm falsche Arithmetik unterzuschieben, weil er gesagt habe, daß sieben zweimal eins sei. Aber es würde durchaus billig sein, ihn zu tadeln, daß er die einmal angenommene Bedeutung der Wörter geändert habe. Die Wörter „umgekehrtes Verhältniß" werden in Gegenständen von nicht rein wissenschaftlicher Natur oft in der lockern Bedeutung gebraucht, worin Herr Sadler sie gebraucht hat. Aber wir würden uns wundern, wenn er ein einziges Beispiel dafür finden könnte, daß sie so in einem Gegenstande reiner Arithmetik gebraucht worden seien.

Wir wollen unsere Meinung folgendermaßen erläutern: Lord Thurlow sagte in einer seiner Reden über indische Angelegenheiten, daß ein Hastings so viel werth sei wie zwanzig Macartneys. Mit eben so gutem Recht hätte er sagen können: zehn oder hundert Macartneys. Es wäre auch nicht der geringste Widerspruch gewesen, wenn er alle drei Ausdrücke in einer einzigen Rede gebraucht hätte. Aber würde dies eine Entschuldigung für einen Finanzmann sein, der in einer Abrechnung annehmen wollte, daß zehn, zwanzig und hundert dieselbe Zahl wäre?

Herr Sadler sagt uns, daß er absichtlich den Gebrauch des Wortes „Verhältniß" bei der Angabe seines Grundsatzes vermieden hat. Er scheint demnach zuzugeben, daß das Wort Verhältniß unpassend gewesen wäre. Und doch hat er es in der That angewandt, als er seinen Grundsatz erklärte, zusammen mit einer albernen Erläuterung, welche bedeuten sollte, daß, obwohl er „Verhältniß" sagte, er etwas ganz Anderes meinte als Verhältniß. Wir würden nicht so viel über diesen Gegenstand, weder in unserm frühern Artikel noch gegenwärtig, bemerkt haben, wenn nicht in allen Schriften des Herrn Sadler sich ein Anstrich wissenschaftlicher Pedanterie kundgäbe, welcher seine Irrthümer zu einer leichten Beute macht. Wir wollen die Sache jetzt ruhen lassen, und anstatt Herrn Sadler mit unserer Wortkritik anzugreifen, dazu schreiten, uns gegen seine Buchstabenkritik zu vertheidigen.

„Der Kritiker versprach seinen Lesern, daß einige merkwürdige Resultate sich herausstellen würden, wenn er die Karten gemischt hätte. Wir wollen ihn in den Stand setzen, sein Wort zu halten.

„In zwei englischen Grafschaften, sagt er, welche von 50 bis 100 Einwohner auf der Quadratmeile enthalten, sind die Geburten aus 100 Ehen nach Herrn Sadler 420; aber in 44 Departements von Frankreich, in welchen es ein bis zwei Hecataren (Hectaren) auf jeden Einwohner gibt, d. h. worin die Bevölkerung von 125 bis 250 oder etwas mehr auf die Quadratmeile ist, beläuft sich die Anzahl der Geburten aus 100 Ehen auf 423 und einen Bruchtheil.

„Das erste merkwürdige Resultat ist, daß unser Kritiker eben so wenig den Namen wie die Ausdehnung einer französischen Hectare kennt; sonst ist er einer Gewohnheit schuldig, welche, selbst wenn sie auf den Spieltisch übertragen würde, meiner Voraussetzung nach, ihn daran verhindern würde, selbst dort jemals wieder zum Mischen zugelassen zu werden. Er war äußerst bereit, sich über einen Irrthum um ein Procent in einer meiner Berechnungen herzustürzen, wobei die Verschiedenheit in keiner Weise die Beweisführung, welche vorlag, berührte; aber hier muß ich ihn benachrichtigen, daß sein Irrthum, mag

er ihn nun absichtlich oder aus Irrthum vorgebracht haben, seine ganze Beweisführung über den Haufen wirft.

„Ich hatte die französische Hectare auf 107,708$^{67}/_{100}$ englische Quadratfuß oder 2$^{47265}/_{100000}$ Morgen berechnet; Dr. Kelly nimmt sie nach einer Autorität, welche er anführt, auf 107,644 $^{143923}/_{1000000}$ englische Quadratfuß oder 2$^{471169}/_{1000000}$ Morgen an. Die letzten französischen Jahrbücher nehmen sie indessen, wie ich finde, auf 2$^{473614}/_{1000000}$ Morgen an. Der Unterschied ist sehr unbedeutend und wird den Irrthum unsers Kritikers durchaus nicht beschützen. Die erste Berechnung gibt ungefähr 258$^{83}/_{100}$ Hectaren auf eine englische Quadratmeile an, die zweite 258$^{73}/_{100}$, die letzte oder französische Berechnung 258$^{98}/_{100}$. Wenn daher der Kritiker die Bevölkerung der französischen Departements folgendermaßen berechnet: von ein zu zwei Hectaren auf jeden Einwohner, d. h. in welchen die Bevölkerung 125 bis 250 oder etwas mehr auf die Quadratmeile ist, — so ist sein das heißt, „das, was er nicht gesagt haben sollte," kein seltener Fall mit ihm, wie wir durchweg sehen werden."

Wir müssen Herrn Sadler zuvörderst davon in Kenntniß setzen, daß wir den Vocal, der ihm so viel Vergnügen gemacht hat, nicht aus Unwissenheit oder Sorglosigkeit, sondern absichtlich und in Uebereinstimmung mit der Gewohnheit mehrerer achtungswerther Schriftsteller eingerückt haben. Er wird das Wort Hecatare in der Encyklopädie von Rees finden. Er wird es auch bei Dr. Young antreffen. Wir ziehen die Form, welche wir angewandt haben, vor, weil sie etymologisch richtig ist. Herr Sadler scheint nicht zu wissen, daß eine Hecatare so genannt wird, weil sie hundert ares (Acker) enthält.

Wir waren sowohl mit der Ausdehnung als auch mit dem Namen einer Hecatare vollständig bekannt. Ist es irgendwie auffallend, daß wir die Worte „250 oder etwas mehr" anwandten, als wir von 258 und einem Bruchtheil sprachen? Wendet man nicht durchgängig runde Zahlen mit noch größerer Freiheit an, wenn man ausländische Maße und ausländisches Geld in englisches überführt? Wenn wirk-

lich, wie Herr Sadler sagt, die Verschiedenheit, welche er einen Irrthum zu nennen beliebt, die ganze Beweisführung oder nur irgend einen Theil der Beweisführung über den Haufen würfe, so würden wir uns eine große Unbilligkeit haben zu Schulden kommen lassen. Aber dem ist nicht so. Die Verschiedenheit zwischen 258 und 250 war, wie Herr Sadler selbst einsehen würde, wenn er nicht vor Wuth blind wäre, eine Verschiedenheit zu seinem Vortheil. Wir bemerkten Folgendes. Die Fruchtbarkeit einer dichten Bevölkerung in gewissen Departements von Frankreich ist größer als die einer dünnen und zerstreuten Bevölkerung in gewissen englischen Grafschaften. Je dichter daher die Bevölkerung in jenen Departements von Frankreich ist, desto mehr sprach das für unsere Behauptung. Indem wir 250 statt 258 setzten, unterschätzten wir das Verhältniß zu unserm Schaden. Herrn Sadler's Verbesserung unserer Rechtschreibung führt uns zu der Ansicht, daß er sehr wenig Griechisch versteht, und seine Verbesserung unserer Berechnung überzeugt uns vollständig davon, daß er sehr wenig Logik versteht.

Aber, um zu dem Brennpunkte des Streites zu kommen, wollen wir bemerken, daß unsere Beweisführung, welche wir von Herrn Sadler's eigenen Tabellen hergenommen haben, durchaus unberührt bleibt. Er macht allerdings Entschuldigungen, denn eine Entschuldigung ist das Allerletzte, worum Herr Sadler jemals verlegen sein wird. Die Leichtigkeit, mit welcher er behauptet und zurücknimmt, bejaht und verneint, grade wie es eben seiner Beweisführung zusagt, ist halb lächerlich, halb ärgerlich. Zuweilen ist das Verzeichniß der Taufen, ein anderes Mal das der Begräbnisse unvollständig. Dann werden diese Register ganz plötzlich wieder vollkommen richtig. Er bringt eine Volkszählung von Preußen zur Unterstützung seiner Theorie vor. Wir zeigen, daß sie seine Theorie gradezu widerlegt, und sie wird sofort „notorisch und gröblich fehlerhaft." Die Zählung der Niederlande ist nicht leicht abzumachen und die Zählung der Niederlande wird daher für ungenau ausgegeben. In seinem Buch über das Gesetz der Be-

völkerung sagt er uns, „daß in den Sclavenstaaten Amerika's die männlichen Sclaven eine entscheidende Mehrheit in dieser unglücklichen Classe bilden." Diese Thatsache wandten wir gegen ihn an, und nun sagt er uns, indem er ganz vergißt, daß er sie selbst hingestellt hat, daß „es eben so irrthümlich ist wie viele andere Ansichten, welche wir haben, und daß er es unternehmen will, zu behaupten, daß die weiblichen Sclaven im heirathsfähigen Alter eben so zahlreich waren wie die männlichen." Die Zunahme der Neger in den Vereinigten Staaten bringt ihn in Verlegenheit, und er schafft daher einen ungeheuern Sclavenhandel, um die Schwierigkeit zu lösen. Er wirft Dinge zusammen, welche durchaus verschieden sind: den Sclavenhandel, welcher unter der amerikanischen Flagge betrieben wird, und den Sclavenhandel, der amerikanischen Grund und Boden versorgt; den Sclavenhandel mit Afrika und den innern Sclavenhandel zwischen den verschiedenen Staaten. Er übertreibt ein paar gelegentlich vorgekommene Schmuggeleien zu einer ungeheuern und regelmäßigen Einfuhr und flieht, so gut er kann, unter dem Lärm seiner eigenen Worte davon. Documente sind nur authentisch und Thatsachen nur richtig, wenn sie seine Theorie unterstützen. Dies ist gewiß eine Art, Bücher zu machen, aber es ist sehr die Frage, ob es die Art und Weise ist, Entdeckungen zu machen.

Was die Widersprüche anbetrifft, welche wir zwischen seiner Theorie und seinen eigenen Tabellen angemerkt haben, so findet er keine Schwierigkeit, sie fortzuexpliciren oder ihnen Rede zu stehen. In einem Falle wäre kein Widerspruch dagewesen, wenn wir, anstatt eine von seinen Tabellen zu nehmen, die Zahl von drei Tabellen zusammen multiplicirt und daraus den Durchschnitt gezogen hätten. Ein anderer wäre nie vorgekommen, wenn nicht eine Menge Menschen nach Lancashire gewandert wären. Einen andern kann man auf keine Weise loswerden. Aber dann ist er sehr unbedeutend und hat mit der Beweisführung nichts zu thun.

Darin hat er allerdings vielleicht recht. Die Widersprüche, welche

wir anmerkten, waren an und für sich von untergeordneter Bedeutung. Wir gaben sie als Beispiele, als bloße Winke, um diejenigen unserer Leser, welche vielleicht auch Herrn Sadler's Leser sein möchten, zu warnen, sich nicht durch sein Kartenlegen täuschen zu lassen. Er beklagt sich über das Wort Kartenlegen. Wir wiederholen es, und da er uns herausgefordert hat, es zu beweisen, wollen wir die Frage ausführlich besprechen, worauf wir in unserm letzten Artikel nur einen Blick geworfen haben, und so beweisen, daß selbst Herrn Sadler nicht einmal der Schatten einer Entschuldigung übrig bleiben soll, daß seine Theorie ihren Schein dem Kartenlegen und bloß dem Kartenlegen zu danken hat.

Damit unsere Leser unsere Beweisführung gehörig verstehen mögen, wollen wir noch einmal Herrn Sadler's Satz angeben. Er behauptet, daß auf einem gegebenen Raume die Menge der Kinder aus einer Ehe um so geringer wird, je zahlreicher die Bevölkerung wird.

Wir wollen mit den Volkszählungen von Frankreich beginnen, wie Herr Sadler sie angegeben hat. Indem er die Departements so zusammen gruppirt hat, wie es seiner Absicht zusagt, hat er es dahin gebracht, drei Tabellen zu Stande zu bringen, welche er als entscheidende Beweise seiner Theorie hinstellt.

Die erste ist folgende:

Die ehelichen Geburten sind in jenen Departements, wo auf jeden Einwohner

						aus 1000 Ehen:
4	bis	5 Hekt.	kommen	(2	Departements)	5130
3	„	4 „	„	3	„	4372
2	„	3 „	„	30	„	4250
1	„	2 „	„	44	„	4234
0,06	„	1 „	„	5	„	4146
und 0,06	„	„	„	1	„	2657

Die beiden andern Berechnungen hat er in einer Tabelle zusammengestellt, welche wir folgen lassen:

Hectare auf jeden Einwohner.	Anzahl der Departements.	Eheliche Geburten aus 100 Ehen.	Eheliche Geburten aus 100 Ehen 1826.
4 bis 5	2	497	397
3 „ 4	3	439	389
2 „ 3	30	424	379
1 „ 2	44	420	375
unter 1	5	415	372
und 0,06	1	263	353

Diese Tabellen, wie wir in unserm ersten Artikel sagten, sehen allerdings gut für Herrn Sadler's Theorie aus. „Thun sie es wirklich?" fragt er. „Gewiß thun sie es, und indem er dies zugibt, hat der Kritiker zugegeben, daß die Theorie bewiesen ist." Wir können nicht ganz damit übereinstimmen. Eine Theorie ist noch nicht bewiesen — das müssen wir Herrn Sadler sagen — bloß weil das Zeugniß für sie auf den ersten Blick gut aussieht. Es gibt ein altes Sprichwort, das sehr einfach ist, aber wohl verdient, von allen Menschen, welche sich mit Denken und Thun beschäftigen, im Gedächtniß gehalten zu werden, nämlich: „Eine Geschichte ist gut, bis eine andere erzählt ist."

Wir behaupten somit, daß die Resultate, welche diese Tabellen darstellen und welche für Herrn Sadler's Theorie gut aussehen, durch Kartenlegen, und zwar bloß durch Kartenlegen, zu Stande gebracht sind.

Zuvörderst ist, wenn wir die einzelnen Departements für sich betrachten, das Ganze in Unordnung. Ueber das Departement, in welchem Paris liegt, streitet man nicht; Malthus gibt ausdrücklich zu, daß große Städte die Fortpflanzung verhindern. Es bleiben noch 84 Departements; und von diesen ist unserer Ansicht nach kein einziges an dem Orte, wo es nach Herrn Sadler's Princip sein sollte.

Dasjenige, welches am höchsten an Fruchtbarkeit sein sollte, ist das zehnte in einer Tabelle, das vierzehnte in einer andern und erst das einunddreißigste in der dritten. Das, welches das dritte sein sollte, ist das zweiundzwanzigste in der Tabelle, welche es am höchsten stellt. Das, welches das vierte sein sollte, ist das vierzigste in der Tabelle, welche es am höchsten stellt. Das, welches das achte sein sollte, ist das fünfzigste oder sechzigste. Das, welches das zehnte von oben sein sollte, ist ungefähr das zehnte von unten. Andererseits ist das, welches nach Herrn Sadler's Grundsatz das zweiundachtzigste sein sollte, das dritte in zwei Tabellen, und das siebente in der, welche es am niedrigsten stellt; und das, welches das letzte sein sollte, steht in einer von Herrn Sadler's Tabellen über dem, welches das erste sein sollte; und in zwei Tabellen über dem, welches das dritte sein sollte, und in allen dreien über dem, welches das vierte sein sollte.

Dadurch, daß Herr Sadler die Departements auf eine eigenthümliche Weise vertheilt, hat er Resultate zu Stande gebracht, welche er mit großer Befriedigung betrachtet. Aber wenn wir die Linien etwas höher hinauf oder tiefer hinunter ziehen, werden wir finden, daß alle seine Berechnungen in vollständige Verwirrung gebracht werden; und daß die Erscheinungen, wenn sie auf irgend Etwas hindeuten, ein Gesetz andeuten, welches grade demjenigen entgegengesetzt ist, welches er aufgestellt hat.

Wir wollen, des Beispiels wegen, die zweiunddreißig Departements, wie sie in Herrn Sadler's Tabelle stehen, von Lozère bis Meuse incl. nehmen und sie in zwei Gruppen von je sechzehn Departements abtheilen. Die Gruppe von Lozère bis Loiret incl. besteht aus solchen Departements, in welchen auf jeden Einwohner 3,8 bis 2,42 Hecataren Raum kommen. Die Gruppe von Cantal bis Meuse incl. besteht aus solchen Departements, worin auf jeden Einwohner 2,42 bis 2,07 Hecataren Raum kommen; d. h. in der ersten Gruppe kommen 68 bis 107 Einwohner auf die Quadratmeile, oder ungefähr so; in der letztern 107 bis 125. Deshalb sollte nach Herrn Sadler's Prin-

cip die Fruchtbarkeit in der letztern Gruppe geringer sein als in der erstern. Sie ist indessen größer, und zwar in jeder von Sadler's drei Tabellen.

Wir wollen jetzt ein wenig weiter nach unten gehen und eine andere Gruppe von sechzehn Departements nehmen, nämlich diejenigen, welche in Herrn Sadler's Tabellen zusammenliegen, von Hérault bis Jura incl. Hier ist die Bevölkerung noch dichter als in der zweiten jener Gruppen, welche wir vorher verglichen haben. Die Fruchtbarkeit sollte daher nach Herrn Sadler's Princip geringer sein als in jener Gruppe. Sie ist aber wiederum größer, und zwar in allen drei Tabellen des Herrn Sadler. Wir haben eine regelmäßig aufsteigende Reihe, wo, wenn seine Theorie irgendwie richtig gewesen wäre, wir eine regelmäßig absteigende Reihe hätten haben sollen. Wir werden die Resultate unserer Berechnung geben.

Die Anzahl der Kinder aus 1000 Ehen ist:

	1. Tabelle	2. Tabelle	3. Tabelle
In den sechzehn Departements, wo 68 bis 107 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4188	4226	3780
In den sechzehn Departements, wo 107 bis 125 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4374	4332	3855
In den sechzehn Departements, wo 134 bis 155 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4484	4416	3914

Wir wollen noch ein anderes, wo möglich noch entscheidenderes Beispiel anführen. Wir wollen die drei Departements von Frankreich nehmen, welche nach Herrn Sadler's Princip die niedrigsten in Fruchtbarkeit von allen fünfundachtzig Departements sein sollten,

mit der einzigen Ausnahme dessen, in welchem Paris steht; und wir wollen sie mit den drei Departements vergleichen, in welchen die Fruchtbarkeit nach ihm größer sein sollte, als in irgend einem andern französischen Departement, mit Ausnahme von zweien. Wir wollen Bas-Rhin, Rhone und Nord, mit Lozère, Landes und Indre vergleichen. In Lozère, Landes und Indre ist die Bevölkerung 68 bis 84 auf die Quadratmeile oder ungefähr so viel. In Bas-Rhin, Rhone und Nord beläuft sie sich auf 300 bis 417 auf die Quadratmeile. Es kann keine überwältigendere Widerlegung der Theorie des Herrn Sadler geben, als die, welche wir folgen lassen.

Die Anzahl von Geburten aus 1000 Ehen ist:

	1. Tabelle	2. Tabelle	3. Tabelle
In den drei Departements, wo 68 bis 84 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4372	4390	3890
In den drei Departements, wo 300 bis 417 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4457	4510	4060

Dies sind starke Beweise. Aber wir haben einen stärkern Beweis. Wir wollen die dritte, vierte und fünfte Abtheilung, in welche Herr Sadler die französischen Departements untergebracht hat, zusammen nehmen. Diese drei Abtheilungen umfassen fast ganz Frankreich. Sie enthalten neunundsiebzig von fünfundachtzig Departements. Herr Sadler hat versucht, sie in einer solchen Weise abzutheilen, daß einer Person, welche bloß auf seine Durchschnittszahlen blickt, die Fruchtbarkeit sich zu verringern scheint, je dichter die Bevölkerung wird. Wir wollen sie anstatt in drei, in zwei Theile bringen. Wir wollen die Linie zwischen dem Departement der Gironde und dem von Hérault ziehen. Auf der einen Seite haben wir die zweiunddreißig Departe-

ments von Cher bis Gironde incl. Auf der andern Seite sind die sechsundvierzig Departements von Hérault bis Nord incl. In allen Departements der erstern Gruppe ist die Bevölkerung unter 132 auf die Quadratmeile. In allen Departements der letztern Gruppe ist sie über 132 auf die Quadratmeile. Es ist klar, daß wenn in Herrn Sadler's Theorie nur ein Körnchen Wahrheit wäre, die Fruchtbarkeit in der letztern dieser Abtheilungen ganz entschieden geringer als in der erstern sein müßte. Ist dem so? Im Gegentheil, sie ist in allen drei Tabellen größer. Wir geben das Resultat.

Die Menge der Geburten aus 1000 Ehen ist:

	1. Tabelle	2. Tabelle	3. Tabelle
In den zweiunddreißig Departements, in welchen 86 bis 132 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4210	4199	3760
In den siebenundvierzig Departements, in welchen 132 bis 417 auf die Quadratmeile kommen	4250	4224	3766

Diese Thatsache ist ganz allein hinreichend, die Frage zu entscheiden. Und doch ist sie nur eine einzige aus einer Masse ähnlicher Thatsachen. Wenn die Linie zwischen Sadler's zweiter und dritter Abtheilung sechs Departements weiter herunter gezogen wird, so werden die dritte und vierte Abtheilung in allen Tabellen über der zweiten stehen. Wenn die Grenzlinie zwischen der dritten und vierten Abtheilung zwei Departements weiter hinunter gezogen wird, so wird die vierte Abtheilung in allen Tabellen über der dritten stehen. Wenn die Grenzlinie zwischen der vierten und fünften Abtheilung zwei Departements weiter hinunter gezogen wird, so wird die fünfte in allen Tabellen über der vierten, über der dritten und sogar über der zweiten stehen. Wie hat also Herr Sadler seine Resultate erhalten? Ausschließlich durch Kar-

tenlegen. Indem er einen Bezirk, der nicht größer ist als die Insel Wight, in einem Fach unterbringt, einen District, der etwas kleiner ist als Yorkshire, in einem andern, und in einem dritten ein Gebiet, welches weit größer ist als die Insel Großbritannien.

Durch denselben Kniff hat er aus der Volkszählung von England jene täuschenden Durchschnittszahlen erhalten, welche er mit der größten Prahlerei zum Beweise seines Grundsatzes herbeibringt. Wir wollen die Thatsachen, welche sich auf England beziehen, untersuchen, wie wir die auf Frankreich bezüglichen geprüft haben.

Wenn wir die Grafschaften nach einander durchsehen, so geht Herrn Sadler's Princip ganz zu Grunde. Hertfordshire mit 251 auf die Quadratmeile, Worcestershire mit 258, Kent mit 282, zeigen eine weit größere Fruchtbarkeit als der East-Riding von Yorkshire, welcher nur 151 auf die Quadratmeile hat, Monmouthshire, welches 145 hat, oder Northumberland, welches 108 hat. Die Fruchtbarkeit von Staffordshire, welches mehr als 300 auf die Quadratmeile hat, ist eben so hoch wie die durchschnittliche Furchtbarkeit der Grafschaften, welche 150 bis 200 auf die Quadratmeile haben. Aber anstatt uns auf einzelne Beispiele zu beschränken, wollen wir es mit Massen versuchen.

Wir wollen die acht englischen Grafschaften, welche in Herrn Sadler's Liste zusammenstehen, von Cumberland bis Dorset incl. nehmen. In diesen ist die Bevölkerung 107 bis 150 auf die Quadratmeile. Mit diesen vergleichen wir die acht Grafschaften von Berks bis Durham incl., in welchen die Bevölkerung 175 bis 200 auf die Quadratmeile ist. Ist die Fruchtbarkeit in diesen letztern Grafschaften kleiner als in den frühern? Im Gegentheile, das Resultat ist folgendes:

Die Menge der Kinder aus 100 Ehen ist:

In den acht Grafschaften, wo 107 bis 146 Menschen auf die Quadratmeile kommen 388

In den acht englischen Grafschaften, in welchen 175 bis 200 Menschen auf die Quadratmeile kommen 402

Wir wollen die sechs Bezirke von dem East-Riding von Yorkshire bis zur Grafschaft Norfolk incl. nehmen. Hier ist die Bevölkerung 150 bis 170 auf die Quadratmeile. Diesen wollen wir die sechs Grafschaften von Derby bis Worcester incl. entgegenstellen. Die Bevölkerung ist 200 bis 260. Hier finden wir wiederum, daß ein Gesetz, das grade demjenigen entgegengesetzt ist, welches Herr Sadler aufgestellt hat, die Fruchtbarkeit der Einwohner zu regeln scheint.

Die Anzahl der Kinder aus 100 Ehen ist:

In den sechs Grafschaften, in welchen 150 bis 170 Menschen auf die Quadratmeile kommen 392

In den sechs Grafschaften, in welchen 200 bis 260 Menschen auf die Quadratmeile kommen 399

Aber wir wollen noch ein anderes Experiment mit den Tabellen des Herrn Sadler machen, welches wo möglich noch entscheidender sein wird, als irgend eins von den vorher angestellten. Wir wollen die vier größten Abtheilungen nehmen, in welche er die englischen Grafschaften untergebracht hat und welche einander in regelmäßiger Ordnung folgen. Damit unsere Leser die Natur dieses Kartenlegens, wodurch seine Theorie unterstützt wird, gehörig einsehen mögen, wollen wir diesen Theil seiner Tabelle ihnen vorlegen.

Grafschaften	Bevölker. a. d. Quadratmeile	Bevölkerung im Jahre 1821	Quadratm. in jeder Grafschaft	Anzahl d. Ehen von 1810 — 1820	Anzahl d. Taufen von 1810 — 1820	Verh. d. Geburt. aus 100 Ehen	
Lincoln	105	288,800	2748	20,892	87,620		
Cumberland	107	159,300	1478	10,299	45,085		
Northumberl.	108	203,000	1871	12,997	45,811		
Hereford	122	105,300	860	6202	27,909		
Rutland	127	18,900	149	1286	5125		Von 100 bis 150
Huntingdon	134	49,800	370	3766	13,633		
Cambridge	145	124,400	858	9894	37,491		
Monmouth	145	72,300	498	4587	13,411		
Dorset	146	147,400	1005	9554	39,060		
				79,476	315,205	396	
York, East-Rid.	151	194,300	1280	15,313	55,606		
Salop	156	210,300	1341	13,613	58,542		
Sussex	162	237,700	1463	15,779	68,700		
Northampton	163	165,800	1017	12,346	42,336		
Wilts	164	226,600	1379	15,654	58,845		
Norfolk	168	351,300	2092	25,752	102,259		
Devon	173	447,900	2579	35,264	130,758		
Southampton	177	289,000	1628	24,561	88,170		Von 150 bis 200
Berks	178	134,700	756	9301	38,841		
Suffolk	182	276,000	1512	19,885	76,327		
Bedford	184	85,400	463	6536	22,871		
Buckingham	185	136,800	740	9505	37,518		
Oxford	186	139,800	752	9131	39,633		
Essex	193	295,500	1532	19,726	79,792		
Cornwall	198	262,600	1327	17,363	74,611		
Durham	199	211,900	1061	14,787	58,222		
				264,516	1,033,039	390	
Derby	212	217,600	1026	14,226	58,804		
Somerset	220	362,500	1642	24,356	95,802		Von 200 bis 250
Leicester	221	178,100	804	13,366	47,013		
Nottingham	228	190,700	837	14,296	55,517		
				66,244	257,136	388	
Hertford	250	132,400	528	7386	35,741		
Worcester	258	188,200	729	13,178	53,838		
Chester	262	275,500	1052	20,305	75,012		Von 250 bis 300
Glocester	272	342,600	1256	28,884	90,671		
Kent	282	434,600	1537	33,502	135,060		
				103,255	390,322	378	

Diese Durchschnittszahlen sehen allerdings ganz gut für die Theorie des Herrn Sadler aus. Die Zahlen 396, 390, 388, 378, folgen sehr schön auf einander in absteigender Reihe. Aber unsere Leser mögen diese vierunddreißig Grafschaften in zwei gleiche Gruppen von je siebzehn Grafschaften theilen und dann versuchen, ob das Princip Stich hält. Wir haben diese Berechnung gemacht und stellen im Folgenden das Resultat davon hin.

Die Menge der Kinder aus 100 Ehen ist:

In den siebzehn englischen Grafschaften in welchen 100 bis 177 Menschen auf die Quadratmeile kommen	387
In den siebzehn Grafschaften in welchen 177 bis 282 auf die Quadratmeile kommen	389

Der Unterschied ist gering, aber nicht geringer als die Unterschiede, welche Herr Sadler als Beweise für seine Theorie vorgebracht hat. Wir sagen, daß diese englischen Tabellen eben so wenig beweisen, daß die Fruchtbarkeit sich mit der Bevölkerung steigert, als daß sie sich mit der Bevölkerung verringert. Die vierunddreißig Grafschaften, welche wir genommen haben, machen wenigstens vier Fünftheile von ganz England aus; und wir sehen, daß in diesen vierunddreißig Grafschaften die Erscheinungen dem Grundsatze des Herrn Sadler unmittelbar entgegenstehen. Daß in der Hauptstadt und in den Fabrikstädten die Ehen nicht so fruchtbar sind wie auf dem flachen Lande, geben wir zu, und das gibt auch Malthus zu. Aber daß irgend ein Dichterwerden der Bevölkerung, wenn es nicht gradezu alle physische Energie beschädigt, die Fruchtbarkeit des Menschen verringere, ist grade aus den Tabellen des Herrn Sadler vollkommen widerlegt.

Es ist kaum der Mühe werth, noch weitere Beispiele anzuführen, nachdem wir bereits so überwältigende Beweise vorgebracht haben. Wir wollen jedoch zeigen, daß Herr Sadler seine Durchschnittszahlen

über die Volkszählung von Preußen durch einen ganz ähnlichen Kniff gebildet hat, wie den, welchen wir bereits an's Licht gezogen haben.

Tabelle

zeigt das Gesetz der Bevölkerung aus den Volkszählungen von Preußen, zu zwei verschiedenen Zeiten.

Provinzen	Einwohner auf die Quadratm.	Geburten aus jeder Ehe, 1756	Durchschn.	Geburten aus jeder Ehe, 1784	Durchschnitt
Westpreußen	832		4,34	4,75	4,72
Pommern	928	4,3		4,69	
Ostpreußen	1175	5,07		5,10	
Neumark	1190	4,22	4,14	4,43	4,45
Mark Brandenburg	1790	3,88		4,60	
Ostfriesland	1909	3,39		3,66	
Geldern	2083	4,33		3,74	
Schlesien und Glatz	2314			4,84	
Cleve	2375	3,80	3,84	4,03	4,24
Minden u. Ravensb.	2549	3,67		4,31	
Magdeburg	2692	4,03		4,57	
Neufchatel	2700	3,39		3,98	
Halberstadt	3142	3,71	3,65	4,48	4,08
Tecklenburg u. Lingen	3461	3,59		3,69	

Von der Volkszählung vom Jahre 1756 wollen wir nichts sagen, da Herr Sadler, hart gedrängt von der Beweisführung, die wir daraus herleiteten, sie für gröblich fehlerhaft erklärt. Wir beschränken uns auf die Volkszählung vom Jahre 1784, und wollen unsere Grenzlinien an Punkten ziehen, welche etwas von denen ab=

weichen, welche Herr Sadler angenommen hat. Das erste Fach soll bleiben, wie es ist. Ostpreußen, welches allein eine weit größere Bevölkerung enthält, als sein letztes Fach, soll in der zweiten Abtheilung stehen. Die dritte soll aus der Neumark, der Mark Brandenburg, Ostfriesland und Geldern, und die vierte aus den noch übrig bleibenden Provinzen bestehen. Unsere Leser werden finden, daß, wenn man die Anordnung so macht, die Abtheilung, welche nach Herrn Sadler's Princip die zweite an Fruchtbarkeit sein sollte, höher steht als die, welche die erste sein sollte; und daß die Abtheilung, welche die vierte sein sollte, höher steht als die, welche die dritte sein sollte. Wir wollen das Resultat auf einen Blick geben.

Die Menge von Geburten aus einer Ehe ist:

In jenen Provinzen von Preußen, wo weniger als 1000 Menschen auf die deutsche Quadratmeile kommen . . .	4,72
In der Provinz, in welcher 1175 Menschen auf die Quadratmeile kommen	5,10
In den Provinzen, in welchen 1190 bis 2083 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4,10
In den Provinzen, in welchen 2314 bis 3461 Menschen auf die Quadratmeile kommen	4,27

Wir wollen diese Untersuchung nicht weiter fortsetzen. In der That, wir haben nichts mehr zu untersuchen. Die Tabellen, welche wir geprüft haben, stellen die ganze Stärke der Sadler'schen Behauptung dar; und wir überlassen es vertrauensvoll unsern Lesern, zu sagen, ob wir nicht gezeigt haben, daß seine Stärke Schwäche ist.

Außerdem muß man sich daran erinnern, daß wir nach Daten urtheilen, welche Herr Sadler selbst geliefert hat. Wir haben keine Sammlungen von Thatsachen gemacht, um sie gegen die seinigen zu setzen; wie wir leicht hätten thun können. Nach seinen eigenen Angaben, aus seinem eigenen Munde heraus, haben wir seine Theorie widerlegt.

Das Kartenlegen, welches wir an's Licht gezogen haben, ist nicht die einzige Art von Kartenlegen, welche Herr Sadler ausgeübt hat. Wir erwähnten in unserer Kritik einige Thatsachen, welche sich auf die englischen Städte bezogen, die sich aus Herrn Sadler's Tabellen ergeben, und welche sich unmöglich erklären lassen, wenn seine Grundsätze richtig sind. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit einer Ehe in Städten, welche weniger als 3000 Einwohner haben, ist größer, als die durchschnittliche Fruchtbarkeit des ganzen Reiches. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit in Städten, welche 4000 bis 5000 Einwohner haben, ist größer, als die durchschnittliche Fruchtbarkeit von Warwickshire, Lancashire oder Surrey. Wie kommt es nun — so fragen wir — wenn Herrn Sadler's Grundsatz richtig ist, daß die Fruchtbarkeit von Guildford größer ist, als die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Grafschaft, in welcher diese Stadt steht?

Herr Sadler spricht in seiner Erwiederung über die „Albernheit, die Fruchtbarkeit in den erwähnten kleinen Städten mit der in den Grafschaften von Warwick und Stafford, oder in denen von Lancaster und Surrey zu vergleichen.“ Er fährt dann folgendermaßen weiter fort:

„In Warwickshire ist weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung in großen Städten einbegriffen, natürlich einschließlich der ungeheuren Metropole eines großen Zweiges unserer Fabriken, Birmingham. In der Grafschaft Stafford gibt es, außer den großen und volkreichen Städten in ihren Eisendistricten, welche so dicht zusammenliegen, daß sie beträchtliche Strecken lang fast eine ununterbrochene Straße bilden, in ihren Töpferwerken eine große Bevölkerung, die sich unlängst gehäuft hat, welche freilich nicht in den Städten eingeschlossen ist, die namentlich in den Zählungen aufgeführt sind, aber in ihrer Dichtigkeit diejenige bedeutend übertrifft, welche sich in den von dem Kritiker angeführten Orten findet. Weiterhin besteht in Lancashire, worauf er sich beruft, ein Viertel der ganzen Bevölkerung aus den Einwohnern von nur zwei Städten jener Grafschaft; weit über die Hälfte derselben ist

in Städten enthalten, im Vergleiche zu denen diejenigen, welche er anführt, Dörfer sind; selbst die Flecken der Fabrikbezirke in Lancashire sind oft weit volkreicher als die Orte, welche er erwähnt. Aber die Höhe der Albernheit gibt er uns zum Besten, indem er sich zuletzt auf die Bevölkerung von Surrey als ganz ländlich im Vergleiche zu der der zwölf Städte beruft, welche weniger als 5000 Einwohner in ihren verschiedenen Gerichtsbarkeiten haben, wie z. B. Saffron, Walden, Monmouth u. s. w. Nun hatte Surrey nach der letzten Zählung 398,658 Eiwohner, und um kein Wort über die andern Städte der Grafschaft zu sagen, sind weit mehr als 200,000 von diesen in den Verzeichnissen der Sterblichkeit! „Wir würden deshalb gern erfahren," wie es vollständig mit meinem Grundsatze vereinbar ist, daß die Fruchtbarkeit von Guildford, welches ungefähr 3000 Einwohner hat, größer sein sollte, als die durchschnittliche Fruchtbarkeit von Surrey, welche, wie die Hauptmasse der Bevölkerung von Surrey thut, aus den Einwohnern von einigen der schlechtesten Theile Londons besteht?*) Oder warum die Fruchtbarkeit einer gegebenen Anzahl von Ehen in den elf kleinen Landstädten, welche er anführt, die etwas höher ist als die einer gleichen Menge, welche man z. B. zur Hälfte aus dem Herzen von Birmingham oder Manchester, und zur Hälfte aus den volkreichen Bezirken nimmt, von welchen sie umgeben sind, mit meiner Theorie unvereinbar ist?

„Wäre der Zweck des Kritikers in diesem Falle gewesen, die Wahrheit zu entdecken, oder hätte er es verstanden, sie aufzusuchen, so ist es ganz klar beim ersten Blick, daß er nicht einen Vergleich zwischen der Fruchtbarkeit, welche in den kleinen Städten existirt, die er angeführt hat, und der in gewissen Districten angestellt hätte, deren Bevölkerung theilweise aus ländlichen Einwohnern und theilweise aus ungeheuren Anhäufungen von Volksmassen besteht, deren Fruchtbarkeit, wenn er mir noch den Gebrauch des Ausdruckes erlauben will, im um-

*) Der südliche Theil von London liegt in der Graftschaft Surrey. A. d. Ü.

gekehrten Verhältnisse zu ihrer Größe steht; sondern er würde diese kleinen Städte mit den eigentlich so genannten ländlichen Oertern. und dann wiederum die verschiedenen Classen der Städte mit einander verglichen haben; diese Methode würde ihn zu sichern Schlüssen über den Gegenstand geleitet haben."

Nun beweist diese Erwiederung, daß Herr Sadler den Grundsatz, welchen er selbst aufgestellt hat, nicht im Geringsten versteht. Was ist dieses Princip? Es besagt, daß die Fruchtbarkeit menschlicher Wesen, auf gegebenen Räumlichkeiten, im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Menge wechselt. Wir wissen, was er unter umgekehrtem Verhältnisse versteht. Aber wir müssen voraussetzen, daß er die Wörter „gegebene Räumlichkeiten" in der richtigen Bedeutung gebraucht. Gegebene Räumlichkeiten sind gleiche Räumlichkeiten. Gibt es einen Grund zu glauben, daß in denjenigen Theilen von Surrey, welche innerhalb der Verzeichnisse der Sterblichkeit liegen, es einen Raum gibt, der an Umfang dem Raume gleich ist, auf welchem Guildford steht, welcher dichter bevölkert ist als der Raum, auf welchem Guildford steht? Wir wissen nicht, daß es einen solchen gibt. Wir sind gewiß, daß es nicht viele solche geben kann. Warum sollten also die Leute in Guildford, nach Herrn Sadler's Grundsatz, fruchtbarer sein als die Leute, welche innerhalb der Verzeichnisse der Sterblichkeit leben? Und wenn die Leute in Guildford eben so tief auf der Leiter der Fruchtbarkeit ständen, wie die Leute in Southwark*) selbst (wie sie nach Herrn Sadler's Princip ohne Frage thun sollten), so folgt es ganz klar daraus, daß sie weit tiefer stehen sollte, als der Durchschnitt, den man erhält, wenn man alle Leute in Surrey zusammennimmt.

Dieselbe Bemerkung paßt auch auf Birmingham und auf alle andern von Herrn Sadler angeführten Beispiele. Städte von 5000 Einwohnern können sein und sind auch oft auf einem gegebenen Raume ebenso dicht bevölkert wie Birmingham. Sie sind mit andern Worten

*) Südliche, in Surrey gelegene Vorstadt von London. A. d. Ü.

eben so dicht bevölkert wie ein Theil von Birmingham, der ihnen an Umfang gleichkommt. Wenn sich dies so verhält, so sollten sie nach dem Grundsatze des Herrn Sadler eben so tief in der Reihe der Fruchtbarkeit stehen wie Birmingham. Aber sie thun dies nicht. Im Gegentheil, sie stehen höher als der Durchschnitt, welchen man erhält, wenn man die Fruchtbarkeit von Birmingham zusammen mit der Fruchtbarkeit der ländlichen Districte von Warwickshire nimmt.

Die einfache Thatsache ist, daß Herr Sadler die Bevölkerung einer Stadt mit ihrer Bevölkerung auf einem gegebenen Raume verwechselt hat — ein Mißverständniß, welches bei einem Herrn, der uns versichert, daß die mathematische Wissenschaft eines seiner frühen und Lieblingsstudien gewesen ist, einigermaßen sonderbar sich ausnimmt. Es ist eben so albern, nach seinem Grundsatze zu sagen, daß die Fruchtbarkeit von London geringer sein sollte als die Fruchtbarkeit von Edinburgh, weil London eine größere Bevölkerung hat als Edinburgh, als zu sagen, daß die Fruchtbarkeit Rußlands größer sein sollte als die Englands, weil Rußland eine größere Bevölkerung hat als England. Er kann nicht sagen, daß die Räume, auf welchen Städte stehen, zu klein sind, um die Richtigkeit seines Grundsatzes zu erläutern. Denn er hatte selbst das Verhältniß der Fruchtbarkeit in Städten als Beweis seines Grundsatzes angeführt. Und in derselben Stelle, welche wir oben angeführt haben, sagt er uns, daß wenn wir wüßten, wie wir der Wahrheit nachgehen sollten oder sie zu finden wünschten, wir jene kleinen Städte mit ländlichen Orten und die verschiedenen Classen der Städte mit einander verglichen hätten, d. h. wir sollten solche ungleiche Räume mit einander vergleichen, welche Resultate liefern, die zu Gunsten seiner Theorie sprechen, und niemals solche gleiche Räume vergleichen, die Resultate liefern, welche seiner Theorie entgegenstehen. Versteht er irgend etwas unter „gegebenem Raum?“ Oder meint er bloß einen solchen Raum, wie es seiner Beweisführung zusagt? Es ist ganz klar, daß, wenn man ihm erlaubt, diesen Weg einzuschlagen, er Alles beweisen kann. Keine Thatsache kann ihm in

die Quere kommen. Wir wollen zum Beispiel annehmen, daß die Fruchtbarkeit von New-York kleiner sein sollte als die Fruchtbarkeit von Liverpool. „Dies," sagt Herr Sadler, „spricht für meine Theorie. Denn es gibt mehr Menschen in einem Umkreise von zwei Meilen von Broadway in New-York als in einem Umkreise von zwei Meilen von der Börse zu Liverpool." Auf der andern Seite wollen wir annehmen, daß die Fruchtbarkeit von New-York größer sein sollte als die Fruchtbarkeit von Liverpool. „Dies," sagt Herr Sadler wiederum, „ist ein unwiderleglicher Beweis für meine Theorie. Denn es leben viel mehr Leute in einem Umkreise von vierzig Meilen von Liverpool als von vierzig Meilen im Umkreise von New-York." Um seine Zahlen zu erhalten, nimmt er eben Räume in irgend welchen Verbindungen, welche ihm zusagen. Um seine Durchschnitte zu erhalten, nimmt er Zahlen in irgend welchen Verbindungen, welche ihm zusagen. Und dann sagt er uns, daß, weil seine Tabellen auf den ersten Blick gut für seine Theorie aussehen, seine Theorie unwiderleglich bewiesen ist!

Wir wollen noch ein paar Worte über den Beweis sagen, welchen wir aus dem Verzeichniß des hohen englischen Adels abgeleitet haben. Herr Sadler behauptete, daß die Peers eine von der Natur zur Unfruchtbarkeit verdammte Classe seien. Wir leugneten dies und zeigten nach der letzten Ausgabe von Debrett, daß die Peers des Vereinigten Königreichs weit mehr als die durchschnittliche Menge von Kindern aus einer Ehe haben. Herrn Sadler's Antwort hat uns sehr viel Spaß gemacht. Er leugnet die Genauigkeit unserer Zählung und bringt, indem er alle schottischen und irischen Peers mit einrechnet, allerdings ganz andere Zahlen heraus als welche wir angegeben haben. Von einem Mitgliede des Parlaments des Vereinigten Königreichs sollte man doch erwarten können, daß er besser wisse, was ein Peer des Vereinigten Königreichs ist.

Indem er die schottischen und irischen Peers mitrechnet, hat Herr Sadler die Durchschnittszahl geändert. Aber sie ist doch noch bedeu-

tend höher als die durchschnittliche Fruchtbarkeit in England und gibt daher doch einen unwiderleglichen Grund gegen seine Theorie.

Die Ausflüchte, zu welchen er sich in dieser Schwierigkeit getrieben sieht, sind ausnehmend spaßhaft. Wir sagten: Die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen der Peers ist um ein Fünftheil höher als die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen im ganzen Königreiche.

Herr Sadler antwortet darauf: „Wo oder von wem hat der Kritiker es vermuthet gefunden, daß die einregistrirten Taufen die volle Fruchtbarkeit der Ehen in England ausdrücken?"

Allerdings, wenn die Register von England so mangelhaft sind, daß sie den Unterschied erklären, welcher nach unserer Berechnung zwischen der Fruchtbarkeit der Peers und der Fruchtbarkeit des Volkes existirt, dann läßt sich aus diesem Unterschiede kein Grund gegen die Theorie des Herrn Sadler ziehen. Aber was wird aus allen andern Gründen, welche Herr Sadler selbst grade auf diese Register gegründet hat? Was wird vor Allem aus seiner Vergleichung der Volkszählungen von Frankreich und England? In der uns vorliegenden Broschüre verweilt er mit großer Selbstgefälligkeit auf einer Thatsache, welche ihm seine Theorie zu stützen scheint und welche uns an und für sich hinreichend zu sein scheint, sie über den Haufen zu werfen.

„In meiner Tabelle der Bevölkerung von Frankreich in den vierundzwanzig Departements, in welchen eine bis zwei Hectaren auf jeden Einwohner kommen, ist die Fruchtbarkeit von 100 Ehen, nach dem Durchschnitte der Resultate der drei Abschätzungen aus verschiedenen Perioden berechnet, die in meiner Tabelle gegeben sind, $406^7/_{10}$. In den zweiundzwanzig englischen Grafschaften, in welchen eine bis zwei Hectaren auf jeden Einwohner oder 129 bis 259 auf die Quadratmeile kommen — also von Huntingdonshire an bis nach Worcestershire — wird man finden, daß sich die ganze Anzahl von Ehen innerhalb zehn Jahren auf 379,624 und die ganze Menge von Geburten in derselben Zeit auf 1,545,549 beläuft, oder auf $407^1/_{10}$ Geburten

aus 100 Ehen. Also nur ein Unterschied von eins in tausend mit dem Verhältniß in Frankreich verglichen."

Sieht Herr Sadler nicht, daß, wenn die Register von England, welche bekanntermaßen so sehr mangelhaft sind, ein Resultat geben, welches genau und fast absolut mit dem übereinstimmt, welches man aus den französischen Registern enthält, welche bekanntermaßen sehr ausführlich und genau sind, dies grade das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen will? Die Uebereinstimmung der Register beweist, daß in den Thatsachen keine Uebereinstimmung herrscht. Um die durchschnittliche Fruchtbarkeit Englands nur zu dem Niveau der durchschnittlichen Fruchtbarkeit der Peers der drei Königreiche zu erheben, welche 3,81 auf eine Ehe ist, ist es nothwendig, etwa sechs Procent zu der Anzahl der in den englischen Registern angegebenen Geburten hinzuzufügen. Aber wenn man dies hinzuzählt, so werden wir in den englischen Grafschaften von Huntingdonshire bis Worcestershire einschließlich 4,30 Geburten auf eine Ehe oder doch ungefähr so viel haben, und die gerühmte Uebereinstimmung zwischen den Erscheinungen der Fortpflanzung in Frankreich und England verschwindet sofort. Dies ist ein merkwürdiges Beispiel für Herrn Sadler's Fertigkeit in der Kunst, Ausflüchte zu machen. In derselben Broschüre urtheilt er, als ob dieselben Register genau bis zu eins in tausend wären, und als ob sie wenigstens bis zu eins in achtzehn falsch wären!

Er versucht zu zeigen, daß wir nicht ein richtiges Kriterium der Fruchtbarkeit der Peers genommen haben. Wir sind nicht ganz gewiß, ob wir seine Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand verstehen. Die Reihenfolge seiner Bemerkungen ist ganz ungewöhnlich verwirrt und der Nebel seiner Worte dicker als gewöhnlich. Wir wollen den Grund, auf welchen er am meisten Gewicht zu legen scheint, in seinen eigenen Worten wiedergeben:

„Aber ich werde zuerst einen weit auffallendern und wichtigern Irrthum anmerken, in welchen der Kritiker gerathen ist, oder in welchen, wie ich eher fürchte, er wissentlich seine Leser zu verwickeln wünscht,

da ich in demselben Capitel, welches er kritisirt und dem er widerspricht, ausdrücklich bemerkt habe, was ihn davor 'bewahrt haben sollte. Es ist dies: Er hat ganz und gar unterlassen, die unfruchtbaren Ehen aller jener Adelsfamilien zu zählen, die in derselben Periode erloschen sind, welche seine Zählung umfaßt. Er zählt z. B. den Grafen Fitzwilliam, seine Ehen und Erben; aber hat er nicht unterlassen, die Ehen jener Zweige des nämlichen edeln Hauses aufzuzählen, welche erloschen sind, seitdem jenes ehrwürdige Individuum seinen Titel besaß? Er spricht davon, daß ich mich bloß auf das Erlöschen der Adelsfamilien in meiner Beweisführung berufen habe; aber nach seinem Plane der Abschätzung verliert man beständig und durchaus das Erlöschen aus dem Gesichte. Indem er die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen der Adligen berechnet, zählt er gradezu nur aus einer ausgewählten Classe derselben, einer, aus der die Unfruchtbaren beständig ausgerottet werden und regelmäßig verschwinden, und so kommt er zu dem Schlusse, daß die Peers eine ausnehmend fruchtbare Classe sind! Grade als ob ein Landmann das Verhältniß der Zunahme nicht aus der Menge der gesäeten Saat, sondern nur aus dem Theil derselben berechnen wollte, welcher zur vollkommenen Reife kommt, und Alles ausließe, was gar nicht aufgegangen oder nicht reif geworden wäre! Nach diesem Grundsatze könnte man allerdings die armseligste Ernte, welche man jemals erhalten hatte und in welcher der Landwirth nicht einmal seine Saat „herauskriegte," wie der Ausdruck ist, so zählen, daß sie ausnehmend fruchtbar zu sein schiene!"

Wenn wir diese Stelle richtig verstehen, so beweist sie ganz entschieden, daß Herr Sadler nicht im Stande ist, nur die allerniedrigsten Handlangerdienste bei statistischen Untersuchungen zu leisten. Welcher Schatten eines Grundes ist da, um zu glauben, daß die Peers, welche im Jahre 1828 lebten, in Bezug auf ihre Fruchtbarkeit sich von irgend einer andern auf's Gerathewohl herausgenommenen, eben so zahlreichen Gruppe von Peers in Bezug auf ihre Fruchtbarkeit unterschieden? In welchem Sinne waren die Peers, welche im Jahre 1828 lebten, dem

Theile der Saat zu vergleichen, welche zu vollständiger Reife gelangt? Haben wir Alles, was fehlschlug, ganz ausgelassen? Im Gegentheil, wir zählen eben so wohl die unfruchtbaren wie die fruchtbaren Ehen aller Peers des Vereinigten Königreichs, welche zu einer bestimmten Zeit lebten. Wie so waren die Peers, welche im Jahre 1828 lebten, eine ausgewählte Classe? Wie so waren die Unfruchtbaren von ihnen ausgerottet? Ist jeder Peer, der verheirathet war und keine Kinder bekommen hatte, im Jahre 1827 gestorben? Gibt es nur den Schatten eines Grundes, anzunehmen, daß unter den Ehen, welche die in Debrett's letzter Ausgabe namentlich angeführten Peers geschlossen hatten, nicht die gewöhnliche Zahl unfruchtbarer Ehen war? Aber wir sollten, sagt Herr Sadler, alle unfruchtbaren Ehen aller Peers gezählt haben, „deren Titel in der Zeit erloschen waren, welche unsere Zählung umfaßte,“ d. h. seit der frühesten Ehe, welche irgend ein im Jahre 1828 am Leben befindlicher Peer geschlossen hatte! Hat man jemals einen ähnlichen Vorschlag gehört? Gewiß waren wir nicht dazu verpflichtet, irgend etwas Derartiges zu thun, wenn wir nicht auch zu gleicher Zeit die Kinder mit eingerechnet hätten, welche aus allen fruchtbaren Ehen entsprungen waren, die Peers in jener Zeit geschlossen hatten. Herr Sadler will gern, daß wir die Menge der Kinder, welche den im Jahre 1828 am Leben befindlichen Peers geboren worden, nicht mit der Zahl der Ehen dividiren sollten, welche diese Peers geschlossen haben, sondern mit der Zahl der von diesen Peers geschlossenen Ehen zusammen mit einem Haufen anderer Ehen, welche, grade weil sie unfruchtbar gewesen, aus den in den letzten fünfzig Jahren in der Aristokratie geschlossenen Ehen ausgewählt sind. Ist das die Art und Weise, richtige Durchschnittszahlen zu erhalten? Wir könnten eben so gut verlangen, daß alle in der Aristokratie geschlossenen Ehen, welche in den letzten fünfzig Jahren je zehn Kinder erzeugt haben, zu denen der im Jahre 1828 am Leben befindlichen Peers hinzugefügt werden sollten! Die richtige Weise, auszufinden, ob eine Gruppe von Menschen fruchtbar oder unfruchtbar ist, ist nicht, Ehen zu nehmen, welche ent-

weder weil sie fruchtbar oder unfruchtbar sind, aus der Masse ausgewählt sind, sondern eine Sammlung von Ehen zu nehmen, von welchen man keinen Grund hat, anzunehmen, daß sie mehr oder minder fruchtbar seien als andere. Welchen Grund hat man, anzunehmen, daß die Ehen, welche von den im Jahre 1828 am Leben befindlichen Peers geschlossen wurden, fruchtbarer wären als die, welche von den im Jahre 1800 oder 1750 am Leben befindlichen Peers eingegangen wurden?

Wir wollen noch eine Stelle aus Herrn Sadler's Broschüre über diesen Gegenstand anführen. Wir schrieben das Erlöschen der Adelstitel theilweise der Thatsache zu, daß diese Ehren meistentheils auf die männlichen Erben beschränkt sind.

„Das ist allerdings eine Entdeckung! Peeresses, „ausnehmend fruchtbar,“ bringen nicht, wie Macbeth seine Gattin beschwor, „bloß männliche Kinder zur Welt,“ sie gebären sowohl Töchter wie Söhne!! Ei, sieht denn der Kritiker nicht, daß, so lange als das Naturgesetz, welches das Verhältniß der Geschlechter zu einander so genau regelt, weiter fortbesteht, Neigung zur Verminderung des einen Geschlechtes eben so gewiß wie der Beweis irgend eines mathematischen Problems beweist, daß eine Neigung zur Verminderung beider Geschlechter existirt; aber von ausnehmend fruchtbaren Peeresses zu sprechen und doch noch zu behaupten, daß das schnelle Erlöschen der Adelstitel daher kommt, daß sie nicht ausschließlich männliche Kinder gebären, ist baarer Unsinn.“

Wenn es irgend einen Satz in der ganzen Welt gibt, von dem wir nicht erwartet hätten, daß man ihn als baaren Unsinn bezeichnen würde, so ist es der, daß eine Ehre, welche auf Männer allein beschränkt ist, leichter erlöschen kann als eine Ehre, welche, wie die englische Krone, ohne Unterschied auf Söhne und Töchter vererbt wird. Wir haben von Familien gehört, ja wir kennen sogar solche, in welchen, wie Herr Sadler sich auch darüber wundern möge, Töchter und keine Söhne sind. Ja, wir kennen viele solche Familien. Wir sind eben so sehr geneigt, wie Herr Sadler, den gütigen und weisen Anord-

nungen der Vorsehung in der natürlichen Welt nachzugehen, wenn wir einmal über die Thatsachen im Reinen sind, auf welche gestützt wir vorangehen, und wir haben es immer als eine höchst bewunderns-würdige Anordnung betrachtet, daß, obwohl in den einzelnen Familien die Anzahl der Söhne und Töchter äußerst verschieden ist, doch in großen Menschenmassen die Verschiedenheit beinahe verschwindet. Unzweifelhaft läßt sich voraussetzen, daß in tausend Ehen die Anzahl der Töchter die der Söhne nicht bedeutend übertreffen wird. Aber es läßt sich auch als wahrscheinlich ansehen, daß einige unter diesen Ehen nur Töchter hervorbringen werden. In jeder Generation der hohen Aristokratie gibt es mehrere solche Fälle. Wenn ein Peer, dessen Titel auf die männlichen Erben beschränkt ist, stirbt und bloß Töchter hinterläßt, so muß sein Titel erlöschen, wenn er nicht etwa nur einen Erben aus einer Seitenlinie hat, sondern auch einen solchen Erben aus einer Seitenlinie, der durch eine ununterbrochene Reihe von Männern von dem ersten Besitzer der Ehre abstammt. Wenn der verstorbene Peer der Erste seines Titels war, dann wird nach dieser Annahme sein Titel erlöschen. Wenn er der zweite war, so wird er auch erlöschen, wenn er nicht einen Bruder oder den Sohn eines Bruders hinterläßt. Wenn der zweite Peer einen Bruder hatte, so muß der erste Peer wenigstens zwei Söhne gehabt haben, und das ist mehr als die durchschnittliche Menge der Söhne aus einer Ehe in England. Wenn man daher in Erwägung zieht, wie viele Adelstitel in der ersten oder zweiten Generation sich befinden, so wird es nicht sonderbar erscheinen, daß solche häufig erlöschen. Es gibt Adelstitel, welche sich sowohl auf die weiblichen wie auf die männlichen Nachkommen vererben. Aber in solchen Fällen ist, wenn ein Peer stirbt und bloß Töchter hinterläßt, die Fruchtbarkeit der Ehe an sich eine Ursache des Erlöschens des Adelstitels. Wenn nur eine Tochter da wäre, so würde die Ehre sich vererben; wenn mehrere da sind, kommt sie ab.

Aber es ist unnütz, noch mehr über einen so klaren Fall zu reden, und in der That ist es auch unnütz, irgend etwas Weiteres über Herrn

Sadler's Buch zu sagen. Wenn wir uns nicht täuschen, haben wir die Berechnungen, auf welchen seine Theorie beruht, vollkommen an's Licht gezogen, und wir glauben nicht, daß wir unsern Lesern Spaß machen oder die Sache der Wissenschaft befördern würden, wenn wir eine Reihe geschwätziger Beschuldigungen, welche er in der größten Wuth gegen uns erhoben hat, eine nach der andern widerlegen wollten: unwissende Anklagen auf Unwissenheit und ungerechte Beschuldigungen der Ungerechtigkeit, die in langen eintönigen Declamationen einhergebracht werden, so lang, daß wir keinen Raum haben, sie anzuführen, und so verworren, daß wir es nicht unternehmen können, sie abzukürzen.

Allerdings gibt es Vieles in dieser albernen Broschüre, worüber man lachen kann, von dem Motto auf dem Titelblatt an bis zu einigen Weisheitssprüchen über Kühe auf der letzten Seite. Ein Theil derselben ist freilich sehr feierlich, wir meinen ein jeu d'esprit des Herrn Sadler über einen Tractat von Dr. Arbuthnot. Dies ist allerdings „sehr trauriger Spaß," wie der Theaterzettel von Peter Quince besagt, und wir würden Niemandem, der zu seinem Vergnügen liest, rathen, sich daran zu machen, wenn er noch einen Band der Statutes at large sich verschaffen kann. Das ist übrigens — wir müssen Herrn Sadler diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — eine Ausnahme. Seine Witze und seine Zahlentabellen sind die einzigen Theile seines Werkes, welche man mit vollkommenem Ernste durchlesen kann. Seine Irrthümer sind ergötzlich, seine Ausflüchte außerordentlich komisch. Aber seine Wuth ist die groteskeste Ausstellung, welche wir jemals gesehen haben. Mit Schaum vor dem Munde schreit er über Wahrheitsliebe und vertheidigt die göttliche Güte mit einem höchst erbaulichen herzlichen Haß. Ueber diesen Gegenstand wollen wir ihm beim Scheiden noch einen kleinen Rath geben. Wenn er auf diese Weise tobt, um sein Gemüth zu erleichtern, oder weil er glaubt, daß er etwas thut, was ihm Ehre bringt, oder aus einem Gefühle religiöser Pflicht, so wird es uns fern liegen, uns darin einzumischen. Sein Frieden, sein

Ruf und seine Religion sind Dinge, mit denen er allein zu thun hat, und er wie der Aristokrat, welchem seine Abhandlung gewidmet ist, hat ein Recht, mit dem, was ihm gehört, zu schalten, wie er will. Aber wenn er seinen schimpfrednerischen Stil etwa deswegen angenommen hat, weil er glaubt, daß er uns dadurch ärgern würde, so müssen wir ihm mittheilen, daß er sich darin ganz vollkommen geirrt hat, und daß es besser sein würde, wenn er uns in Zukunft nur seine Gründe gibt, wenn er welche hat, und seine Wuth für die aufbewahrt, welche sie fürchten.

Zwei Gedichte,

welche mit der Goldenen Medaille des Canzlers der Universität Cambridge ausgezeichnet wurden.

William Frederik, Herzog von Gloucester und früher Canzler der Universität Cambridge, verlieh jedes Jahr eine goldene Medaille an einen Studenten dieser Universität für die beste Ode oder das beste englische Gedicht in heroischem Versmaße. Diese Medaille wird jetzt von Prinz Albert ausgetheilt. Der Vicecanzler gibt das Thema am Ende Michaelis, und die Gedichte müssen am oder vor dem 31. März des folgenden Jahres eingeliefert werden. Sie dürfen nicht mehr als zweihundert Zeilen enthalten. Jeder Candidat muß sein Gedicht privatim und mit einem Motto versehen einsenden. Außerdem muß ein versiegeltes Papier, welches außen dasselbe Motto und innen den Namen und das Collegium des Studenten enthält, eingesandt werden. Die Papiere, welche die Namen derer enthalten, welche den Preis nicht bekommen, werden uneröffnet verbrannt. Kein Gedicht erhält den Preis, welches ganz oder theilweise von dem Candidaten selbst abgeschrieben ist, und Niemand kann die Medaille bekommen, der nicht wenigstens zu der Zeit der Einsendung ein Semester Mitglied der Universität gewesen ist. Am Tage der Eröffnung liest der Candidat das Preisgedicht im Senatshause vor.

Zwei Gedichte,

welche mit der goldenen Medaille des Kanzlers der Universität Cambridge ausgezeichnet wurden.

[illegible]

Pompeji.

(1819.)

O Land, der Freiheit und Erinn'rung werth,
Durch Siege groß mit Leier und mit Schwert,
An Rebenhügeln reich und Waldespracht,
An Kunst und Waffen, Lieb' und Geistesmacht,
Italien, höre mich! Nicht mehr erbebt
Das Weltmeer, weil Dein Aar sich schimmernd hebt;
Nicht seiner Königsschätze Blutgewinn
Legt Dir der stolze Ost zu Füßen hin;
Dahin ist jede Spur vom alten Glanz,
Die reiche Krone und der Lorbeerkranz,
Der Dolch der Rache, und das Siegerschwert,
Das einst Dein Reich gebaut, Dein Recht bewährt, —
Die Muse nur blieb treu an Deinem Strand
Und weilt noch gern, wo sonst ihr Tempel stand.
Wenn huldreich sie in alten Zeiten schon
Genaht dem meerumkränzten Albion,
Der rauhen Zunge echte Kunst gelehrt,
Mit echtem Feu'r der Briten Lied genährt,
Gib von der Eiche ihr auf Maro's Grab,
Der einsamen, die stille Harf' herab, —

Vom Schlummer wird in ihrer Hand erwachen
Der Saiten Spiel und ihn zur Gluth entfachen,
Der Lust und Leid, hier wo Dein Himmel blinkt,
Der Deine Schrecknisse und Wonnen singt.
  Wie lieblich und wie fürchterlich zugleich
Der Himmel ist, an Reiz und Schrecken reich,
Pompeji, ach! Du hast es uns gelehrt,
Das reizgeschmückt in Schrecken ward zerstört.
Dein letzter Tag brach heiter an und mild
Und goß sein Licht auf ein gleich heit'res Bild.
Kaum zog ein Flüstern durch die Blätter her;
Mit blauen Grübchen lächelte das Meer;
In gold'ner Lichtfluth badend war zu schauen
Campaniens Weingeländ' und sonn'ge Auen;
Der Eichen und der Fichten Kronen glühn
In scharfem Riß am dunkeln Apennin.
Pompeji strahlt' in Lust und Festesglanz;
An jeder Thüre weht' ein grüner Kranz;
Mit ernstem Thun und muntern Liedern auch
Beging man einer Feier frohen Brauch.
Die greisen Priester in den Binden nahn,
Zum Reigen treten ros'ge Mädchen an;
Es wird dem Krieger, der dort näher trat,
Die rauhe Stirn von flücht'gem Lächeln glatt.
Der frische Knabe hier, berauscht von Lust,
Tanzt in der Luft und jauchzt aus voller Brust.
Von jedem Altar steigt ein Opferduft
In reichen Wellenwolken in die Luft.
Der Heerde Fürst, milchweiß, das Horn verziert
Mit Gold, wird dort zur Schlachtbank hingeführt,
Und wie die bunte Au' er freudenvoll
Berupft, und hinhüpft, wo er bluten soll,

Da ahnt man nicht, daß, so wie er, die Stadt
Zum Tode zieht auf einem Blumenpfad,
Dem nahen Streich arglos die Stirne beut
Und sich am Grabesrand des Lebens freut.
Was half's, daß, wo mit Aschenbergen ragt
Die Höhe dort, vom Feuerstrom zernagt,
In Nebelreihen düst're Schreckgestalten
Am Bergesabhang trüb' herniederwallten,
Mit hohlem Auge grinsend auf das Land,
Und auf Euch weisend mit der Schattenhand?
Umsonst will Furcht der Himmel selbst erwecken,
Verkündet die Natur den nahen Schrecken.
Umsonst seht Ihr von fern in mancher Nacht
Auf jener Höh', in Meteorenpracht,
Des Elementenkrieges Flammenfahnen,
Die an der Erde innern Kampf gemahnen.
Vergebens stöhnte der Vesuv in Wuth
Und tobt' in Donner aus des Busens Gluth.
Längst hob der Aar, bedroht im alten Sitze,
Sich kreischend auf und floh die Flammenspitze;
Erschreckt vom zuckend sprüh'nden Glanz der Nacht,
Hat sich der Fuchs vom Lager fortgemacht;
Nicht wie vor Kurzem wagt die Ziege nun,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun.
Der Mensch, er spottet der Gefahr allein;
Ihn schreckt das Stöhnen nicht, der Schwefelschein;
Indeß der nied're Trieb sich rettend regt,
Hat sich Vernunft zur Ruhe stolz gelegt.

Doch sieh, es ruft das off'ne Schaugebäude
Die todgeweihten Tausende zur Freude.
Hinein strömt's, lärmend wie der Wogen Brand,
Die schäumend toben um den Felsenstrand.

Es schaut die Menge, vor Entzücken stumm,
Der trag'schen Muse prächtig Heiligthum.
Die weckt mit ihrem Stab das Schattenbild
Der alten Zeit, mit Geist und Pracht erfüllt,
Schön wie ein Jugendtraum, indeß die Schaar
Der Schwesterkünste, strahlend, den Altar
Der Kön'gin schmückt und ihrer Göttlichkeit
Ernstvollen Zügen mild're Anmuth leiht.
In weitem Kreise sieht der Blick die hohen
Gestalten blühn der Götter und Heroen;
Am hohen Dach rollt Wiederhall entlang
Vom stolzen Zwiesprach oder Chorgesang;
Und wie die Töne sinken oder schwellen,
So auch die Herzen, von den Zauberwellen
Getragen, leidvoll um erdichtet Leid,
Vor Angst bald pochend, bald vor Seligkeit.
O wollte eine Stimme doch erschallen,
Wie einst durch Salem's Haus und Cederhallen,
Verkündend um den angsterfüllten Dom
Mit wildem Laut die nahe Räch'rin Rom,
Indessen Thurm und Siegesbogen beben
Von Gottestritten, die sich fortbegeben!
Solch eine Stimme hemmte wohl die Thränen,
Die müß'gen, um erdichtet Weh und Sehnen,
Und jagte Schreck und Jammer in das Herz
Um and're Noth und näher geh'nden Schmerz.
Die Stunde schlägt. Die Schwefelwolke hat
Wie in ein Leichentuch gehüllt die Stadt
Und auf das lachende Campanerland
Die dunkle Decke endlos ausgespannt.
Die Sonne, in der vollen Mittagsmacht,
Brennt roth und lichtlos durch die kranke Nacht.

Wie da ein Schauder durch die Herzen zieht!
Die Flöten schweigen, es verstummt das Lied.
Erkennen läßt der Wolke Schatten nicht
Die Wandlung in der Andern Angesicht,
Doch in der Schreckensstille laut genug
Hört' Jeder, wie das Herz des Nachbars schlug.
Ein Augenblick der Stille. Wild dann schlagen
Der Schrei der Furcht auf und des Jammers Klagen.
Die Pforten weichen, und dem engen Gang
Rollt in Verwirrung zu der Menschendrang.
Tod, wenn Du Einem, welcher siech vergeht,
Mit schatt'gem Scepter winkst vom Schmerzensbett, —
Blinkt in der Freundschaft Blick die Zähre auch,
Schlürft Liebe gleich der Lippe letzten Hauch —
Trotz Foltern, trotz der Liebe Trost im Scheiden,
Hängt er am Leben doch und seinen Leiden.
Doch nie hat finst'rer Deine Stirn gedräut,
Nie war Dein Pfeil so bitter scharf, als heut',
Wo der Natur Gesetz, die Macht der Liebe
Vergebens rang mit wildem Schreckenstriebe.
Zur Mutter hallt umsonst des Kindes Bitte;
Der Bruder fällt von seines Bruders Tritte;
Vergebens kehrt den vorwurfsvollen Blick
Der Sterbende zum alten Freund zurück;
Die Jungfrau dort am Boden, seht, wie sie
Um Hilf' umklammert des Geliebten Knie!
Umsonst der gelle Schrei, des Auges Flehn, —
Die Furcht herrscht — tödtlich ist es, beizustehn.
Und nun das wilde, rothe, helle Licht,
Das in des Mittags nächt'ges Dunkel bricht,
Wie der Vesuv die breiten Flammen schießt
Und Feuerschlossen über's Thal ergießt,

Aus seinem Kegel Höllenblitze zückt,
Die Luft mit fremden Meteoren schmückt!
Roth stieg der Morgen auf, doch sah er nimmer
Die Blumenau', der Villen heitern Schimmer,
Der Purpurhügel reiche Rebenwonne,
Die Kuppeln, funkelnd in dem Strahl der Sonne.
Wo kürzlich noch geprangt Kunst und Natur
Mit lichtem Marmor und smaragdner Flur,
Da zieht, durchfurcht von feurigem Gerinn,
Sich endlos eine Aschenwüste hin.
Wo gestern noch ertönt' der Festgesang
Der muntern Mädchen und die Laut' erklang,
Entzückend und entzückt, das Heiligthum
Von frohem Tanz erscholl, — ist Alles stumm.
Stumm! Schuf die Einbildung das Schmerzensach,
Das matt aus dem verheerten Boden brach?
Lebt noch und athmet Mancher in dem Grab,
Dem Schutzort fluchend, welcher Frist ihm gab,
In mächt'ger Wölbung, die der Eb'ne Wucht,
Der Trümmer Druck umsonst zu brechen sucht?
Wer singt den Kampf, wenn die Natur verlangt
Nach Tod, und klammernd doch am Leben hangt?
Wer malt den Elenden in Grabesluft,
Lebendig im Gefängniß einer Gruft?
Bleich wie die Leiche auf dem Holzstoß liegt,
Ein graß verzerrtes Lächeln im Gesicht,
Geht ruhlos, sprachlos, raschen Schrittes er
In seines Kerkers Höhlung hin und her,
Bald Schmerzgestöhn, bald Angstgeheul im Mund,
Schlägt sich die Stirn, nagt seine Lippen wund,
Bis die erschöpfte Furcht in Stumpfsinn sinkt,
Und Wahnwitz so der Angst die Beut' entringt.

Ihm sinkt der Arm; wild und versteinert starrt
In's schwarze Nichts ein Blick, der nichts gewahrt.
Er fühlt nicht, sieht nicht, weiß von sich nicht mehr;
Die Seel' ist wie das Auge still und leer.
Rings Alles Nebel ohne Hoffnungsstrahl, —
Verzweiflung endet Alles, auch die Qual.
Auf, Hunger, daß das Schicksal sich erfülle!
Des Auftritts Greuel end' in düst'rer Stille.
Doch ehe Deine zähe Folter schweigt
Und Grabesfrieden lautlos niedersteigt,
Soll Scheußliches an jenem Ort geschehn,
Wie nie des Dichters Aug' im Geist gesehn, —
Was Angst nur eingibt und des Wahnsinns Graus —
Des Grabes Festmahl, der Verzweiflung Schmaus!
Verbirg den Anblick! In Vergessenheit
Hülle der Schleier ihn der Nacht und Zeit.
Und sieh Pompeji jetzt! Auf freiem Pfad
Geh' sinnend durch die stille Todtenstadt;
Wo immer noch, groß selbst im Untergehn,
Formlose Thürm' und mürbe Säulen stehn,
Wo um die Pfeilerreih'n, von Moose grün,
Des bleichen Epheus Arme rankend ziehn,
Und kalter Marmor Veilchen Leben gab —
Dort denk': ich steh' auf eines Volkes Grab.
Und fürchte nicht ein grausig Todesbild;
Nein, schön ist Alles, duftig, grün und mild.
In sanftem Hang umschließt ein Höhenrund
Mit üpp'gem Myrtenwuchs den heil'gen Grund.
Im Thal, von Gras und Blumen überzogen,
Stehn Gräber, Bäder, Thürme, Tempelbogen.
Wie spottend hüllt Natur ihr schönstes Kleid
Mit allen Reizen um die Einsamkeit,

Und läßt in Füll' auf einer Stadt Ruin
Die lieblichsten der Blumen wuchernd blühn.
Mit Rosen prangt der unbetret'ne Pfad;
Mit Lilien dort besäumte sich das Bad;
Das Laubwerk des Akanthus rankt sich hier
Um's Capitäl, das spottet solcher Zier;
Dort um verfall'ne Zimmerwände ziehn
Tapeten eig'ner Weberei sich hin,
Schlingpflanzen, deren frische Farbe jetzt
Den tyr'schen Purpur einfach reich ersetzt.
In duft'gem Schatten schläft die Trümmerstätte,
Wie die Athen'rin auf dem Leichenbette,
Der Arme Marmor und des Nackens Weiß
Geschmückt mit aller Zonen Blumenpreis, —
Ein passend Sinnbild der bekränzten Maid,
Mit Schönheit einend jähe Sterblichkeit.

Hier schreite durch geborst'ne Hallen vor,
Durch diese Säulen, dies gestürzte Thor,
Durch Bogen, nicht mehr harrend der Quadrigen,
Auf Gräber, jetzt erklimmt von kecken Ziegen.
Sieh, wie auf jener Mauer, die zertrümmert
Daliegt, durch's Moos die Malerfarbe schimmert,
Frisch unter zarten Schlüsselblumen glüht
Und mit der Rose buhlt, die drüber blüht!

Du lieblich gräßliches, seltsames Bild,
In Schönheit furchtbar und in Greueln mild,
Ein weit'rer, hell'rer Ruhm soll Dich verklären,
Als wilder Reiz und Unglück kann gewähren.
Unsterbliche, in deren ew'gem Lied
Das Reich Athens und Roms noch heute blüht, —

Denn ob die Herrscherthrone auch zerschellt,
Ihr blieb das Scepter in der Geisterwelt —
Ihr Ewigen, von Pindus' Flamme groß,
Von deren Lippen Ueberredung floß,
Die der Natur geheimen Plan ergründet,
Der Menschheit wirre Räthsel all' verkündet,
Schaut her von dort, wo von der Zeit verschont
Ihr auf nie welken Blumenlagern thront,
Wo um die Locken Euch Elysiums Kranz
Mit süßerm Dufte blüht und hellerm Glanz!
Noch einmal, ew'ge Schatten, baut der Ruhm,
Der sühnende, ein herrlich Heiligthum.
Es tauchen mit Pompeji's Trümmerhauf
Die lang' verlor'nen Wissensschätze auf,
Des Dichters Lied, rein wie der Vesta Feuer,
Der stattliche Kothurn, die sanfte Leier,
Der Rede Wunderruthe, der auf Erden
Die Scepter und die Schwerter dienstbar werden,
Und jeder mächt'ge Zauber, dessen Kraft
Erweicht und härtet, Pein und Lind'rung schafft.
O Trauerstadt, Dein Haupt erhebe Du!
Der Todten Ehre, Dir auch fällt sie zu.
Hätt'st Du gestanden, bis der eis'ge Norden
Auf Dich ergossen seine wilden Horden,
Bis unter Alboin's Tritt das Land versank,
Und Gott die Geißel auf Europa schwang,
Kein ew'ger Kranz verschönte Deinen Tod,
Kein Ruhm das Grauen Deiner letzten Noth.
Nun lebt Dein Name in den Zeitenfluthen,
Vereint mit allem Großen, Schönen, Guten,
Mit jedem Weisheitsspruch und Dichterwort,
Mit Tullius' Griffel, Maro's Leier fort.

Gleich ihnen, deren Geist Dein Grabmal weiht,
Soll frischer blüh'n Dein Ruhm im Gang der Zeit,
Stets sein, wo je der Muse Wort erklungen,
Lob finden in noch unbekannten Zungen; —
Mit Jauchzen soll in fernsten Erdenkreisen
Und Zeiten man Pompeji's Namen preisen.

Abend.

(1821.)

Du schöne Stunde, die dem Träumer hold,
So voll von süßem Duft, von reinem Gold,
Von Prachtgewölk, von Thau und Sternenschein —
Du selber sollst heut meine Muse sein.
Gib diesem Sang, der Deinem Preis geweiht,
Den Abglanz Deiner eig'nen Herrlichkeit,
Die Farben, drin Dein Himmel wechselnd schien,
Den Wohllaut Deiner luft'gen Melodien.

Dich, Abend, liebt' ich ja, und ich empfand
Wie oft! das sanfte Walten Deiner Hand,
Die jedem Ton und Anblick im Gefild
Die eigne Sanftheit leiht, so tief, so mild.
Die Schatten, — wachsend, wenn die Sonne flieht —
Der Strahl, der auf der blauen Höh' verzieht;
Der Hauch, der flüsternd und melod'schen Klangs
Den Schattenduft durchweht des Nußbaumgangs;
Der See, der als ein Feuerspiegel loht,
Das Spätgeläut' des Thurms im Abendroth;

Das Echo, das hinzieht von Schlucht zu Schlucht,
Das Lied der wilden Vögel auf der Flucht —
Ja, selbst des Hornes Schall, der frisch belebt
Dann klingt, wenn er auf Morgenlüften schwebt, —
Was noch so lieblich tönt, so lustig schaut,
Leis' wird's vom Abendzauber angegraut:
Ein Geist der süßen Trauer zieht und schwebt
Um Alles, was im Licht des Abends lebt.
Er seufzt in seinem Duft — in seinem Blau
Erröthet er und weint in seinem Thau. —
Wie süß, in dieser Stund' — so hold und still,
Wenn frisch die Erd' von Schauern des April —
Zu wandern einen Feldweg, tief und grün,
Wo Dorn wächst und wo wilde Blumen blühn,
Der Sonn' entgegen, die des Tages Rest
Mit Glanz bekleidend, niedersteigt den West.
Schwarz um die Glorie jenes Himmels hängt
Ein Wolkenkranz, mit Carmosin besprengt,
Den dunkeln Locken gleich, mit Rosen drin
Um's Haupt der schönen Maienkönigin;
Und düstre Streifen, die der Scheidestrahl
Der Sonn' auflodern läßt ein letztes Mal,
Bis daß dem Aug' erscheint die dunkle Schicht
Wie Inselblau in einem Meer von Licht,
Zerrissen von manch' fantast'schem Felsenriff,
Mit Inlandshügel, weitgestrecktem Kliff. —
Der Himmel färbt, wenn brechend auf ihm ruht
Das Sonnenaug', sich ganz mit Rosengluth, —
O, jenem Roth, wie's trüg'risch oft umglüht
Manch' holde Wange, die bald ausgeblüht —
Unmerkbar stirbt der Glanz, so farbenreich,
Und schmilzt in einem Schatten falb und bleich.

Sieh! auch des Hüttenfensters Schein verglimmt,
Und Silbernebel, wie ein Schleier, schwimmt
Auf feuchte Wiesen nieder. Alles stumm,
Bis auf des Bächleins Plätschern, das Gesumm
Heimzieh'nder Käfer, Eulenschrei und Schall
Der schluchzend liebverlornen Nachtigall.
Des Flusses Glanz hat sich vertieft in Blau;
Der Rasen dampft von Duft und frischem Thau.
Wer schaute nun nicht gern, emporgewandt,
Zum Himmel auf, in jenes Räthselland
So rein, so farblos, ach so still, so weit —
Hell ohne Licht — Nacht ohne Dunkelheit!
Wie hier und da einsam auftaucht ein Stern,
Blitzend in feuchtem Strahlenglanz von fern;
Wie — schöner Abend! — schon im West aufflammt
Der Schein des Wandlers, der von Venus stammt!
O! Du, in deren heil'gem Myrthenhain,
Die Menschheit wohnte, da sie jung und rein,
Als Hellas' Leier Dir den Frühgesang,
Du Königin der Qual und Schönheit, klang —
O! die Du Hoffnung sanft und Bangen nährst
Und Thränen durch ein traurig Lächeln klärst —
Phantom, Du — das ein übervoll Gemüth
Aus seinem Reichthum schuf, von dem's durchglüht —
Du süßer Wunsch, der wirklich ward, Du Traum,
Wie holder keiner noch am Liliensaum
Des Stroms im Mondlicht schlief . . . wie er voll Pracht
Dem Dichter, wenn er schläft, vorschwebt bei Nacht . . .
Drum hat das Alterthum, das Dich verstand,
Dein schönes Sinnbild auch nach Dir genannt —
Du Licht der Lieb', das wie zum Nachtgebet,
Wenn Alles ruht, zu ihrer Feier läd't —

Wie flochten Sänger oft, im Rausch, Dein Lob
Dem Lied ein, das der Schönheit Preis erhob;
Und holde Augen voll Melancholie
Sah'n auf zu Dir, o Stern, der sanft wie sie!
Doch sieh! Der Mond enttaucht, so gelb, so groß
Am Rand des Ostens, aus der Dämm'rung Schooß
In kalter Geisterschönheit; und sein Kuß
Berührt nun Baum und Hügel, Thal und Fluß.
Wie prächtig schimmert bald sein Silberglanz
Im lust'gen Eppich und im Blumenkranz,
Der sich um Hütten schlingt, — wie färbt er leis'
Den Kirchthurm dort, drum Eiben stehn im Kreis.
Wie schön ist jener Wand'rer, wenn er eilt
Durch Schatten, die sein sanfter Strahl zertheilt;
Wenn er mit kalt gedankenreicher Schau
Von einem Eiland mißt im Himmelsblau
Den Wolkenocean, der ihn bleich umweht,
Durch den sein Weg einsam und nächtlich geht. —
Was Wunder, wenn der Mensch — in seiner Pein,
Rathlos in dieser dunkeln Welt zu sein, —
In Dir verehrt, Du Nachtgestirn, so hell
Den Born des Lichtes und der Reinheit Quell?
Oft, wenn an der Campanerbai der Brand
Des Abendroths in sanften Duft entschwand,
Sah schüchtern die ital'sche Maid Dich ziehn
Silbern entlang den Kamm des Apennin,
Und knie'nd auf duft'gem Rasen, drin der Glanz
Des Monds dem Schatten folgt in leichtem Tanz,
Am Gitter hin, bei Ulmen, weinumrankt,
Hat sie für Deinen Segen Dir gedankt.
Nicht länger steigt, wie ehedem der Brauch,
Gebet zu Dir empor und Opferrauch.

Cithaeron weiß nichts mehr von Cynthia's Ruhm,
Der Schakal heult in Ephesus' Heiligthum.
Jedoch Betrachtung liebt noch immerdar
In Deinen Glanz zu schau'n, so bleich und klar,
Und still bewegt vom heil'gen Schau'r der Nacht,
Beugt sie sich tief vor einer andern Macht. —

So freundlich ist der Abend nicht, wenn kalt
Decemberluft fegt durch den nackten Wald
In traur'gem Tonfall; wenn die einz'ge Schau
Des Aug's ein Himmel, freudlos, kalt und grau,
Der Kron' beraubt, des flitternden Gewands —
Die Sonn' geht blutroth nieder ohne Glanz.
Doch dann wie süß im Zwielicht, trüb und lang,
Ist durch den nackten Forst ein letzter Gang,
Wenn Busch an Busch sich leise klagend schmiegt
Und welkes Laub im Wirbel rundum fliegt.
Süß ist die Heimkehr dann zur trauten Welt —
Das Feuer loht und die Gardine fällt.
'S ist süß den Regen hören und das Zieh'n
Am Fenster hin, das Rauschen im Kamin.
Und süß ist es, die Gluth bei jedem Stoß
Aufleuchten seh'n aus glimmer Kohlen Schooß,
Und wie ihr Schein zitternd bestrahlt und leis'
Hold lächelnde Gesichter rings im Kreis, —
Gefurchte Stirnen, die heut' nicht gebückt,
Da sie der Zauber dieser Stund' entzückt; —
Und ros'ge Kinderlippen, die sich nah'n
Heut' zärtlich stürm'scher, als sie sonst gethan.

Ach! nicht wie sonst in Englands alter Pracht
Führt Christmas an den Gang der Winternacht,
Da es mit rothem Antlitz, plumper Mien',

Mit steifem Kragen, spitzer Kapp' erschien, *)
Minstrels voran, Spaßmacher hinterdrein —
Mit dem bekränzten Kopf vom wilden Schwein,
Mit Jägerhorn und Bogen Masken froh — **)
Hüpfende Krebse, ***) neckischer Mistletoe —
Indeß vom Herd her prasselte Gezisch
Der brennenden Logs; und über'm Eichentisch
Voll Speisen sich der zack'ge Holly spann
Mit Stachellaub und rothen Beeren dran.
Doch ob's die alte Zeit auch lust'ger trieb —
Noch manche Freud' am Schluß des Jahres blieb.
Im Zwielicht am Kamin die bunte Reih' —
Die Bubenschaar, nun von der Schule frei —
Die Schlachtenfront, die auf geschecktem Feld
Zum Kampfe sich in Reih' und Glied aufstellt.
Wenn d i e in Schwarz und d i e im Silberkleid,
Häuptling voran, marschiren aus zum Streit,
Zu schirmen ihren Herrn vor Schimpf und Haft
Steht fest das Fußvolk, stürmt die Ritterschaft;
Das Haupt des Läufers flammt vom Schlachtenstrahl
Und die Prinzessin selbst ergreift den Stahl.
Hart ist das Herz, das solch unblut'gen Krieg
Nicht gerne sieht, solch thränenlosen Sieg.
Doch härter noch ist das, das sich abkehrt
Vom schönen Brauch der Urne, hochgeehrt,
Draus eine ird'sche Hebe, dampfumhüllt,
Die Becher rund mit duft'gem Nektar füllt!

---

*) Dieses Christmas-Costüm ist aus dem Maskenspiel genommen, in welchem Ben Jonson das Fest personificirt hat.

**) Robin Hood und sein Gefolge waren Hauptcharaktere in der alten Christmas-Maskerade.

***) „Wenn in der Schaal' gebackne Krebse hüpfen." Shakspeare.

Dein, Abend, ist die Macht, geheimnißreich,
So die Gemüther bindet, die sich gleich;
Du lullst zur Ruh', in dunkler Lauben Grün
Mit Duft und Hauch der Blumen, die da blühn,
Mit Stroms- und Windesrauschen, weich geschwellt,
Die wandermüden Pilger dieser Welt.
Dein ist die Zärtlichkeit, die sanft und scheu
Sich hingibt, ohne Schuld und ohne Reu'.
Die Ruh', so den gequälten Geist befreit,
Der zauberische Reiz der Häuslichkeit.
Dein das Gebet der Kinder, die am Rand
Des Bettes knie'n mit fromm erhobner Hand —
Dein die Gedanken, die — halb Lieb' halb Grau'n —
Die Stufen dieser Welt in's Jenseits bau'n. —
Doch, holdes Wesen, Deinem Reich entzieht
Sich nicht die Wissenschaft und nicht das Lied,
Nicht ein Gedanke, der sich groß erwies,
Und keine That der Tugend, des Genies.
Den Schein der Kerze lieb' ich über'm Blatt,
Drauf sich des Dichters Geist verewigt hat.
Dann — wie die Fee — so wunderbar, so licht *)
Gerühmt in manch' ausonischem Gedicht
Mit Bildern malt voll hoch phantast'scher Schau
Des Sicilianerhimmels funkelnd Blau —
Und ihre Dome, ganz in Duft getaucht,
Ihre Terrassen, ihre Schlösser haucht
Ueber die Wasser der saphirnen See,
Die um Dein Lichtreich spielt, Parthenope;
So auf die Seele senkt die Dichtung auch
Lieblicher Farben, schöner Formen Hauch.

---

*) Die Fee Morgana.

Was niemals noch des Daseins Weg betrat —
Vergang'nes kehrt und das Entfernte naht.
Dem trunknen Auge zieh'n in langer Reih'
Bilder der Schönheit und des Schrecks vorbei.
Der Hexenkessel*) auf verruf'ner Stell',
Das Zauberwerk der reinen Isabell, **)
Der wilde Jäger, ***) den sich schaudernd nah
Der sieche Wand'rer von Ravenna sah:
Und nun, an Milton's mächt'ger Hand enteilt
Der Geist zu Wäldern, drin die Urzeit weilt,
Zu Strömen, deren Busen von Krystall
Entquillt des ew'gen Frühlings Schein und Schall;
Und über Blumenbeeten, duftumwallt,
Sieht wandeln er die lieblichste Gestalt,
Die hochzeitliche Schatten streut in's Land
Und in die Locken flicht manch' thauig Band.
Den Priester †) sieht der Liebe sie, des Weins,
Mit seiner Schaar im Mondenlicht des Hains;
Duessa's Schloß ††) thut auf sich dem Besuch;
Zur Trauer ruft Clarissa's Leichentuch.
Ausströmt der Osten seine Zauberei'n
Süß, wie sein Duft und prächtig wie sein Schein!
Die goth'sche Muse stimmt, mit nord'schem Klang,
Des düstern Himmels düsteren Gesang
Von Helden an, von Jungfrau'n, die befreit
Aus Zauberhaft — von Schwertern, die gefeit.

---

*) Siehe „Macbeth."

**) Siehe „Maß für Maß."

***) Siehe „Theodore und Honoria."

†) Siehe „Comus."

††) Spencer's „Feenkönigin."

Und immer weiter geht's, bald ernst, bald bunt
Und immer rascher flieht die nächt'ge Stund' —
Parolles prahlt und Sir John Falstaff zeigt
All' seinen Witz und Epicene *) schweigt.
Der City Champion **) schwingt sein flammend Schwert,
Zum Jagen ruft Sir Roger, lieb und werth.

Komm immer, süßer Abend! so und laß
In Deinem Lächeln schmelzen Gram und Haß;
Und wie Dein Sternlichtthau, Dein Wind erquickt
Den durst'gen Baum, den Rasen, der geknickt;
Der müden Blum' im Schlafe Blüthen schenkt
Die Fluren rings mit feuchtem Balsam tränkt:
So woll' mit Deinem freundlichen Bemühn
Erfrischen auch des Geistes welkend Grün,
Und so zu neuem Leben, neuem Glück
Führ' jede Hoffnung, jeden Wunsch zurück!

*) Siehe Johnson's „Verschwiegenes Weib."
**) Siehe Fletcher's „Ritter von der brennenden Keule."

Rosamunde.

(1823.)

O Rosamund, wie war es süß, des Morgens in dem Thau
Mit Dir zu wandern Hand in Hand auf frischer Wiesenau;
Wenn Blumenduft und Heugeruch die Morgenluft durchzog,
Und summend um das Dach von Stroh die Schaar der
Bienen flog;
Im blauen Purpurduft zu seh'n die Berge weit entfernt,
Und weiter noch das blaue Meer, beflittert und besternt —
Ueber braune Haiden — Wälder grün und blitzende Bäch-
lein fort —
Mit kräuselndem Rauch der Hütten hier, mit grauen Thürmen
dort.

Und o! wie war es gar so süß auf Au'n voll Sommer-
glanz
Zu schau'n in Dein geliebt' Gesicht — hinwegzuschau'n mich
ganz;
Weil unter einer Eiche Du am mos'gen Bergeshag
Ein mildes Lied leis sangest und ich Dir zu Füßen lag.
Und o! zu seh'n wie Du zum Spiel, indem Du weiter
sangst,
Um unsre Laube einen Kranz von wilden Rosen schlangst —
Mein Herz bezaubernd mehr und mehr mit Deines Aug's
Gewalt,
Mit jeder Biegung Deines Arms und Deiner Feengestalt.

Und wenn in Winternächten nun der Wind durch's Dunkel
blies
Und um gefrorne Fenster rund Schneeflocken wirbeln ließ:
Wie lustig dann die Gluth im Herd! Wie süß des Kessels
Sang!
Vereint mit Deinem Lächeln und mit Deiner Stimme Klang.
Wie konnt' ich spielen stundenlang mit Deinen Locken, wie
Mit Deinen Händen tändeln in berauschter Phantasie —
Und mischen mit verstohl'nem Wort den Seufzer und den
Kuß,
Und — in Dein Aug' versunken tief — den seligsten
Genuß!

Kind von Frankreich.

(1823.)

Kind von Frankreich, bei der Lieb'
Die so lang verborgen blieb,
Bis Dein Aug' sie spiegelt' —
Bei der Röthe Deiner Wang',
Bei dem Kuß, der sanft und lang
Sie zuletzt besiegelt ....

Bei der Sprache, fremd und wild,
Die Dein wandelnd Traumgebild
Oft noch zu mir sende:
Bei den Augen — ach, ein Schmuck
Von Demanten! — bei dem Druck
Deiner zarten Hände ....

Bei den Thränen, welche Dein,
Bei des Lächelns Sonnenschein,
Der so süß gewann mich —
Bei dem Zauber, wandelbar,
Der Dein hold Geheimniß war:
Denk' zuweilen an mich!

Denk' des Tages, da ich ging,
Denk' der Thräne, die da hing
An der Wange nieder —
Bis ich fort sie küßte — ach,
Denk' an Alles, was ich sprach,
Und nie spreche wieder!

Moncontour.

(1824.)

O! weint um Moncontour. — O! weint um die Stund',
Wo die Kinder der Nacht und des Unheils im Bund;
Wo Valois' Rosse nach blut'gem Gefecht
Zerstampften die Kämpfer für Gott und für Recht.

O! weint um Moncontour. — O! weint um das Blut
Das im Kampfe vergossen voll Glauben und Muth.
O! weint um die Lebenden — Nichts als die Qual
Der Schmach, des Exiles blieb ihnen zur Wahl.

Ein Blick noch zur Hütte, die traulich dort steht,
Zum Hügel voll Reben, zum blühenden Beet,
Zum Kirchlein, in dessen ehrwürdiger Nacht
Vereint mit den Vätern zu ruh'n wir gedacht.

Ach, Heimath! wir zieh'n und Dich tritt unter'n Fuß
Lothringische Arglist, der Hochmuth Anjou's;
In Deine Gefilde ergießt sich der Strom
Der Speere von Uri, der Pfaffen von Rom!

Fahrwol Deinem Brunnen, dem plätschernden Klang,
Dem Schatten, dem Tanze, dem Abendgesang;

Den Bienen, den Gärten, dem Dufte beim Mäh'n,
Und der wogenden Linie der blauen Pyrenä'n.

Fahrwol und für immer! der Priester, der Knecht
Zieht ein, wo jetzt auszieht ein freies Geschlecht!
Wir wandern und beugen uns dorten wie hier
Vor Keinem, o Vater, vor Keinem als Dir!

Lieder aus dem Bürgerkriege.

(1824.)

Krieg'rische Schuster hier, bei Pech und Draht
Verhöhnend Lords, Schmachtlocken, Masken, Staat —
Ein Page dort — der, ein betrübter Held,
Vom Trink- und Kartentisch fort muß in's Feld.
Verlassen steht im Schach der arme Thurm —
Denn den Vertheid'ger ruft's zu andrem Sturm.
Indeß Andromache, wie sonst geputzt,
Die Lippe schminkt, das falsche Haar aufstutzt.
Für Kirch' und König gibt er Alles hin —
Verläßt er Buben und Herzkönigin:
Für Kirch' und König, sei mit Blut befleckt
Sein Wamms, befleckt mit Nichts zuvor als Sekt.

Aus einem M. S. Gedicht.

I.

Der Cavalier-Marsch nach London.

Nun Cavalier' auf's Pferd! auf's Pferd!
Auf's Pferd für Kirch' und Kron'!
Die Zelte ab und hoch das Schwert —
Seht, London zittert schon.
Die königliche Buhl' erstickt
In Flammen trüb' und schwer —
Die noch des Aufruhrs Stimme schickt
Von hundert Thürmen her.

Die Börse seufzt und Furcht und Haß
Tobt durch den Strand und droht —
Manch' Eisenauge wird schon naß,
Manch' eherne Wange roth.
Vom Fasten bleich und abgezehrt —
Hohläug'ge finstre Mahner —
Ruft jedes Committee zum Schwert
Die City-Puritaner.

Der Donner unsrer Trommel soll
Bald wecken Londons Grau'n —
Bald sollen schreien schreckensvoll
„Sie kommen!" Londons Frau'n.
Faschinen auf und Zacken rund
Und vorwärts ein' und all —
Stampft ihre Piken in den Grund,
Sammt ihrem Lehmsteinwall.

Pardon? — Ob auch das Knie Ihr senkt
Mit bange röchelndem Laut:
Nein, kein Pardon! Ihr Jungens denkt
An Strafford und an Laud.
Denkt all' der Schande, ungeheu'r —
Und stampft zu Koth die Brut —
Nein, kein Pardon! Legt an, gebt Feu'r —
Nein, kein Pardon — nur Blut!

Und dann? — Nun, sind wir einmal da,
Kriegt uns kein Teufel fort —
Denn reiche Leute gibt es ja
Und schöne Mädchen dort.

Und wer um Predigt, Angst und Schrei
Sich kümmert einer Schönen,
Und wer nicht zugreift frech und frei —
Den werden wir versöhnen!

Und ihre Pred'ger dünn und zart
Mit ernst verzognen Brauen:
Von einer Canzel eigner Art
Soll'n sie das Volk erbauen!
Bis daß der Henker, müd' und matt
Der stumpfen Scheere flucht,
Und sie, die Blutes übersatt,
Umsonst zu schärfen sucht.

Hoch über'm Dache von Guildhall
Soll baumeln der Recorder,
Pym's Schurken sollen ohne Wahl
Pariren unsrer Order.
Den Spruch des Munds vollzieht die Hand
Nach krieg'rischem Entscheid;
Ob auch mit schlichtem Haar die Band'
Und Lenthall ängstlich schreit.

Von Bank und Wollsack, Tonn' und Stuhl
Bau'n wir ein Feu'r und brennt's,
So rollen wir Centner in den Pfuhl
Rebell'schen Pergaments.
Und Blatt an Blatt drin lodern soll
Psalm, Katechismus, Fibel, —
Die militärische Musterroll',
Die gottverfluchte Bibel.

Und in der Flamme Wirbelglanz
Soll Englands Pest verkohlen,
Und rundum springen mit uns im Tanz
Die Frau'n, die wir uns holen.
Und dann soll es zu Ende sein,
Dann sei des Bluts genug —
Dann bringt herbei den ält'sten Wein,
Herbei den größten Krug!

Und wie mit Scherz und Lust Ihr trinkt
Des Bechers feuchten Segen,
Draus Perl' um Perle steigend blinkt
Einladend Euch entgegen;
Dann trinkt auf Manchen, der entschlief,
Glorreich beim Siegesschimmer —
Trinkt einen Zug, wie die Themse tief,
Auf Kirch' und König für immer!

II.

Die Schlacht von Naseby,

von Obadiah

„Bindet-ihre-Könige-in-Ketten-und-ihre-Edlen-mit-Fesseln-von-Eisen,“
Sergeant in Ireton's Regiment.

O! warum kommt Ihr dort frohlockend aus dem Nord
Mit Händen und mit Füßen und Kleidern von Blut genäßt?
Und warum schickt Euer Hauf Geschrei zum Himmel auf?
Und woher sind die Reben, die Ihr in der Kelter preßt?

Die Wurzel war verflucht und bitter war die Frucht,
Und purpurn war der Weinsaft, der da floß aus Beer' und Kern —
Denn wir traten auf die Schaar, die stolz und mächtig war,
Die hoch im Rath saß und erschlug die Heiligen des Herrn.

Im Juni zur Mittagszeit, — die Sonn' schien hell und breit, —
Da sah'n wir ihrer Banner Tanz und ihrer Panzer Schein;
Gesalbten Haar's erschien der Mann des Bluts, um ihn
War Astley und Sir Marmaduke und Ruprecht von dem Rhein.

Einem Priester gleich zu Pferd, mit Bibel und mit Schwert
Ritt durch die Reih'n der General und formt' uns zum Gefecht;
Da in der Feinde Schooß brach ein Gemurmel los
Und ein gottloses Schlachtgeschrei für des Tyrannen Recht.

Und horch! wie schaumverhüllt am Strand' die Brandung brüllt
So durch die ganze Linie hört man nun das wüste Schrei'n;
Für Gott und für die Kron'! Für die Kirche, für den Thron!
Für Karl, den König von Engelland und Ruprecht von dem Rhein!

Der deutsche Wüthrich naht mit Pfeif' und Trommel im Staat,
Mit seinen Räubern vom Elsaß und den Pagen von Whitehall;
Nun faßt ihn in's Gesicht — schließt Eure Reihen dicht,
Kommt Ruprecht, zwischen Sieg und Tod bleibt uns dann nur die Wahl!

Sie sind da, sie brechen ein. Es schwenken unsre Reih'n —
Unsre Linke schwindet vor dem Feind wie Stoppeln vor der Gluth;
O, Herr, schütz' Deine Knecht'! O, Herr, beschirm das Recht'!
Nun sammelt Euch und fechtet's aus — Ihr steht in Gottes Hut.

Skippon, der Held, verblich — das Centrum brach und wich —
Was für ein Pferdegetrappel klingt im Rücken uns? Hört Ihr?
Wessen Banner weht von fern uns? Hurrah, gesandt vom Herrn uns —
Nur einen Augenblick — hurrah! und Oliver ist hier.

Wie fliegen sie herbei! Die Speer' in einer Reih' —
Gleich Wirbelwind in einem Forst, gleich Wassersturz im Deich —
Unsrer Cürassiere Wucht, trieb Alle in die Flucht
Und hat ihren ganzen Pikenwald zerschmettert mit einem Streich.

Ihr, die noch jüngst so keck — was sucht Ihr im Versteck?
Eure feigen Köpfe müssen doch verfaulen auf Temple Bar.
Und er — er kehrt, er flieht — sein schmachvoll Auge sieht
Die Qualen seiner Feinde gern: doch ungern sieht's Gefahr!

Kamraden, fegt den Plan und wo auf blut'ger Bahn
'Ne Leiche liegt, da tretet sie noch einmal in den Staub.
Dann nehmt die goldnen Dinger von Aermel, Tasch' und Finger,
Die Zeichen ihres Uebermuths und nun des Armen Raub.

O! Euer Wamms saß gut, Euer Herz schlug wohlgemuth,
Als Ihr heut in der Früh' geküßt Eurer Schönen Lilienhand;
Und morgen wird der Fuchs aus der Höhl' im Tannenwuchs
Mit seinen Jungen heulend geh'n um Eure Leich' im Sand.

Wo ist die Zunge nun, die zu lästern nicht wollte ruh'n,
  Und Eure Hand, die mit dem Schwert jüngst noch geprunkt so sehr,
Euer duftig Seidenkleid, Euer Fluch und Euer Eid,
  Sonett, Theater, Kartenspiel und was der Dinge mehr?

Zertreten von bittrem Hohn sammt Priestermütz' und Kron'
  Liegt nun des Papstes Mammon und des Hofes Götzentand;
Weh herrscht in Oxford's Schul', in Durham's Kirchenstuhl,
  Der Jesuit schlägt seine Brust, der Bischof zerreißt sein Gewand.

Und zittern am Tiberstrom soll'n die sieben Hügel von Rom,
  Wenn von den Schwertern Englands sie die Mähr vernehmen dort;
Und die Kön'ge all' voll Grau'n sollen hören sie's und schau'n,
  Was Gottes Hand gethan hat für die Häuser und das Wort!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Macaulay, Thomas Babington,

Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts

Bd.: 3

1860

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.3020(3/4#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828256-0